Bibliothek

für die

reifere christliche Jugend.

Sechster Band.

Fenelon,

Erzbischof von Cambrai.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1874.

Fenelon,

Erzbischof von Cambrai.

Nach

Cardinal Beausset für die reifere christliche Jugend

aus

dem Französischen bearbeitet

von

Robert della Torre,

w. Capitular-Priester des Stiftes Schotten in Wien und Erzieher der jüngeren Prinzen Thurn und Taxis in Regensburg.

Mit Approbation des Erzbischofs von Tours.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1874.

Vorwort des Uebersetzers.

Wir übergeben hier der reiferen, besonders studirenden Jugend *) die Lebensgeschichte eines Mannes, der sich durch seine erhabene Denk- und Handlungsweise so wie durch seine seltenen Geistesproducte einen unsterblichen Namen errungen hat. Schon seiner Mitwelt — und das ist ein eben so seltenes als untrügliches Zeugniß seines Verdienstes — war Fenelon

*) Wir wollen das Wort reifere Jugend im strengen Sinne genommen wissen.

Gegenstand der Achtung, Liebe und Verehrung, und seit seinem Abtreten von der irdischen Laufbahn, das ist seit mehr als einem Jahrhunderte, hat sich das Urtheil über seine Persönlichkeit nicht geändert; er gilt noch immer als eine sittliche Größe, wie uns die Geschichte nur wenige Beispiele vorzuführen im Stande ist.

Wir mögen aber diesen Mann seit seinem öffentlichen Hervortreten in was immer für einem Verhältnisse, in was immer für einer Lage, in was immer für einem Momente seines Lebens betrachten, sei es in seinem stilleren Wirken als Leiter eines Frauenvereins, sei es in der wichtigern Thätigkeit als Oberhaupt von Missionären, sei es als Lehrer und Erzieher des Herzogs von Burgund, sei es endlich als Oberhirte eines weiten Kirchsprengels, — überall finden wir ihn an seinem

Platze, überall gleich ausgezeichnet, überall als großes Vorbild und Muster der Nachahmung.

Folgen wir ihm aber in seine Kämpfe, blicken wir auf ihn bei den harten Schlägen, die ihm die Vorsehung zugedacht: so erhebt er sich vor uns aus diesen Prüfungen als eine großartige Erscheinung, in welcher der Geist des Christenthums die herrlichsten Siege gefeiert! —

Wir setzen hier nur noch die wenigen, aber Fenelon wesentlich charakterisirenden Worte eines neuern, nicht unberühmten Kirchengeschichtschreibers hinzu: „Man verehrte," — sagt er, — „in Fenelon eine erhabene „Seele, die nur edler Gedanken und der rein„sten Empfindung fähig war; eine liebliche „und fruchtbare Einbildungskraft, Aufrichtig„keit und Redlichkeit des Sinnes, Tiefe des

„Gemüthes und Klarheit des Geistes haben „ihn zu einer der seltensten Persönlichkeiten „verklärt. Seine Auffassung des Christenthums „mit dem Geiste und dem Herzen zugleich wird „stets originell bleiben, aber auch zu jeder Zeit „auf reine Gemüther erregend und wunderbar „belebend einwirken.“

Vorwort des Verfassers.

Bei Veröffentlichung dieses Werkchens hatten wir die Absicht, die christliche Jugend mit einem der schönsten Werke der heutigen Literatur bekannt zu machen, nämlich der vom Cardinal Beausset verfaßten Lebensgeschichte Fenelon's.

Wenn wir uns aber bestrebten, diese in einen engern Rahmen zu schließen, so wollten wir doch das Ganze und das Gepräge jenes Werkes beibehalten, und nicht etwa einen bloßen Auszug, sondern eine möglichst getreue Copie liefern. Wir versuchten

das Gemälde eines großen Malers vor Augen zu stellen, dessen Umrisse wir wohl in kleinerem Maßstabe nahmen, dabei aber doch unser ganzes Streben dahin ging, Zeichnung und Colorit des Meisters wieder zu geben.

Der einzige Vorwurf, den man Beausset gemacht, bestand darin, daß er seiner Erzählung nicht die gehörige Gedrängtheit gegeben habe. Wir glauben nun diesem Uebelstande durch Hinweglassung alles Dessen abgeholfen zu haben, was uns den Gang der Erzählung zu hemmen schien.

Auch der Eintheilung, die Beausset in Fenelon's Lebensgeschichte angenommen, glaubten wir nicht strenge folgen zu müssen.

Das Leben Fenelon's selbst bietet zwei hervorstechende Epochen:

In der ersten sieht man einen jungen Gottesgelehrten, den mehr sein Verdienst

und seine Geistesgaben, als seine Geburt, nach und nach von dem einfachen Amte eines Ordensgeistlichen zur Stelle eines Lehrers von königlichen Prinzen und zu erhabenen Kirchenämtern erheben.

In der zweiten erscheint er als ein Oberhaupt in der Kirche, das in der Ausübung seiner bischöflichen Pflichten eine ungerecht erlittene Ungnade der Vergessenheit überliefert. Mitten in seiner Verweisung, die er durch so erhabene Tugenden und Seelengröße verherrlicht, fährt er selbst ohne Wissen des Königs in seiner Sendung fort, die ihm Dieser selbst früher anvertraut hatte, nämlich, für die Erziehung des Thronerben Sorge zu tragen. Erwirbt sich aber Fenelon ungeachtet so großer tugendhafter Handlungen und dem Staate und der Menschheit erwiesener Dienste dennoch nicht die Gunst Ludwig's XIV., so ist er dafür durch das

Zeugniß eines vorwurfslosen Gewissens, durch die allgemeine Anerkennung seiner Zeitgenossen und die Verehrung der Nachwelt entschädigt.

Dies ist der Grund der Eintheilung dieses Buches in nur zwei Theile, deren jedoch jeder wieder in eine gewisse Anzahl Kapitel zerfällt.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Von Fenelon's Geburt bis zu seiner Berufung zu den Missionen nach Poitou.

Franz von Salignac von Lamothe-Fenelon, Erzbischof von Cambrai, erblickte am 6. August 1651 im Schlosse Fenelon in Perigord das Licht der Welt. Seine Familie, wenn gleich eben so durch Alter als Berühmtheit ausgezeichnet, strahlte dennoch wegen des Ruhmes des Erzbischofes in einem helleren Glanze, als wegen der langen Reihe von Ahnen, die sich bereits als Kriegshelden, als Staatsmänner, ja auch als Kirchenfürsten hervorgethan hatten.

Fenelon war der Sprößling der zweiten Ehe des Pons von Salignac, Grafen von Lamothe-Fenelon und der Louise von St. Abre, die aus einer alten Familie aus Perigord stammte. Sein Vater, bereits im Greisenalter, pflegte dies Söhnchen mit einer außerordentlichen Sorgfalt und Zärtlichkeit, da bald die glücklichen Anlagen desselben hervortraten. Seine erste Erziehung ward einem Lehrer anvertraut, der es verstand, seinem Zögling Geschmack für die Grundlage der schönen Literatur einzuflößen

und ihm in wenigen Jahren zu einer tiefern Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache zu verhelfen, als man es bei solch' zartem Alter kaum für möglich halten sollte.

Eine solche Anleitung, die er zu seinen Studien empfing, trug auch bald herrliche Früchte, denn ihr verdankte Fenelon diese Vollkommenheit des Stiles, die man in allen seinen Schriften entdeckt, ja selbst jene nicht ausgenommen, die er in seiner frühern Jugend verfaßt hatte.

Wir wünschen, daß unsere jungen Leser diesen Umstand in der Erziehung Fenelon's wohl beherzigten, da man heutzutage nicht selten finden kann, daß man die Kenntniß der lateinischen und der griechischen Sprache für ganz unnütz hält. Sie mögen wissen, daß sich durch gründliches Studium der großen Vorbilder Athen's und Rom's alle Schriftsteller, alle ausgezeichneten Redner des siebenzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts gebildet haben, und daß auch darin Fenelon das Geheimniß dieses leichten, angenehmen, zierlichen, dieses an unaussprechbarem Reize reichen, ein ganz eigenes Gepräge an sich tragenden Stiles gefunden habe, den man nun geradehin den Stil Fenelon's zu nennen übereingekommen ist.

Schon im zwölften Jahre seines Alters sandte man ihn auf die Universität von Cahors, wo er den Curs der Humanitäts-Wissenschaften und der Philosophie vollendete, wo er auch die Gradus nahm, die ihm in der Folge im kirchlichen Amte, zu dem er erzogen ward, genügten.

Der ausgezeichnete Ruf des jungen Fenelon ver-

anlaßte seinen Onkel, den Marquis Anton von Fenelon, ihn nach Paris kommen zu lassen. Er verschaffte dem Neffen einen Platz im Collegium zu Plessis, damit er sich noch mehr den philosophischen Studien weihe und dann den theologischen Curs beginne. Hier trat er in innige Freundschaft mit dem jungen Abbé von Noailles, nachmaligem Cardinal und Erzbischof von Paris.

Seine Fortschritte im genannten Collegium waren derart, daß man ihn schon in seinem fünfzehnten Jahre eine Predigt halten ließ, die sich eines außerordentlichen Beifalles zu erfreuen hatte.

Der Marquis Fenelon hingegen, weit entfernt durch das seinem Neffen gezollte Lob geschmeichelt zu werden, war hierüber beunruhigt, und in der Besorgniß, es möchte eine so glückliche Naturgabe durch übermäßige oder unzeitige Lobeserhebungen Schaden leiden, ließ er den jungen Fenelon in das Seminar von St. Sulpice eintreten und stellte ihn unter die Leitung des Abbé Tronson. Dem greisen Fenelon waren schon von seiner Kindheit an die reinsten Grundsätze von Religion und Ehre beigebracht worden, daher beobachtete er auch die von ihnen vorgeschriebenen Regeln mit gewissenhaftester und strengster Pünktlichkeit.

In Verbindung mit Olivier, Lehrer und Gründer der Congregation von St. Sulpice, hatte er ein ganz außerordentliches Vorhaben gefaßt. Es bestand in einem Verein gegen den Zweikampf. Die Strenge des Cardinals Richelieu hatte zwar die Wuth solcher Kämpfe zu unterdrücken vermocht, allein mit seinem Tode gewann dieser blutige

Unsinn neue Stärke. Hatte dieses Vorhaben nicht den glücklichen Erfolg, den sich seine Urheber versprachen, so muß man es dem barbarischen Vorurtheile zuschreiben, von dem unser französisches Volk noch immer geknechtet wird. Eine scheußliche Wunde, die nur die Religion allein zu heilen vermag, indem sie die Menschen zu wahrem Ehr- und Menschlichkeits-Gefühle zurückführet!

Der Marquis Fenelon verlor seinen einzigen Sohn bei der Belagerung von Candia im Jahre 1669. Dieser unglückliche Vater fand in seinen religiösen Grundsätzen die einzige Stütze, die seinen Muth in seinem Schmerze zu erhalten vermochte. Doch gewährte ihm die Vorsehung den süßesten Trost dadurch, daß sie ihm an des verlorenen Sohnes Statt einen Neffen gab, der der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe und Sorgfalt werden sollte und dem er auch wirklich als Vater und Leiter auf dem Wege der Ehre und Tugend diente. Als er seinen Neffen in das Seminar und den Abbé Tronson ihm als Leiter gab, hatte er keinen andern Zweck im Auge, als daß ihm der wahre Geist seines Standes eingeimpft werde, und hierzu vermochte er wohl keine seinen frommen Absichten entsprechendere Wahl zu treffen.

Aus den Kenntnissen, Beispielen und der wahren und innigen Frömmigkeit dieses weisen Seelenleiters gewann Fenelon den Geschmack jener wahrhaft priesterlichen Tugenden, als deren vollendetes Muster er sich in den verschiedenen Lagen seines Lebens in der Folgezeit darstellte.

Die Congregation von St. Sulpice, wiewohl

erst neulich entstanden, erfreute sich bereits des höchsten Ansehens. Bestimmt, Diener der Kirche zu bilden für die verschiedenen Weihen der Hierarchie, war sie vom wahren Geiste durchdrungen, der der Heiligkeit des Priesterthums angemessen ist; sie bemühte sich, den jugendlichen Zöglingen Geschmack und Gewohnheit für ernste Studien einzuflößen, die Ordnung ihrer Beschäftigung und die Anwendung ihrer Zeit zu leiten und ihrem Geiste die erste Grundlage jeden Systemes kirchlicher Wissenschaften zu geben.

Dies waren die Grundzüge des Geistes dieser Erziehung, und die Erzieher erwiesen sich auch als das rührendste Muster in ihrem strengen Leben. Unwandelbare und gränzenlose Hingabe an die weise Leitung ihrer Vorsteher, christliche Eingezogenheit und Selbstverläugnung, wahre, einfache, natürliche Frömmigkeit ohne erzwungenem und prahlerischem Wesen, edle Gesinnung, bemerkbare Anspruchslosigkeit, dies sind die Merkmale jener Männer, die sich durch nichts Anderes als durch die Bande eines freien und freiwilligen Vereines an einander gekettet hatten.

Eine große Anzahl Geistliche, die zu den ausgezeichnetsten Kirchenämtern berufen worden, gingen aus der Versammlung von St. Sulpice hervor, aber unter diesen ist gewiß ohne Widerrede Fenelon einer von Denjenigen, um derentwillen sich diese Gesellschaft mit allem Rechte rühmen kann.

Zur Zeit, als Fenelon in St. Sulpice eintrat, bewegte gerade der Streit des Jansenismus sehr viele Geister. Besonders war dieser hartnäckige Streit zwischen der Gesellschaft Jesu und der Schule

von Port=Royal geführt, — ein Streit, der für beide Parteien verhängnißvoll war und vielleicht auch auf neuere Ereignisse nicht ohne Einfluß blieb.

Unter den aufgeklärten und tugendhaften Männern, die sich über solchen Zwist betrübten und das Mißgeschick voraussahen, das er in der Folge nach sich ziehen werde, darf man die Versammlung von St. Sulpice anführen. Diese nahm schon vermöge der Natur und des Wesens ihrer Einrichtung selbst, die von der jener zwei kämpfenden Gesellschaften ganz verschieden war, durchaus gar keinen Antheil an ihren Streitigkeiten. St. Sulpice weihte sich nicht dem Kampfe, sondern erkannte als ihre heiligen Schranken, die Menschheit zu erbauen, ihr nützlich zu werden, und sie verblieb auch beständig in dem Kreise jener Amtshandlungen, die zu einem glücklichen Erfolge ihres Berufes erforderlich waren.

Gott segnete die Absichten, die den Marquis Fenelon geleitet, als er seinen Neffen, in das Seminar von St. Sulpice eintreten ließ. Tronson gewann von Tag zu Tag einen mehr bemerkbaren Einfluß auf diese sanfte und tugendhafte Seele, und flößte ihr die Grundsätze und die Gefühle jener herzlichen und reinen Liebe gegen die Mitmenschen so wie jener Liebe gegen Gott um Seinetwillen ein, deren Ausübung sein junger Zögling in der Folge vielleicht über die der menschlichen Schwäche vorgeschriebenen Gränzen erstrebte.

Der junge Fenelon war von schwächlicher Gesundheit, allein seine glühende Seele faßte einen Entschluß, der seine Kräfte überstieg und seine Familie, besonders seinen Onkel, den Bischof von

Sarlat beunruhigte. Er wollte sich den Missionen von Canada weihen, wo die Versammlung von St. Sulpice eine Niederlassung mit der Bestimmung hatte, den Wilden das Evangelium zu verkünden und den Bewohnern der Colonie geistliche Hülfe zu gewähren.

Der Bischof von Sarlat, dessen Beistimmung der Abbé Fenelon nachgesucht hatte, erschrack über einen Entschluß, der sich mit der heikeligen Gesundheit seines Neffen nicht vereinen ließ. Er verweigerte ihm sein Jawort und bedeutete ihm vielmehr, in's Seminar von St. Sulpice zurückzukehren und sich durch Studium und Zurückgezogenheit für die Ausübung des heiligen Amtes, zu dem er berufen wäre, würdiger zu machen.

Nachdem der Abbé Fenelon die heiligen Weihen im Seminar von St. Sulpice empfangen hatte, widmete er sich dem Seelsorger-Amte. Hier bot sich ihm die Gelegenheit dar, sich die Kenntniß aller sittlichen wie physischen Uebel zu verschaffen, welche die Menschheit drücken; denn hier fand er Zugang bei allen Ständen, hier nahte er jedem Unglücke, hier empfand er Mitleid mit allen Schwächen, hier entwickelte er jenen herrlichen Verein von Sanftmuth, Kraft und Nächstenliebe, wie sie sich allen Charakteren, allen Lagen und Umständen, allen Drangsalen anpassen. Dem tiefen Eindrucke, den er sein ganzes Leben hindurch beibehielt, hat man jenes zärtliche Mitleid zuzuschreiben, das in allen seinen Schriften für die Unglücklichen hervorleuchtet und das er noch besser in allen seinen Handlungen an Tag zu fördern wußte.

Drei ganze Jahre hindurch weihte er sich diesem Amte und schöpfte aus dessen Uebung den kostbaren Vortheil, mit einer Fülle und einer Leichtigkeit und zugleich mit einer Klarheit und Zierlichkeit zu sprechen und zu schreiben, daß er das Staunen und die Bewunderung seiner Zeitgenossen wurde.

Fenelon wurde im Jahre 1674 von seinem Onkel nach Sarlat berufen. In dieser Zeit nahm er mit neuer Gluth der Seele sein früheres Vorhaben, sich den Missionen zu weihen, wieder auf; entsagte er aber seinem Entschlusse für Canada, weil er dessen rauhes Klima kaum zu ertragen im Stande gewesen wäre, so ging all' sein Sinnen auf die Missionen des Orients. Es scheint, daß er für diesen neuen Entschluß die Beistimmung seines Onkels entweder freiwillig erhielt oder vielmehr entriß. Aus einem Briefe, den er bei dieser Gelegenheit schrieb, erkennt man, mit welcher Begeisterung er sich zur Ausführung dieses Vorhabens vorbereitete. Wir können nicht dem Vergnügen widerstehen, einige Bruchstücke aus demselben anzuführen! Unsere jungen Leser werden ohne Zweifel die Feder erkennen, die Telemach geschrieben hat.

„— Endlich reise ich, und es fehlt nicht viel, daß „ich fliege! Beim Gedanken dieser Reise kömmt mir „wohl der einer noch weiteren. Ganz Griechenland „öffnet sich vor mir — der Peloponnes athmet in „Freiheit und die Kirche von Korinth steht in frischer „Blüthe! Ich fühle mich in jene paradiesischen Orte „und unter jene kostbaren Trümmer versetzt, um neben „den merkwürdigsten Denkmalen den Geist des Alter„thums selbst einzuathmen. Ich suche jenen Areo„pag, wo der große Weltapostel den Weltweisen

„den unbekannten Gott verkündete: auf das „Heilige folgt das Profane, und ich verachte es nicht, „in den Piräus hinabzusteigen, wo Sokrates die „Grundzüge zu seiner Republik entwarf. Ich besteige „das Doppelhaupt des Parnasses; ich ärnte die „Lorbeeren von Delphi und schmecke Tempe's Lieb„lichkeiten!

„Wann wird sich der Türken Blut mit dem der „Perser mischen auf Marathon's Gefilden, damit „Griechenland wieder die Blüthe der Religion, der „Philosophie und der schönen Künste werde, welche „dasselbe ja stets als ihr Vaterland betrachten?

„Auch dich — durch die himmlischen Erscheinun„gen des vielgeliebten Jüngers — geheiligte Insel, „o seliges Patmos! auch dich will ich nicht ver„gessen, und küssen auf der Erde die Fußstapfen des „Apostels und glauben will ich die Himmel offen zu „sehen! — Auch die Scheidewand sehe ich fallen „— den Orient und den Occident sich vereinigen — und „für Asien nach so langer Nacht ein neues Morgenroth „aufgehen; ich sehe das Land, geheiligt durch des Er„lösers Spuren und von Dessen Blut benetzt, befreit „von seinen Entheiligern und von neuer Herrlichkeit „strahlend!" — —

Man erkennt aus dem Geiste und der Schreibart dieses Briefes, daß Fenelon noch in der Blüthe seines Alters gestanden, wo die Einbildungskraft alle vorüberziehenden Gegenstände zu verschönern sich gefällt, und über sie lebhafte und feurige Farben ausgießet. Doch ungeachtet dieser Begeisterung ward die Vollführung seines Planes noch immer zurückgehalten, ohne Zweifel aus Furcht, seinen Onkel zu betrüben, der

nur mit Widerwillen seinem flehenden Andringen nachgegeben hatte. Während dieser Zeit gelang es, dem Feuereifer Fenelon's für Bekehrung der Ungläubigen eine andere Richtung zu geben, indem man ihn zu einem jenem nicht unähnlichen Amte zu verwenden suchte.

Johann Franz von Condi, erster Erzbischof von Paris hatte im Jahre 1634 mit Bewilligung des Papstes Urban VIII. einen Verein gestiftet, der die Aufgabe hatte, Frauen und Jungfrauen, die zum katholischen Glauben übertraten, in diesem zu erhalten, und Personen desselben Geschlechtes, die sich für genannten Glauben geneigt zeigten, zu unterrichten. Dieser Verein, der aus einigen frommen Personen bestand, die durch kein religiöses Gelübde verbunden waren, nannte sich „die Neukatholikinnen" (Nouvelles Catholiques). Der Erzbischof von Paris, von Harlai, von dem außerordentlichen Rufe des jungen Abbé Fenelon in Verwunderung gesetzt, stand nicht an, ihn zum Leiter dieses Vereines aufzustellen.

Um in Ausübung dieser neuen Functionen weniger zerstreut zu sein, verließ er die Versammlung der Priester von St. Sulpice und zog zu seinem Onkel, dem Marquis Fenelon, der in der Abtei von Saint-Germain-des-Prés eine Wohnung inne hatte.

Der Abbé Fenelon bewies in seinem neuen Amte die so seltene und doch so nothwendige Gabe, dem Unterrichte stets jene einfache, klare, bündige Darstellung zu verleihen, die jedem Verstande verständlich ward, da sie sich der Stufe der Ausbildung desselben stets anpaßte. Diese Laufbahn leitete ihn

auf seine frühern Gedanken, auf seine frühern Wünsche in Absicht auf die Missionen zurück und bot sie auch nicht so ausgedehnte Arbeiten, so ruhmvoll zu bestehende Gefahren, so war sie doch nicht aller Schwierigkeiten bar. Es ist oft schwieriger über Irrthum, als über Götzendienst zu siegen, und angenommene Meinungen, die man für reiner, strenger hält, zu beseitigen, als sinnlosen Aberglauben zu zerstören, der weder für den Geist noch die Eigenliebe irgend einen Reiz besitzt. Sein glücklicher Erfolg im Hause der Neukatholikinnen erweckte in der Folge den Gedanken, ihn für die Missionen von Poitou zu verwenden.

Fenelon verblieb in seiner innigen Verbindung mit Tronson und bewies sich stets der Gunstbezeigung seines Onkels würdig, der für ihn als zweiter Führer anzusehen ist.

Der Marquis Fenelon stellte seinen jungen Neffen den eben so zahlreichen als angesehenen Freunden vor, die sein Haus besuchten. Besonders ergeben wurden ihm aus ihnen zwei Männer, deren Einfluß auf seine Zukunft nicht gering war; der Eine war der Herzog von Beauvilliers, welcher als Erzieher des Herzogs von Burgund, Fenelon zum Lehrer der königlichen Kinder ernennen ließ; der Andere war Bossuet, der von den ersten Augenblicken an von dem außerordentlichen Verdienste, das jener junge Geistliche verrieth, eingenommen war. Fenelon ward schnell durch unwiderstehliches Gefühl zu diesem großen Manne hingerissen, dessen Tugenden, Lehren und Beispiele an die Väter der ersten Jahrhunderte des Christenthums erinnerten. Jeder Tag erwarb ihm neue Rechte auf die Achtung und das Vertrauen

Bossuet's, der sich ungeachtet seiner großen Beschäftigungen damit befaßte, Fenelon auf der Laufbahn zu leiten, die sich vor ihm öffnete, und auf der man sich gar leicht — wenn nicht durch eine geschickte und geübte Hand geleitet — verirren konnte.

Dieses Freundschaftsbündniß währte eine lange Reihe Jahre mit gleicher Innigkeit bis zur betrübenden Epoche, in der sich diese beiden großen Männer wegen Verschiedenheit ihrer Ansichten gegenüber traten.

Der Marquis Fenelon hatte deßgleichen seinen Neffen dem Erzbischofe von Paris, von Harlai, vorgestellt, der sich damals eines großen Einflusses bei Hof zu erfreuen hatte. Er empfing den Abbé Fenelon mit besonderm Wohlwollen, und gab ihm reichlich Beweise von Zuneigung, Vertrauen und gutem Willen, wie dies schon überhaupt in seinem Charakter und Benehmen lag; doch ungern sah er es, daß Fenelon eine besondere Vorliebe für Bossuet an den Tag legte; denn der ausgezeichnete Ruf dieses Mannes und seine Eigenschaft als Lehrer des Dauphin ließen ihn dem Erzbischofe von Paris als furchtbaren Nebenbuhler bei Hof und in kirchlichen Angelegenheiten erkennen. Von einem so auffallenden Vorzuge verletzt ließ es Harlai dem jungen Abbé merken, wie unangenehm er hiervon berührt sei.

Im Jahre 1681 trat der Bischof von Sarlat seinem Neffen das Priorat von Carennac ab, um diesem den Aufenthalt in Paris zu erleichtern. Diese Pfründe im Werthe von drei- bis viertausend Livres Einkünfte war das Einzige, was Fenelon bis zu seinem vierundvierzigsten Jahre besaß.

Nach einer kurzen Abwesenheit, die die Besitznahme einer Pfründe erfordert, setzte Fenelon seine Functionen bei den Neukatholikinnen wieder fort und weihte zehn ganze Jahre seines Lebens der einfachen Leitung eines Frauen-Vereines.

Damals schrieb er auch sein erstes Werk, — ein Werk, das seinen Ruhm begründete und das in einem einzigen Bändchen bestehend mehr richtige und nutzbare Gedanken, mehr feine und tiefe Bemerkungen, mehr praktische Wahrheiten und gesunde Moral in sich vereinigte, als so viele umfangsreiche Werke, die von demselben Gegenstande handeln. Und in der That, alles Das, was neuere Schriftsteller Nützliches und Vernünftiges für Erziehung vorgeschlagen haben, ist aus der „Abhandlung über Mädchenerziehung" entlehnt. Fenelon hatte nur Das mit Bündigkeit und Einfachheit gesagt, was man später mit Schwulst und Wortreichthum wiederholte.

Fenelon hatte nicht einmal dies Werk für das Publicum verfaßt. Er schrieb es auf Ansuchen der Herzogin von Beauvilliers, die sich ganz mit der Erziehung ihrer zahlreichen Familie beschäftigend ihn gebeten hatte, sie in Erfüllung der Pflichten, die stets mütterlicher Sorgfalt zukommen, zu unterstützen.

So geschah es, daß ein für eine einzige Familie bestimmtes Werk ein Lehrbuch für alle Familien, für alle Zeiten und für alle Länder wurde. Hat man diese Abhandlung über Mädchenerziehung gelesen, so ist man versucht zu glauben, Fenelon habe eine so richtige und feine Ansicht über Gewohnheiten, Wohlanständigkeiten und Schwierigkeiten in

der Gesellschaft nur im beständigen Umgange mit der Welt sich erwerben können. Und doch befand er sich zur Zeit, wo er dies Werk verfaßte, in der Zurückgezogenheit, einzig mit seinen geistlichen Functionen beschäftigt. Uebrigens wäre es eine Täuschung zu glauben, daß man die Welt nur kennen lerne, wenn man sich dem sinnlosen Treiben ihrer so lärmenden Vergnügungen, ihren so eitlen Freuden, ihrer müßigen Thätigkeit überließe. Zeit und Mittel für die Beobachtung sind nur gar zu sehr beschränkt, wenn man selbst vom reißenden Strudel dahingerissen wird, der Tage und Jahre des Lebens in die unermeßliche Leere unnützer Sorgen, beschwerlicher Zerstreuungen, eitler Pläne, trügerischer Hoffnungen versenkt. Von der Einsamkeit aus muß man die Welt, ihre Leidenschaften, ihre Beschwerlichkeiten, ihre Wechsel betrachten; die Menschenkenntniß ist nicht an die oberflächliche Betrachtung der Formen und Gebräuche der Gesellschaft geknüpft.

Während Fenelon sich den Beschäftigungen eines von der Welt kaum gekannten Amtes weihte, hatte er den Verlust seines Onkels — des Marquis — zu beweinen; er starb den 8. October 1688. Doch blieben ihm zum Troste noch drei kostbare Freunde, deren Zuneigung er mit eben so großer Beharrlichkeit als Liebe zu unterhalten suchte: Bossuet, Beauvilliers und Tronson. Wir dürfen wohl noch einen vierten hinzufügen, den eine glückliche Uebereinstimmung des Charakters und des Geschmackes mit Fenelon schon von Jugend an verbunden hatte, es war dies der Abbé Langeron, in der Folge Theilnehmer aller Mißgeschicke und aller Ereignisse seines

Freundes; er lebte und starb treu der Freundschaft, im Unglücke wie im Glücke.

In Bossuet's Schule erwarb sich Fenelon jene glückliche Leichtigkeit, mit der er natürlich und ohne Anstrengung über Gedanken und Aussprüche der heiligen Schrift gebot, um seinen Stil damit zu schmücken. Diese begeisterte Sprache wurde ihm so sehr zur Natur, daß sie aus allen seinen Schriften uns entgegenweht.

Zu dieser Zeit hielt es Fenelon für seine Pflicht, alle seine Arbeiten, alle seine Versuche dem Freunde Bossuet vorzulegen. Zum Beweise dieser Behauptung führt Beausset eine Handschrift an, die er unter seinen Händen hatte, die aber unglücklicher Weise verloren gegangen ist. Dieses Manuscript, ganz von der Hand Fenelon's, enthielt eine ausführliche Widerlegung der Abhandlung über Natur und Gnade von Malebranche, mit Anmerkungen von der Hand Bossuet's geschrieben, dem Fenelon seine Arbeit vorgelegt hatte.

Fenelon beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit einem Werke, das mit den Functionen, mit denen er betraut war, in näherer Verbindung stand, nämlich einer Abhandlung über das Seelsorgeramt. Nicht unrichtig dachte er, daß jede Streitsache zwischen Katholiken und Protestanten nur auf dem Wege der Belehrung und zwar der Belehrung der Menge geschlichtet werden könne.

Die genannte letzte Abhandlung hat einzig den Beweis zum Gegenstand, „daß, da die Menschen „aus sich selbst über die einzelnen Glaubenswahr„heiten nicht zu entscheiden vermögen, die göttliche

„Weisheit ihnen nichts mehr Sicheres vor Augen „stellen konnte, als eine äußere Autorität, welche „ihren Ursprung von den Aposteln und Jesus Chri- „stus selbst herleitend, ihnen eine ununterbrochene „Reihe von Hirten aufweist."

Bossuet hatte in seinen dogmatischen Werken, in denen er in reichster Fülle alle Schätze kirchlicher Wissenschaft ausgoß, zu Gelehrten, zu Philosophen, zu den Häuptern der Reform gesprochen. Fenelon richtete sich hingegen in seiner Abhandlung für Seelsorger an das reformirte Volk, an den einfachen und schlichten Verstand der Bürger und Landbewohner, und suchte in leicht begreiflichen und bündigen Vernunftschlüssen zu beweisen, daß die katholische Kirche allein eine ununterbrochene Reihenfolge von Hirten, die von den Zeiten der Apostel an bis auf unsere Tage in vorgeschriebener Weise geweiht worden seien, aufzuweisen vermag. —

Der Augenblick war gekommen, wo Fenelon aus seiner Dunkelheit hervortreten sollte, in der er sich zu verbergen gesucht hatte.

Ludwig XIV. hatte eben das Edict von Nantes widerrufen (im Oct. 1685). Er beschloß, Missionäre in jene Provinzen seines Reiches zu senden, in denen man die größte Zahl Protestanten zählte, um Jene in der Lehre der katholischen Kirche zu kräftigen, die sich bereits ihr wieder zugewendet, und Jene wieder dahin zurückzuführen, die sich zur Religion ihrer Väter zurückzukehren noch weigerten.

Unter diesen Umständen schlug Bossuet dem König den Abbé Fenelon zu den Missionen nach Poitou und Saintonge vor. Der König, welcher

bereits von Fenelon und seinem segensvollen Wirken im Verein der Neukatholikinnen gehört hatte, nahm diesen Vorschlag mit Begierde an.

Die Missionen nach Poitou boten Fenelon einen Wirkungskreis, der ganz seinem seit Jahren von ihm versehenen Amte wie seiner Neigung entsprach, die wir schon seit seiner frühesten Jugend an ihm bemerkt hatten. Mit Eifer ergriff er daher diesen neuen Beruf nur mit dem Wunsche, in der Wahl der Mitarbeiter, die man ihm zugesellen wollte und deren Haupt er sein sollte, ganz frei handeln zu lassen. Der Wunsch ward ihm ohne Anstand gewährt, und Fenelon wählte sogleich den Abbé Langeron, seinen werthesten und ihm ergebensten Freund; den berühmten Abbé Fleury, dessen Namen man nur zu nennen braucht; den Abbé Bertier, später Bischof von Blois; den Abbé Milon, später Almosenier des Königs und dann Bischof von Condom.

Ludwig XIV. wollte dem Abbé Fenelon vor seiner Abreise in eigener Person seine Absichten zu erkennen geben. Die einzige Gnade, die sich Letzterer bei dieser Gelegenheit beim König ausbat, war die Entfernung der Truppen und jeder kriegerischen Zurüstung aus allen Orten, wo er das Amt des Friedens und der Nächstenliebe ausüben sollte. Auch diesem Wunsche ward augenblickliche Folge geleistet.

Fenelon, vom König selbst bevollmächtigt, jener Methode zu folgen, die er zur Belehrung der Protestanten für die angemessenste halten würde, wußte den Eifer eines Missionärs mit der Schonung und der Sanftmuth wohl zu verbinden, die seinen Charakter stets auszeichneten.

Der Ruf der neuen Missionäre ging bereits in jenen Gegenden voraus. Der Bischof von la Rochelle, den sie zur Handhabung ihres Amtes um die nöthigen Vollmachten baten, nahm sie wie vom Himmel gesandte Engel auf, die ihn in seiner Hirtensorge unterstützten, — und das Volk, bereits von dem edlen Vertrauen belehrt, mit dem Fenelon alle militärische Hülfe abgewiesen hatte, betrachtete sie als Friedensboten. Sie sahen an ihnen auch Männer, die ausgezeichnet durch ihre Geburt, Aemter und Geistesgaben alle Annehmlichkeiten der Hauptstadt verließen, um in ungesunden und verödeten Gegenden ein demüthiges und schwieriges Amt auszuüben, ihre Armuth zu theilen, ihre Interessen als eigene anzusehen, sich in ihre Sitten zu schicken und ihr Loos durch alle Art Trost und Wohlwollen zu erleichtern.

Den Weg zum Herzen gefunden zu haben ist auch ein großer Schritt zur Ueberzeugung der Geister. Der glückliche Erfolg daher in den Missionen nach Poitou, den Fenelon und seine Mitarbeiter errangen, muß nicht minder der Unbescholtenheit ihrer Sitten und ihres Benehmens, welches alles Vorurtheil gegen die Religion, die sie predigten, beseitigte, als auch der einfachen und bündigen Weise zugeschrieben werden, mit der sie jene Religion dem Volke vortrugen, das zu wenig unterrichtet war, um Streitfragen, die über sein Verständniß gingen, begreifen zu können.

Fenelon machte bei seinen Belehrungen den glücklichsten Gebrauch von seiner Abhandlung über das Seelsorgeramt, von dem wir bereits gesprochen, das aber noch nicht gedruckt vorhanden war.

Uebrigens verbot es ihm seine Bescheidenheit, sich

über die Aufrichtigkeit einer großen Zahl schneller Bekehrungen zu täuschen, und sich nach dem Beispiele einiger Missionäre den Ruhm zuzuschreiben, ganze Provinzen bekehrt zu haben. Er wußte, daß Furcht, Mißtrauen, bloß menschliche Rücksichten oft zu scheinbaren Uebertritten bewegen, und hatte daher die Ueberzeugung, daß das Wort der Wahrheit und der Liebe, das er in jenen Provinzen säete, erst bei einer neuen Nachkommenschaft echt heilsame und genügende Früchte bringen werde.

Die Vorsehung rechtfertigte auch Fenelon's Hoffnungen; denn gerade jene Provinzen, die einst der Reform mit glühendstem Eifer anhingen, offenbarten am Ende des letzten Jahrhunderts keinen minderen Eifer für die katholische Religion und vertheidigten mit dem Schwerte in der Hand die durch Fenelon gebauten Altäre, die die Revolution umzustürzen drohte.

Es ist kaum glaublich, daß sich ein Fenelon über die Art und Weise rechtfertigen mußte, die er zur Belehrung der Protestanten anwendete. Man machte das Ansinnen an Fenelon, daß diese noch schwachen Neubekehrten schon ganz fix und fertig in den Grundsätzen und in den Werken christlicher Vollkommenheit dastehen sollten, und man warf ihm ein Uebermaß im Nachgeben vor, da er nicht alle Uebungen der Frömmigkeit, die doch die Kirche selbst nur anempfiehlt und nicht vorschreibt, von ihnen gefordert habe. Diese unzeitigen Beschuldigungen, die nur Mißgunst, Bosheit und falscher Eifer zu verbreiten suchten, schadeten in der Folge wirklich der weitern Beförderung Fenelon's. Doch Dieser ließ sich in seinem einmal einge-

schlagenen Wege nicht irre machen, und jeder wahrhaft Gläubige begriff ohne Schwierigkeit die ganze Weisheit und Richtigkeit der Grundsätze, von denen er in seinem Benehmen gegen die Protestanten geleitet wurde.

In seinem Briefwechsel mit dem Minister (dem Marquis Seignelay, dem Sohne Colbert's) giebt Fenelon Rechenschaft über den Zustand dieser Provinzen, seine Arbeiten und die Mittel, die er zur Erlangung eines glücklichen ja dauern sollenden Erfolges nöthig hält. Er empfiehlt, den guten Anfang durch milde Prediger zu unterstützen und die mit der Gabe des Unterrichtens auch die, das Vertrauen der Völker zu erwerben verbänden; in diesem Falle, fügt er hinzu, werden sie bald wahrhaft katholisch sein.

„Wir brauchen", — sagt er an einer andern Stelle, — „nur Prediger, die jeden Sonntag das „Evangelium mit sanftem und liebreichem Ernste er„klären. Irrendes Volk läßt sich nur durch's Wort „gewinnen. Weiß ein Pfarrer das Evangelium herz„lich zu erklären und das Vertrauen der Familien zu „gewinnen, so vermag er Alles auszurichten u. s. w."

Als Fenelon seine Arbeiten in Poitou beendigt zu haben glaubte, schrieb er an Bossuet, um ihn um seine Zurückberufung zu bitten. Dieser Brief hatte den erwarteten Erfolg, indem er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erhielt. Er stattete Ludwig XIV. unmittelbar Bericht über den Zustand ab, in dem er die Religion in jenen Provinzen, die er durchwandert, gelassen hatte und unterhielt den König mit dem Eifer seiner Mitarbeiter, dem Guten, das sie be-

werkstelligt und was noch zu thun übrig sei, — mit den Mitteln, die der Regierung zu Gebot ständen, um dies große Werk zu bestärken, und schwieg natürlich ganz still von sich selbst.

Nachdem Fenelon der Pflicht beim König Genüge geleistet hatte, zog er sich wieder in die Einsamkeit zurück und begann abermals seine bescheidenen Functionen als Vorsteher der Neukatholikinnen. Zwei Jahre lang sah man ihn nicht bei Hofe. Zweimal sollte er zum Bischof gewählt werden, zuerst von Poitiers, dann als Coadjutor von la Rochelle, und zweimal verhinderte Uebelwollen seine Ernennung. Fenelon war aber selbst so wenig mit seinen eigenen Interessen beschäftigt, daß er nur zufällig erfuhr, man habe ihn zu jenen hohen Würden erheben wollen. Man schreibt diese Art Ungnade allgemein dem Erzbischof von Paris, Harlay, zu, der es Fenelon nicht verzeihen konnte, daß er mit Bossuet in so inniger Verbindung stand.

Fenelon gab bei seiner Rückkehr von seinen Missionen nach Poitou dem einstimmigen Wunsche seiner Freunde und anderer aufgeklärten Männer nach, daß er die beiden Abhandlungen über Mädchenerziehung und Seelsorgeramt dem Drucke übergab.

Der Ruf, den er sich in den Missionen nach Poitou erworben, hatte bereits Aller Blick auf ihn gezogen und die Veröffentlichung dieser beiden Werke vermehrte nur noch mehr seinen Ruhm, der sich mit so großem Glanz und Schnelligkeit ausbreitete.

Dies waren Fenelon's Beschäftigungen, und die ganze Welt glaubte mit ihm, er werde seine künftige Laufbahn in nützlichen, aber — wenig gesuchten

Aemtern zubringen, denn die gegenwärtigen schienen ja ganz seinen Wünschen und seiner Uneigennützigkeit zu entsprechen.

Allein ein unvorhergesehenes Ereigniß versetzte Fenelon plötzlich in die Mitte des Hofes und erhob ihn auf eine Stelle, von der das Schicksal Frankreichs und das mehrerer Geschlechter abzuhängen schien.

Zweites Kapitel.

Fenelon, Mit-Erzieher des Herzogs von Burgund.

Hier zeigt sich nun Fenelon im ganzen Glanze jenes Charakters, der ihm die Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen und so liebliche Erinnerungen im Gedächtnisse der Nachkommen hinterlassen hat.

Ludwig XIV. setzte seinen Stolz darein, sich mit großen Männern zu umgeben. Er hatte auch dem Dauphin, seinem Sohne, Montausier und Bossouet zu Erziehern gegeben; er sollte auch für seinen Enkel eine eben so glückliche Wahl treffen. Als er die Zeit herannahen sah, in der die Erziehung seines Enkels, des Herzogs von Burgund, die Sorgfalt eines Erziehers erheischte, so hatte er nur ein Gefühl und einen Gedanken, nämlich sie dem tugendhaftesten Manne des Hofes anzuvertrauen, und der mit der Tugend alle die Eigenschaften verband, die geeignet sind, einen großen Fürsten zu bilden: dieser Mann war der Herzog von Beauvilliers.

Wir haben bereits seiner Freundschaft für Fenelon erwähnt; diese Freundschaft, die stets inniger,

zarter und fester wurde, fordert, daß wir dessen Persönlichkeit näher kennen lernen wollen. Von Beauvilliers sprechen heißt von Fenelon sprechen.

Paul, Herzog von Beauvilliers, dritter Sohn des Herzogs von Saint-Aignan, hatte sich wegen des frühzeitigen Todes seiner beiden älteren Brüder zur Nachfolge in die Ehren und Würden seines Vaters berufen gefunden. Bestimmt zum geistlichen Stande behielt er sowohl am Hofe als bei Ausübung der Aemter, die er bekleidete, die religiösen Grundsätze bei, die er von frühester Jugend an empfangen hatte. Er vermählte sich mit der zweiten Tochter Colbert's und fand in seiner Gattin vollkommene Uebereinstimmung der Gefühle und der Neigung für alle Werke der Frömmigkeit.

Durch ein seltenes Glück waren die beiden andern Schwestern der Gattin Beauvilliers von demselben Geiste beseelt und vermählten sich mit den Herzogen von Chevreuse und von Mortemart, die bereits mit dem Herzoge von Beauvilliers durch eine Achtung und Freundschaft, wie sie nur die Tugend erzeugen kann und welche Zeit und Blutsverwandtschaft unerschütterlich machen, verbunden waren. Die drei Schwestern und die drei Schwäger erwiesen sich bei Hof als eine bevorzugte Familie, die keinen andern Ehrgeiz kannte, als der Ehre und der Tugend getreu zu bleiben.

Nie sah man diese drei Herzoge nach Art anderer Höflinge ihre Gefälligkeit so weit treiben, daß sie den Leidenschaften des Königs schmeichelten, und schmähliche Huldigungen Gegenständen seiner strafbaren Neigungen brachten.

Ludwig XIV. entging dieser Gegensatz zwischen einem so edlen und reinen Benehmen und einer wenig ehrenden Knechtschaft nicht, zu welcher Ehrsucht und Eigennutz den übrigen Hof herabwürdigte. Er hegte von nun an für den Herzog von Beauvilliers eine Achtung, die in der Folge immer mehr zunahm, ja sich in wahre Zärtlichkeit verwandelte, je älter der König wurde und ein ernsteres Leben und die Religion ihn das ganze Verdienst der Tugend erkennen ließen.

Frau von Maintenon, die den König zu einem mehr christlichen und geregelten Leben zurückzuführen sich bestrebte, unterhielt und begünstigte aus allen ihren Kräften die Achtung und das Vertrauen, das Ludwig dem Herzog von Beauvilliers erwies. Dieser seinerseits erkannte in Frau von Maintenon, welche rechtmäßige Bande mit dem König vereinigten, eine tugendhafte Frau, welche die Vorsehung auf außerordentlichem Wege neben den Thron hinstellte, um den König von tadelnswerthen Verbindungen abzuhalten und ihn für christliche Tugenden zu gewinnen. Von nun an bildete sich zwischen der Frau von Maintenon und der ganzen Familie Beauvilliers ein vertrauliches Verhältniß, wie es ihren gegenseitigen Gesinnungen und Neigungen entsprach.

Als im Jahre 1685 Villeroi, der erste Marschall, mit Tod abging, ward die Stelle eines Vorstandes des königlichen Finanzrathes erledigt, und Ludwig XIV. wählte hierzu aus eignem Antriebe den Herzog von Beauvilliers als Nachfolger, ohne daß dieser nur von Feene seinen Blick auf jenen Platz gerichtet hatte.

Die neue Würde brachte den Herzog noch mehr

in die Nähe des Königs und dieser Fürst hatte mit innerem Behagen bemerkt, daß Ehre und Gunst weder in dessen Bescheidenheit noch in der Einfachheit seiner Sitten und seines Benehmens eine Veränderung hervorbrachten.

Als der König im Jahre 1688 dem Dauphin, seinem Sohne, das Commando bei der Belagerung von Philippsburg anvertraute, so gab er ihm Beauvilliers als Rathgeber und Beschützer zur Seite.

Als Ludwig XIV., wie wir bereits erwähnten, im Jahre 1689 den innigsten Wunsch hegte, seinem Enkel den tugendhaftesten Mann des Hofes als Erzieher zu geben, so trug er kein Bedenken, Beauvilliers als den Mann seiner Wahl zu bezeichnen. Ja um einem so auffallenden Beweise von Vertrauen noch einen neuen Werth hinzuzufügen, so ließ der König dem Herzog die ganz freie Wahl aller jener Personen, die beim Erziehungsgeschäfte noch mitwirken sollten.

War Ludwig XIV. keinen Augenblick in der Wahl eines Erziehers für seinen Enkel unentschlossen, so war dies eben so wenig Beauvilliers in der Wahl des Miterziehers und Lehrers, der mit ihm das Amt theilen sollte; man suchte sogleich und er griff nach Fenelon. Die Ernennung des Herzogs fand am 16. August 1689 statt, und schon folgenden Tags, am 17., hatte derselbe dem König den Abbé Fenelon als Lehrer vorgeschlagen. Letzterer wußte gar nicht, daß sein Freund zum Erzieher ernannt worden sei und erfuhr auch diese Neuigkeit erst mit seiner eigenen Erhebung.

Fenelon's Freunde waren freudetrunken; beson-

ders aber leuchtete Bossuet's Freude aus einem Briefe hervor, den er in diesem Betreff an Frau Laval schrieb, einen Brief, der nicht minder ehrenvoll ist für Den, der ihn schrieb, als für Den, der dessen Gegenstand war.

Kaum gelangte die Wahl des neuen Erziehers und des neuen Lehrers zur Oeffentlichkeit, so wiederhallte ganz Frankreich von Beifallsbezeigung. Aber inmitten dieser Uebereinstimmung so ehrenvollen Beifalles, so schmeichelhafter Beweise, inmitten dieses vielleicht übertriebenen Eifers der Höflinge und der aufrichtigsten Lobeserhebungen, die aus dem Munde aller Freunde der Religion und des Vaterlandes erschollen, ließ sich in Fenelon eine ernstere, strengere Stimme vernehmen, eine Stimme, die sein Herz mit Gelehrigkeit zu befragen gewohnt war und die ihn gegen die gefahrvolle Trunkenheit seiner glücklichen Erhebung wegen schützen sollte, um ihn zu ernsten Betrachtungen über die Pflichten und die Gefahren seines neuen Berufes zu führen. Tronson schrieb ihm einen langen Brief, von dem wir aber nur, wir bedauern es, eine kurze Uebersicht geben können.

Nachdem er Fenelon über seine unerwartete Erhebung beglückwünschte und seine Freude über die Wahl an Tag legte, die der König für eine so kostbare Erziehung, wie die des Herzogs von Burgund sei, getroffen hätte, und die auch keinen bessern Händen hätte anvertraut werden können, zeigt er die Befürchtnisse, welche ihm die Gefahren einflößen, denen nun sein früherer Zögling ausgesetzt werden sollte. Er geht auch tiefer in die Gefahren ein, die ihn am

Hofe erwarten und besonders auf dem Posten, auf den er sich gestellt fände; er zeigt ihm, als eine schlechterdings nothwendige Vorsichtsmaßregel, das Studium und die Betrachtung der heiligen Schrift, und besonders den beständigen Gedanken an den Tod. Er veranlaßt ihn, dem Gedanken, der ihn beruhigen könnte, zu mißtrauen, daß er nämlich diese Stelle nicht gesucht habe. Er läßt ihn erkennen, daß man — ohne gerade auf offenbare Weise die Mittel zu seiner Erhöhung zu suchen, oder jenen Personen anzuliegen, die uns Dienste erweisen könnten, — indem auf geschickte Weise oft die Hindernisse beseitige, — man sich von der günstigsten Seite zeige. Er endigt hierauf seinen Brief auf folgende Art: „Ich weiß nicht, ob Sie diesen Brief nicht ein wenig zu frei und ein wenig zu lang finden werden. Ich würde mich aber gewiß kürzer gefaßt und zurückhaltender benommen haben, wenn ich minder Ihr Heil wollte. Schreiben Sie es daher meinem Herzen zu, das nur lebhaft von Ihrem Interesse angesprochen werden kann."

Fenelon war ganz würdig, eine Sprache zu vernehmen, die der Ausfluß solch' achtungswerther Gesinnung war. Er fand darin nur wieder alle Grundsätze, mit denen er genährt worden war, und die ihm zur Regelung seines Betragens so sehr frommten. Aber dieser Brief Tronson's, seine Räthe, diese rührende Salbung, die ihm mit so großer Empfindsamkeit alle Erinnerungen seiner Jugendjahre zurückrief, mußte ihm auch traurige Erinnerungen zurückrufen. Wir haben bereits vom Tode des Marquis Fenelon gesprochen; er hatte nun außerdem seinen Onkel, den

Bischof von Sarlat, verloren. So konnten diese beiden so zärtlichen Verwandten, die an ihm Vaterstelle vertreten hatten, nicht die Freude genießen, daß sie sahen, wie ganz Frankreich seinen Beifall bei einer Wahl zu erkennen gab, die ihre Pflege und ihre Hoffnungen rechtfertigte.

Der Herzog von Beauvilliers, voll Achtung und Vertrauen gegen Fenelon, beauftragte ihn, alle Lehrer zu wählen, die unter seinen Anordnungen und seiner Leitung arbeiten sollten.

Der Abbé Langeron ward Lehrer: er war der älteste Freund Fenelon's und verdiente es auch zu sein.

Der Abbé Fleury ward Unterlehrer; man ist wohl aller Lobeserhebung bei einer solchen Wahl überhoben. Alle seine Werke tragen das Gepräge seiner Seele und den Charakter seines Geistes. Seinen Tugenden zollten seine Zeitgenossen alle Verehrung, und sein Name ist noch, und zwar in einem von dem seinigen so verschiedenen Zeitalter, mit Ehrfurcht ausgesprochen.

Der Abbé Beaumont, Fenelon's Schwestersohn, ward dem Abbé Fleury als Unterlehrer beigegeben. Sein Eifer, sein Fleiß, seine Uneigennützigkeit gaben deutlich zu erkennen, daß er nicht deßhalb, weil er Fenelon's Blutsverwandter war, berufen worden sei.

Der Herzog von Beauvilliers hatte deßgleichen sich als Miterzieher noch zwei Männer gewählt, die nicht minder durch ihre religiösen Grundsätze als durch alle Eigenschaften ausgezeichnet waren, die das Ihrige zur Bildung eines rechtschaffenen Mannes und eines großen Fürsten beizutragen vermochten.

Alle genannten Herren, bestimmt zur Erziehung des Herzogs von Burgund, traten im Monat September 1689 in ihre Dienste ein. Fenelon war damals acht und dreißig, der Herzog von Beauvilliers ein und vierzig Jahre alt.

Es gibt kein Beispiel solcher Einheit und Einigkeit, wie man sie bei allen diesen Erziehern und Lehrern des Herzogs von Burgund findet. Sie waren ein Herz, ein Geist, eine Seele; und diese Seele war die Fenelon's, die durch einen außerordentlichen Zauber und eine unwiderstehbare Macht gewissermaßen alle Gedanken und alle Neigungen Jener lenkte, die sich in seiner Umgebung befanden. Dies ist die Ueberzeugung, die seine Zeitgenossen aussprachen, selbst Jener, die sich durch Abweichung ihrer Meinungen oder durch eine gewisse Bosheit veranlaßt sahen, Fenelon mit Strenge zu beurtheilen.

Mußte die Idee — einen König zu erziehen, den König einer blühenden Monarchie, den Gebieter über so viele Millionen Menschen, deren Glück oder Unglück an die Tugenden oder die Gebrechen, an die Talente oder die Unfähigkeit des Regenten gebunden war, — mußte, sagen wir, eine solche Idee die Seele eines Fenelon mit den edelsten Gefühlen entflammen, so mußte nicht minder eine solche Idee einen unwillkürlichen Schreck einflößen, indem sie ihm die furchtbare Verantwortlichkeit wies, die auf ihm lag.

Aber wie mußten sich seine Befürchtnisse mehren, nachdem er den Prinzen kennen gelernt hatte, mit dessen Erziehung er beauftragt worden! Schreckbare Gebrechen, ein unbändiger Charakter, ein empörender Stolz, Neigung zum Zorn und alle jene heftigen

Leidenschaften, welche, bei viel natürlichem Geiste und einer außerordentlichen Fähigkeit zur Erlangung aller Kenntnisse, für die Ruhe und das Glück der Menschen noch verderblicher werden konnten; dies — sind die Umrisse des Bildes, die uns alle Geschichtsschreiber vom Herzog von Burgund überliefert haben.

Der Herzog von Saint-Simon zeichnet uns diesen Prinzen als hart, zornmüthig bis zum höchsten Ausbruche, halsstarrig bis zum Uebermaß, leidenschaftlich für alle Vergnügungen, oft aufbrausend, von Natur zur Grausamkeit geneigt, roh im Scherz; von einem Stolze, der ihn andere Menschen nur als Atome ansehen läßt, mit denen er keine Aehnlichkeit habe; Geist, Scharfsinn; staunenerregend durch die Richtigkeit und Tiefe seiner Antworten, selbst bei seinem Toben; sich spielend mit den abstractesten Kenntnissen; begabt endlich mit einer erstaunlichen Lebhaftigkeit und Umfang des Geistes.

Nach dieser Portraitzeichnung fügt Saint-Simon hinzu: „In kurzer Zeit erhob er sich aus diesem „Abgrund als ein freundlicher, sanfter, menschlicher, „mäßiger, geduldiger, bescheidner, demüthiger, gegen „sich strenger Prinz, ganz auf seine Verpflichtungen „bedacht, sie als unermeßlich erkennend; jeder Ge„danke zielte dahin, die Pflichten als Sohn und Un„terthan mit jenen zu verbinden, zu denen er sich „berufen sah."

Aber welche Kunst, welche Geschicklichkeit, welchen Beobachtungsgeist, welche Pflege, welche Aufmerksamkeit und Geduld erforderte es nicht, eine so außerordentliche Umwandlung in dem Charakter eines Knaben, eines Prinzen, eines Thronerben zu be-

wirken? Hätte ein solcher Zögling, dessen Scharfsinn nicht gering war, in seinen Erziehern nur den geringsten Schein von Schwachheit oder widersprechenden Benehmens bemerkt, all' ihre Kunst, all' ihre Sorgfalt, all' ihre Bemühung wäre verloren gewesen! Hatten diese daher auch Geist und Talente, so verdankte man doch den ungehofften Erfolg dieser Erziehung ihren Tugenden und anderweitigen vortrefflichen Eigenschaften.

Fenelon erkannte bald, daß jener Theil der Erziehung, der gewöhnlich den Eifer der Lehrer und die Eigenliebe der Aeltern erregt, nämlich der Unterricht am wenigsten Mühe kosten würde, weil Verstand und ungewöhnliche Anlagen seines Zöglings bald reißende Fortschritte versprachen; allein das schwierigste war, diese so heftige Seele in Schranken zu halten, ihre schönen und edlen Eigenschaften zu bewahren, alle zu starken Leidenschaften von ihr abzutrennen und aus dieser neuen sittlichen Schöpfung einen Prinzen zu bilden, wie Fenelon's Geist sich ihn gefaßt zum Heile der Menschheit: mit Einem Worte, er wollte das schöne Ideal der Tugend auf dem Throne verwirklichen, wie die Künstler des Alterthums ihren Werken dieses schöne Ideal einzuprägen strebten, das den menschlichen Gebilden einen übernatürlichen und himmlischen Ausdruck verlieh.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, hatte Fenelon keine andere Regel, als jeden Augenblick den Charakter des jungen Prinzen zu beobachten, allen Ab- und Ausschweifungen dieses ungestümen Temperaments mit ruhiger und geduldiger Aufmerksamkeit zu folgen, und dann stets über denselben Fehler eine Belehrung einfließen zu lassen.

Will man Fenelon's Methode kennen und der Erziehung seines Zöglings folgen, so darf man nur die Fabeln und die Dialoge lesen, die er für diesen jungen Prinzen verfaßte. Jede dieser Fabeln, jeder dieser Dialoge ward in demselben Augenblicke geschrieben, in dem sie der Erzieher für nützlich oder nothwendig hielt, um seinem Zögling den Fehler, den er eben begangen, vorzuhalten, und ihm auf die fühlbarste und bündigste Weise die Zurechtweisung durch Belehrung einzuschärfen.

Man wird die Bemerkung machen, daß diese Fabeln und Dialoge nur für einen Prinzen, und zwar für einen, der zum Regieren bestimmt ist, anwendbar sind. Alles bezieht sich beinahe ausschließlich auf diesen Gegenstand; Alles knüpft sich an dies große Interesse, mit dem sich noch so viele andere vereinigen sollten. Man kann der Steigerung folgen, welche Fenelon bei Abfassung dieser Fabeln beobachtete: anfangs richtet er sich an ein Kind, dessen Verstand zu ermüden er vermeiden muß und dessen Geiste er nur vorführen darf, was er begreifen und behalten kann. Dann nehmen diese Fabeln einen höhern Charakter an und schließen Anspielungen auf Geschichte und Mythologie ein in dem Maße, als den jungen Prinzen die Fortschritte im Unterrichte befähigten, in den Sinn derselben einzudringen und die Anwendung hiervon auf sich zu machen.

Die Fabeln, die Fenelon für den Herzog von Burgund schrieb, bezogen sich in der Regel auf eine eben vorgefallene Thatsache, deren Eindruck noch frisch war und deren Lehre auf sich zu beziehen er nicht auszuweichen vermochte: sie waren ein Spiegel,

in welchem er sich zu erkennen gezwungen war, und der ihm nicht selten wenig schmeichelhafte Züge für seine junge Eigenliebe zurückwarf. Die zärtlichsten Bitten, die süßesten Hoffnungen mußten dann diese demüthigenden Gemälde verschönern aus Besorgniß, daß das Kind gegen eine Art Belehrung einen Abscheu fasse, die ihm nur quälende Erinnerungen oder ernste Vorwürfe in's Gedächtniß rufe.

Welch' glücklichen Einfluß mußten auf einen seelen- und geistvollen jungen Prinzen Belehrungen ausüben, die mit so großem Reize von einem Lehrer geboten wurden, der mit seinem Unterrichte Alles verband, was nur immer die Tugend Liebenswürdiges und Bezauberndes bietet!

Natürlich stand es nicht in der Macht Fenelon's, einen gebieterischen Charakter, der sich selbst gegen die väterliche Hand sträubte, welche seinem Toben einen Zaum anzulegen sich bemühte, — mit einem Male zu bezähmen.

Ueberließ sich der junge Prinz seinem Anfalle von Zorn und Ungeduld, wozu ihn sein reizbares Gemüth nur zu oft hinriß, so verabredeten sich der Erzieher, die Lehrer und alle Bedienstete des Hauses, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Man vermied auf seine Fragen zu antworten, man beschränkte sich darauf, ihm die nöthige Pflege angedeihen zu lassen; man entzog ihm seine Bücher; man überließ ihn so sich selbst, seinem Nachdenken, seinem Mißvergnügen, seiner Gewissensangst. Durch solche Absonderung und allgemeine Verlassenheit zu sich gekommen, überzeugte sich der unglückliche junge Prinz von seinem Unrechte, warf sich zu den Füßen seines

Lehrers, gestand ihm seine Fehler und legte den festen Entschluß in seinem Herzen nieder, sich in Zukunft mehr beherrschen zu wollen.

In diesen heftigen Kämpfen eines ungestümen Charakters mit frühreifer Vernunft mißtraute sich der junge Prinz selbst und rief die Ehre zur Versicherung seiner Versprechen an. Er unterschrieb selbst Versprechungen auf seine Ehre, die er in die Hände Fenelon's legte. Wir legen hier eine solche Urkunde vor, deren Original sich erhalten hat:

„Ich verspreche, so wahr ich ein Prinz bin! „dem Herrn Abbé Fenelon, sogleich Alles zu thun, „was Er befehlen wird, und Ihm in demselben „Augenblicke zu gehorchen, wenn Er mir Etwas „verbieten wird; soll ich mich dagegen verfehlen, „so unterziehe ich mich jeder Art Strafe und „Schande. So geschehen zu Versailles, den 29. No„vember 1689. Ludwig."

Der Prinz, der diese Versprechen unterzeichnete, war erst acht Jahre alt, und schon fühlte er die Kraft dieser energischen Worte: so wahr ich Prinz bin und Ehre habe!

Selbst Fenelon war vor den Aufwallungen seines Zöglings nicht ganz sicher. Der Abbé Proyart hat uns in dem Leben dieses Prinzen die Erzählung über die Art und Weise aufbewahrt, in der sich Fenelon in einem heikeligen Umstande benahm.

Fenelon sah sich genöthigt, bei seinem Zögling sein Ansehen, ja selbst Strenge zu gebrauchen, wie es die Natur des Fehlers gebot, dessen dieser sich schuldig gemacht hatte; der junge Prinz wagte ihm einst zu erwiedern: Nein, nein, mein Herr! ich weiß,

wer ich bin und wer Sie sind! Fenelon antwortete Nichts; er fühlte, daß der Augenblick nicht gekommen sei, wo sein Zögling ihm ein willfähriges Ohr leihen würde. Nur aus seinem Stillschweigen und der Betrübtheit seines Benehmens ließ er es merken, daß er tief verletzt sei. Er stellte sich an, den Tag über Nichts mehr mit ihm sprechen zu wollen, um den jungen Prinzen auf die Scene vorzubereiten, die er sich ausdachte und von der er wollte, daß sie nie aus dessen Andenken schwinden sollte.

Folgendes Tags um die Zeit, als der Prinz aufzustehen pflegte, trat Fenelon bei ihm ein, und richtete sogleich mit kaltem und ehrfurchtgebietendem Ernste, ganz verschieden von seiner gewöhnlichen Weise, das Wort an ihn und sprach: „Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, was Sie gestern zu mir gesagt haben: daß Sie wüßten, wer Sie sind, und wer ich bin; es ist meine Pflicht, Sie zu belehren, daß Sie Keines von Beiden wissen." Dann fuhr er in demselben Tone fort: „Sie bilden sich ein mehr zu sein als ich, und ich sage Ihnen, daß ich mehr bin als Sie, nicht vermöge der Geburt, die auch nicht von Ihnen abhing, und worüber Sie eben nicht eitel sein dürfen, sondern mehr — durch Einsicht und Wissenschaft, denn Sie wissen ja nicht, was ich Sie gelehrt habe. Ich bin nebstdem mehr als Sie vermöge der Vollmacht, die mir der König und Ihr Herr Vater über Sie ertheilte, als ich mich, aus Gehorsam gegen ihn, mit dem beschwerlichen Amte, Ihr Lehrer zu sein, belastete. Glauben Sie etwa, daß ich mich glücklich fühle, dieses Amt auszuüben, so sind Sie im Irrthum, und damit Ihnen hierüber kein

Zweifel bleibe, so will ich Sie gleich zu Seiner Majestät führen, um zu bitten, für Sie einen andern Lehrer zu ernennen, dem ich von Herzen wünsche, daß seine Sorgfalt bessere Früchte trage als die meinige."

Der Herzog von Burgund fühlte sich bei dieser Erklärung zu Boden gedrückt. Er liebte ja Fenelon mit aller Zärtlichkeit eines Sohnes, und sein trockenes und kaltes Benehmen vom vorigen Abend verbunden mit dem Nachdenken einer ganzen Nacht, die er in Angst zubrachte, hatte ihn mit Schmerz erfüllt. Er zerfloß in Thränen, die ihm Reue, Furcht und Scham erpreßten, er konnte kaum diese von Schluchzen unterbrochenen Worte vorbringen:

„Ach! lieber Herr, ich bin in Verzweiflung über „den gestrigen Vorfall; wenn Sie mit dem König „sprechen, so werde ich seine Freundschaft verlieren; „— wenn Sie mich verlassen, was wird man von „mir denken? Ich verspreche Ihnen, — ja ich verspreche Ihnen, daß Sie von nun an mit mir zufrieden sein werden — aber versprechen Sie mir —"

Fenelon gab durch Geberde zu verstehen, daß er Nichts versprechen wolle, und nachdem er ihn einen ganzen Tag in Unruhe und Ungewißheit gelassen, und er sich endlich von der Aufrichtigkeit seiner Reue überzeugt hatte, schien er seinem neuen Flehen so wie den Bitten der Frau von Maintenon nachzugeben, die man, um größeren Eindruck zu bewirken, über diese Scene in's Verständniß gesetzt hatte.

Durch alle diese glücklich ersonnenen Mittel, durch die beständige Fortsetzung von Beobachtungen, Geduld und Sorgfalt gelang es Fenelon und Beauvilliers, den heftigen Charakter ihres Zöglings nach

und nach zu brechen, die ungestümen Leidenschaften zu sänftigen, und endlich ihre Bemühungen mit ungehofftem Erfolge gekrönt zu sehen.

Fenelon hatte richtig vorausgesehen, wenn er den Unterricht als den minder beschwerlichen Theil der Erziehung betrachtete, denn sein Zögling, voll Geist und Einbildungskraft, lernte auch mit eben so großer Begierde, als er die Fähigkeiten hierzu besaß.

Fenelon verfaßte selbst die Aufgaben und Uebersetzungen für seinen Zögling, und nie aus dem Auge verlierend, daß dieses Kind einst zum Regieren berufen sei, entlehnte er beinahe alle seine Gegenstände entweder aus der profanen alten und neuen Geschichte, — denn er verstand die Kunst, ihre Thaten zur sittlichen Belehrung anzuwenden, — oder aus den merkwürdigsten Begebenheiten der heiligen Geschichte, deren er sich bediente, um jene erhabenen Lehren der Religion tief in die Seele des jungen Prinzen einzuprägen; sind es ja diese allein, die den Hochmuth der Könige zügeln, und dem Mißbrauche der Herrschaft sich widersetzen! Und wie Fenelon auf diese Weise nur menschliche Wissenschaften zu lehren schien, so weihte er seinen Zögling ohne Mühe und Anstrengung in alle Kenntnisse ein, die sich auf Religion und öffentliches Wohl beziehen.

Man freut sich, den Schriftsteller Telemach's auch Aufgaben und Uebersetzungen für ein neunjähriges Kind fertigen zu sehen und zwar mit derselben Feder, die ihm einige Jahre darauf das Muster einer das Wohl der Völker fördernden Regierung bezeichnete. Man kann in denselben bemerken, daß sich Fenelon in der lateirischen Sprache mit derselben Zier-

lichkeit, mit derselben Anmuth, mit derselben Leichtigkeit auszudrücken vermochte, als in seiner Muttersprache.

Die Lehrer des Herzogs von Burgund verlangten von ihrem Zöglinge keine Arbeiten, die sein Alter überstiegen, um etwa seine Erziehung mit frühzeitigen glücklichen Erfolgen zu bezeichnen und das Verdienst ihrer Sorgfalt und ihrer Talente geltend zu machen. Man hieß ihn sogar öfter das Studium bei Seite setzen und man knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Man kann sich leicht denken, daß es keine eitle und zwecklose Unterhaltung gewesen; vielmehr lag in einem solchen Gespräche die Absicht, ihn gesellig zu machen und ihn daran zu gewöhnen, Menschen kennen zu lernen: hierbei bereicherte sich zugleich sein Geist mit Kenntnissen literarischer und politischer Natur. Seine Laune änderte sich bei solchen Unterhaltungen; er wurde ruhig, gefällig, heiter, liebenswürdig; man freute sich hierüber; man merkte dann auch Nichts von seinem Hochmuthe, und in der süßen Freiheit solcher Gespräche pflegte er nicht selten zu sagen: „Ich lasse den Herzog von Burgund und bin mit Ihnen nur der kleine Ludwig.“

Dieser junge Prinz war für die Gegenstände und Personen, von denen ihm seine Lectüre das Gemälde und den Charakter lieferten, so sehr eingenommen, daß sich Fenelon nach desselben Tode mit Vergnügen an die ersten Aufwallungen dieser empfindsamen Seele erinnerte. Man findet eine solche Stelle in einem Briefe Fenelon's an die französische Akademie: „Ich sah einen jungen Prinzen mit acht Jahren, der beim Anblick der Gefahr des kleinen Joas von Schmerz ergriffen war; ich sah ihn ungeduldig

darüber, daß der Oberpriester dem Joas seinen Namen und seine Geburt verbarg; ich sah ihn bitter weinen, als er die Verse vernahm:

„Ah! miseram Eurydicen anima fugiente vocabat:
Eurydicen toto referebant flumine ripae.“

Mit einem Geiste von eben so großer Beweglichkeit als Scharfsinn, mit einem frühreifen Verstande, mit dem er das Sinnreiche und Feine in der Poesie und Beredsamkeit aufzufassen verstand, aber besonders mit solch' geistreichen Lehrern, die auf bewunderungswürdige Art diese glücklichen Anlagen zu bebauen wußten, da werden wir wohl über die so reißenden Fortschritte des kleinen Herzogs nicht staunen müssen. Mit zehn Jahren wußte er schon zierlich Latein zu schreiben; die schwierigsten Schriftsteller mit einer Genauigkeit, einer Feinheit des Stiles, die bei den unterrichtetsten Leuten stets Bewunderung erregten, zu übersetzen; Horaz, Virgil, Ovid's Metamorphosen zu erklären; alle Schönheiten von Cicero's Reden zu fühlen. Mit eilf Jahren hatte er den ganzen Titus Livius gelesen, Cäsar's Commentare übersetzt und deßgleichen eine Uebersetzung des schwierigen Tacitus begonnen, die er aber erst in der Folge vollendete.

Man hat unter Fenelon's Papieren zwei Denkschriften gefunden, die zum Theile von seiner Hand geschrieben und an den Abbé Fleury gerichtet waren, um für denselben als Anweisung zu dienen und die Beschäftigungen des jungen Prinzen gehörig einzutheilen; dies war für die Jahre 1695 und 1696.

Aus diesen Denkschriften, die wir jedoch ihrer

Weitläufigkeit wegen hier nicht geben können, erkennt man die Menge und die Mannigfaltigkeit der Lesungen und der schriftlichen Arbeiten, die alle Tage und alle Stunden des kleinen Herzogs während eines einzigen Jahres ausfüllen mußten; man erkennt daraus, wie seine Erziehung kräftig genährt und in allen Beziehungen sorgfältig entwickelt wurde.

Unter den Büchern, deren Lesung Fenelon für den Herzog von Burgund vorschrieb, befanden sich auch einige des strengsten und ernstesten Inhalts. So z. B. die ausgewählten Briefe des heiligen Hieronymus, die mit so ausgezeichneter Beredsamkeit geschrieben sind; dann die des heiligen Augustin, aus denen so viel Geist und Gefühl spricht, endlich jene der Heiligen Cyprian und Ambros, die als Muster der Zierlichkeit und des Geschmackes dienen. Diese Lectüre diente zu nichts Anderm, als den jungen Prinzen die Religion aus den Schriften selbst jener großen Männer kennen zu lehren, die sowohl in Absicht auf Wissenschaft als Frömmigkeit als leuchtende Gestirne am christlichen Himmel glänzen*).

---

*) Welch' christlicher Lehrer ist wohl nicht von dem innigsten Wunsche beseelt, daß auch an unseren Studienanstalten neben den classischen Schriftstellern des Heidenthums auch jenen des Christenthums ein Platz eingeräumt werde! Dadurch würden die Zöglinge nicht bloß erkennen, daß die Classicität der alten Sprachen mit den vorchristlichen Schriftstellern nicht ausgestorben sei, sondern — was wohl die Hauptsache hierbei wäre — sie würden den Geist des Christenthums, die aus demselben hervorgehende

Fenelon, tief überzeugt, daß Religion allein ein Zügel für Könige sei, hielt es daher nur zum Besten der Völker wie der Könige, mit höchster Gluth der Seele seinen Eifer und all' seine Sorge auf diesen wichtigen Gegenstand hinzulenken. Bei diesem edlen Vorhaben ward er getreu von Fleury unterstützt, dem würdigsten und zu solcher Ausführung fähigsten Manne.

Fenelon und Fleury hegten die Ueberzeugung, daß man die Menschen mehr durch Erzählung von Thatsachen als durch trockene Belehrung zur Kenntniß der Religion einweihen müsse.

Deßgleichen wünschte Fenelon den Herzog von Burgund hinreichend unterrichtet, daß er eine klare Religion im Herzen und Geiste besäße, wodurch er weder von den Trugschlüssen der Gottlosigkeit, noch von den Täuschungen einer abergläubischen Leichtgläubigkeit Etwas zu fürchten hätte; er wollte einen Fürsten bilden, der tief von seiner Abhängigkeit von einem mächtigeren Wesen, als alle Könige der Erde sind, durchdrungen sei.

In dieser preiswürdigen Absicht ging Fenelon's ganzes Streben dahin, in die Seele des kleinen Herzogs wahrhaft religiöse Gesinnungen einzuflößen und diese durch die heiligen Handlungen und Gebräuche, die mit der Religion verbunden sind, zu nähren. In

---

großartige Gesinnungs- wie Handlungsweise kennen lernen, wodurch auf Herz und Sinn der Zöglinge ein um so höherer Reiz für's Studium dieser Sprachen erzeugt würde, je höher auch der Geist ist, der aus letzterem uns anweht!

Anm. d. Uebersetzers.

der That würde der Gedanke an Gott selbst ohne beständige Theilnahme an jenen Uebungen inmitten des Gewirres der Leidenschaften und Vergnügungen verschwinden und sich höchstens auf ein eitles Wissen beschränken, das weder zum Herzen spricht, noch einen Einfluß auf die Sittlichkeit ausübt.

Als Fenelon seinen Zögling zum Empfang der heiligen Sacramente genugsam vorbereitet hielt, so ließ er ihn zum Tische des Herrn treten. Diese Handlung war der Gegenstand der Erbauung für den ganzen Hof und machte auf den Herzog selbst den Eindruck aufrichtiger und tiefer Gottesliebe. Man besitzt noch die Anrede, die Fenelon bei dieser Gelegenheit gehalten, und da sie von keinem zu großen Umfange ist, so vermögen wir sie hier mitzutheilen:

„Endlich ist der Tag gekommen, den Sie so in„nig ersehnt und erwartet haben, dieser Tag, der „offenbar über alle anderen Ihres Lebens, ja bis zu „dem Ihres Todes entscheiden soll. Ihr Heiland „kommt zu Ihnen unter den Gestalten der gewöhn„lichsten Nahrung, um Ihre Seele zu nähren, wie „Brod alle Tage Ihren Leib nährt. Er wird Ih„nen zwar nur als ein Theilchen gewöhnlichen Bro„des erscheinen; doch die Kraft Gottes ist darin ver„borgen und Ihr Glaube wird sie wohl darin zu „finden wissen. Sprechen Sie wie Jesaias zu Ihm: „Du bist der wahrhaft verborgene Gott. Ja, es „ist ein aus Liebe verborgener Gott; Er verhüllt uns „Seine Herrlichkeit, aus Furcht, daß unser Auge geblen„det würde, und damit wir uns Ihm freundschaftlicher „nahen könnten; da werden Sie das Manna finden, „das mit verschiedenem Geschmack himmlische Tugenden

„verbirgt. Sie essen das Brod, das über alle „Speise erhaben ist; Es wird sich nicht in Sie, einen „geringen und sterblichen Menschen, verwandeln, aber „Sie werden sich in Dasselbe umwandeln, um ein „lebendes Glied des Erlösers zu werden. Möge der „Glaube, und die Liebe Sie diese Gabe Gottes ge„nießen lassen: ja genießen und erkennen Sie, wie „süß der Herr ist!"

Die glückliche Umwandlung, welche die Religion in jeder Beziehung in dem Charakter dieses Prinzen hervorbrachte, war so auffallend, daß sie den ganzen Hof in Erstaunen setzte. Frau von Maintenon erzählt selbst, daß man seit der ersten Communion des Herzogs von Burgund nach und nach alle jene Gebrechen verschwinden sah, die in seiner Kindheit nicht geringe Besorgniß für die Zukunft erregten.

Die Religion hatte dieses so harte, stolze, von sich selbst so eingenommene Gemüth dermaßen gebrochen, daß man Nichts von seinen Fehlern zu ihm sagen durfte, ohne daß er sie nicht erkannt, gefühlt, ja mit Dankbarkeit angehört hätte. „Ich habe in der That „noch Niemand gesehen," äußerte Fenelon, „dem ich „weniger zu mißfallen gefürchtet hätte, wenn ich ihm „auch die härtesten Wahrheiten in's Angesicht gesagt; ich „habe hierüber erstaunliche Erfahrungen gemacht."

Die religiösen Grundsätze wie die frommen Gesinnungen, welche die Lehrer dem Herzen und dem Geiste ihres Zöglings einzuflößen strebten, leiteten ihn nicht im Geringsten von seinen wissenschaftlichen Studien ab; Fenelon wollte aus seinem Zöglinge einen eben so religiösen als erleuchteten Fürsten bilden; er wollte, daß er den Thron, mit allen Tugen-

den des Christenthums, und allen zur Regierung eines großen Reiches nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, besteige.

Aus dieser Absicht bemühte sich Fenelon, dem Herzoge eine so tiefe Kenntniß der alten wie der neuen Geschichte beizubringen, als es nur immer sein Alter zuließ. Als Fenelon zu bemerken glaubte, daß sein Zögling in diesem Theile seiner Studien hinreichende Fortschritte gemacht hätte, so faßte er den Plan, ihm die Hauptpersonen, die sich auf dem Schauplatze der Welt ausgezeichnet haben, in einer auf einander folgenden Reihe vor Augen zu führen und verfaßte zu diesem Zweck seine „Dialoge der Todten". Er wollte den Herzog so viele mißbrauchte Lobeserhebungen beurtheilen und sie auf ihren wahren Werth zurückführen lehren. Daher hält er ihm beinahe alle in der alten und neuen Geschichte ausgezeichneten Personen vor Augen. Er läßt sie nach einander auftreten; er stellt sie so dar, als ob sie von allen den Vorurtheilen und eigennützigen Handlungen Nichts an sich hätten, durch welche sie während ihres Lebens auf Abwege gerathen waren; er läßt sie sprechen, ohne der Wahrheit ihres Charakters Etwas zu vergeben, mit einer Freimüthigkeit und Freiheit, wie sie nur der Geschichte und der Nachkommenschaft eigen sind. Er läßt durch ihr eigenes Geständniß oder durch den Kampf ihrer Eigenliebe alle Gebrechen ihres Charakters, alles Unrecht hres Betragens, alle Verbrechen ihrer Ehrsucht hervortreten, und giebt so dem jungen Prinzen einen Fingerzeig, wie auch er einst von der Geschichte und dem folgenden Geschlechte würde beurtheilt werden.

Man sieht aus diesen Dialogen, in welch' hohem Grade Fenelon über Alles die Meisterschaft errungen, was nur immer in die Geschichte, in die Politik, in die Literatur und Wissenschaft einschlägt. Besonders überraschend ist die Richtigkeit seiner Urtheile und Betrachtungen, welche der Leser alsogleich so für die seinigen erkennt, als ob ihm Fenelon nur im Aussprechen zuvorgekommen wäre.

Reißt aber das Genie des Lehrers zur Bewunderung hin, so staunen wir auch mit Recht in gewisser Beziehung über das eines dreizehn- oder vierzehnjährigen Zöglings, der schon so weit unterrichtet war, um alle Gegenstände einer so vorgeschrittenen Erziehung begreifen und umfassen zu können.

Die Dialoge allein, die Fenelon zum Behufe seines Unterrichtes verfaßte, setzten nothwendig eine eben so genaue Kenntniß der geschichtlichen Begebenheiten voraus, als des Charakters und der Schriften der handelnden Personen.

Welche Idee muß man sich von Lehrern machen, denen es gelungen, dem Geiste eines vierzehnjährigen Knaben alles Das einzuprägen, was nur immer die Religion in Absicht auf ihre Lehre und Geschichte des Belehrendsten und Wunderbaren in sich schließt; — alles Das, was die alte und neue Literatur des Reizendsten bietet; alles Das, was das großartige Gemälde der Geschichte an wichtigen politischen und sittlichen Belehrungen darstellt!

Der Abbé Fleury, der weder aus Eigennutz, noch aus Schmeichelei die Wahrheit weder in Wort noch Schrift verdrehte, sagte vom Herzog von Burgund, „daß es schwer gewesen wäre, einen Edelmann

„oder Wen immer seines Alters im ganzen Reiche „zu finden, der sich unterrichteter als er erwiesen „hätte.“

Mit Einem Worte: die Erziehung des Herzogs war das Meisterwerk der Tugend und des Genie's; sein Andenken ist noch Jenen theuer, die ihre Gedanken auf jene, wenn gleich schon fernern Zeiten zurückführen. Wäre Fenelon's Zögling auf Ludwig's XIV. Thron gefolgt, würde das achtzehnte Jahrhundert nicht eine andere Anregung, einen andern Gang genommen haben, als es geschehen ist? Würden wir wohl Zeugen jener schauderhaften Katastrophe geworden sein, mit der es endete? — Eitle Klagen! Eitle Wünsche! Es scheint, die Vorsehung habe Frankreich nur diesen Prinzen gezeigt, um ihm wenigstens den Schatz halb sehen zu lassen, den sie aber zurückbehielte, bis es sich etwa dessen würdig gezeigt hätte.

Fenelon ward deßgleichen mit der Erziehung der Brüder des Herzogs von Burgund betraut, nämlich des Herzogs von Anjou (nachmaligen Königs von Spanien unter dem Namen Philipp V.) und des Herzogs von Berry. Ungeachtet der sorgfältigsten Pflege, die er der Erziehung jener beiden jungen Prinzen angedeihen ließ, erlangte er doch nicht denselben Erfolg, wie es mit ihrem ältesten Bruder der Fall war. Die Natur hatte dem Herzog von Anjou jene glückliche Phantasie, jenes schnelle und durchdringende Auffassen, jene unbegränzte Begierde, Alles zu lernen und Alles zu wissen, verweigert, wie dies Alles mit so großer Auszeichnung bei dem Herzog von Burgund hervortrat. Der Herzog von Berry

ward aber erst kurze Zeit vor der Entfernung Fene-lon's vom Hofe dessen Händen übergeben, und selbst dieser kurze Zeitraum war durch häufige Reisen Fe-nelon's nach Cambray unterbrochen worden.

Alles, was man vom Geiste, dem Wissen und den Talenten des Herzogs von Burgund erzählte, schien selbst Bossuet in Erstaunen zu setzen, denn dieser Mann mißtraute überhaupt allen diesen frühreifen Wundererscheinungen. Er wollte daher nur auf sein eigenes Urtheil bauen. Er erlangte eine besondere Unterredung mit dem jungen Prinzen. Nachdem sich dieser Kirchenfürst lange Zeit über verschiedene auf seine Erziehung bezügliche Gegenstände mit ihm unterhalten hatte, vermochte er nicht anders als seine Ueberraschung und Bewunderung auszudrücken.

Durch Bossuet's Beifall ward Fenelon gerührt und ermuthigt; diese beiden großen Männer standen noch in einem vertrauten und innigen Verhältnisse; aber ach! der Augenblick war nicht fern, in welchem beklagenswerthe Meinungsverschiedenheit Kirchenfürsten entzweite, welche die Nachwelt mit gleichem Gefühl der Ehrfurcht und der Bewunderung in schönem Verein zu sehen liebte.

Die glücklichen Erfolge der Erziehung des Herzogs von Burgund verschafften Fenelon zu Paris wie in ganz Frankreich eben so große Bewunderer als zu Versailles. Ja man kann sagen, daß die Stimmung von Paris und des übrigen Theiles der Nation weniger eigennützig war, als die des Hofes. Die guten oder die schlechten Eigenschaften der Thronerben sind auf gleiche Weise Gegenstand der Berechnung seitens der Höflinge, die noch dazu in der Regel

die Schwächen oder die Laster der Regenten zu ihrem größeren Vortheile ausbeuten, als ihre guten Eigenschaften oder Tugenden.

Aber die Bewohner der Städte wie des Landes, Das, was die Nation ausmacht, hat Alles zu fürchten und Nichts zu hoffen von den schlechten Eigenschaften eines Fürsten, daher knüpfte ein natürliches Gefühl so große Hoffnung an die Tugenden des Herzogs von Burgund.

Im Jahre 1693 beeiferte sich die französische Akademie, den Abbé Fenelon als Nachfolger Pelisson's, der mit Tod abging, zu erwählen. Man kann aus der Bewillkommnungsrede, die der Director der Akademie am Tage der Aufnahme an Fenelon richtete, abnehmen, daß dieser bereits von seinen Zeitgenossen eben so wie von den Nachkommen beurtheilt worden sei. „Er bewunderte an ihm die ungemeine Ausdehnung seiner Kenntnisse in jedem Fache; die Gelehrsamkeit, nicht etwa in verwirrten und dunklen Begriffen; seine richtige Unterscheidungsgabe, um hiervon Gebrauch zu machen; diese Lieblichkeit und Leichtigkeit des Ausdruckes, die eben aus der Klarheit und Reinheit seiner Gedanken floß; dieses wunderbare Gedächtniß, aus dem er wie aus einem Bücherschranke, der ihm stets zur Hand ist, die schlagendsten Beispiele und historischen Thatsachen zu schöpfen weiß; endlich jene Phantasie, die eigentlich in jeder Kunst nur die größten Männer bildet; diese ihm eigene Sanftheit, mittelst deren er im Stande war, den jungen Prinzen die Arbeit liebenswürdig zu machen, und ihnen am Studium Vergnügen zu verschaffen.“ Wollte man heutzutage von Fenelon

ein Bild zeichnen, so müßte man sich wohl derselben Züge wie derselben Ausdrücke bedienen.

Die Rede, die Fenelon am Tage seiner Aufnahme in die Akademie hielt, ist zu bekannt, als sie hier anführen zu sollen. Wir begnügen uns damit, das gerechte und verdiente Lob zu wiederholen, das hierüber die Gründer der britischen Bibliothek aussprachen. Sie sagen: „sie glänze in der Sammlung „akademischer Reden; man erkenne in derselben seinen „Geschmack an Homer, an der naiven und rühren„den Poesie, an den Zügen edler Einfachheit, wie „ein Raphael und Caracci sie lieben, die er nach „seiner Weise so glücklich nachgeahmt hat“ *).

Doch es hieße wahrlich den Geist der Höfe verkennen, wollte man glauben, daß es nicht irgend eine Empfindung des Neides versucht habe, die so reine Freude, die Fenelon's Wesen durchdrang, zu vergiften. Er war Freund, Vertrauter und Rathgeber der Frau von Maintenon geworden; der Einfluß eines Mannes, dessen Charakter und Grundsätze bereits offenkundig waren, erregte bei Jenen Mißtrauen, die das Uebergewicht seiner Tugenden und Grundsätze fürchten zu müssen glaubten.

---

*) Raphael Sanzio ward im Jahre 1483 zu Urbino, einem kleinen malerisch gelegenen Städtchen, das zugleich Hauptort eines zum Kirchenstaate gehörigen Herzogthums ist, geboren; er gehörte der römischen Malerschule an. Die Caracci (Ludwig, Hannibal und Augustin) erwarben sich im sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in der Malerkunst nicht geringen Ruhm. Sie gehörten der Bologneser Schule an.

Man suchte Bossuet's warme Freundschaft für Fenelon zu zertrümmern, indem man theils die Erziehung des Herzogs von Burgund bis zum Himmel erhob, theils gegen die wunderbaren Fortschritte in derselben Zweifel erhob. Man hatte sich geschmeichelt, im Herzen des Lehrers des Vaters eine heimliche Eifersucht gegen den Lehrer des Sohnes zu erregen. Aber Bossuet's große Seele machte solch' schmähliche Absichten zu Schanden. Wir haben gesehen, daß er durch eigene Anschauung diese so gerühmte Erziehung beurtheilen wollte und wie er wirklich erkannt, daß sie die erhobenen Lobsprüche noch weit übertraf.

Daß die Erfolge in der Erziehung des Sohnes Ludwig's XIV. und in der seines Neffen ganz verschieden waren, ist ohne Zweifel; allein diese Erfolge hängen oft von den mehr oder weniger glücklichen Anlagen ab, die ein Zögling der Pflege seines Erziehers entgegenbringt, und da muß man in diesem Betreff gestehen, daß Fenelon vor Bossuet einen Vorschub hatte. Es würde daher gewagt sein, dem Einen aus Beiden einen Theil des Anspruches auf Ruhm entziehen und den Andern damit schmücken zu wollen in der Meinung, ihn durch ungerechten Vorzug zu ehren. Dies hieße aber gleichmäßig sowohl das Andenken Dessen, den man zu erheben glaubte, als das Desjenigen verletzen, dessen Ruhm man zu verringern wagte. Der Ruhm, die Talente und die Tugenden dieser über allen Lobspruch erhabenen Männer sind längst durch den einstimmigen Beifall ihrer Zeitgenossen sowohl, als durch die Verehrung der Nachkommen verewigt.

Dürfte man indeß nicht sagen, daß es Bossuet's

großem Geiste, — der Alles, was nur Religion, Geschichte, Philosophie und Politik Erhabenes besaß, umfaßte; — der die Wissenschaften mehr erobert als durch langsames Studium errungen hatte; — der immer im Namen Gottes zu sprechen schien, dessen Herrlichkeit, Glanz und Macht er entlehnt hatte, daß es Bossuet's großem Geiste — sage ich — mehr Mühe kostete, von dieser Höhe herabzusteigen und sich dem einfachen Verstande eines Kindes anzupassen, als einem Fenelon, dessen Phantasie sanfter und lachender, dessen Seele empfindsamer, dessen Charakter geduldiger und biegsamer war und der nur ein Interesse, einen Gedanken, einen Ehrgeiz kannte, nämlich Frankreich einen König zu geben, der die Fähigkeit besaß, es glücklich zu machen?

Man kann noch die Bemerkung machen, daß die Verschiedenheit ihres Charakters und ihres Genie's selbst aus den beiden Werken hervortritt, die sie zur Unterweisung ihrer Zöglinge schrieben, und die nicht am wenigsten zur Unsterblichkeit ihrer Verfasser beigetragen haben. Es wäre keine geringe Aufgabe für einen fünfzehnjährigen Prinzen gewesen, — dem noch dazu die Natur jene Ausdehnung und jenen Scharfsinn des Geistes verweigert hatte, den sie in der Folge seinem Sohne verlieh, — dem schnellen Laufe oder vielmehr dem kühnen Geistesfluge Bossuet's zu folgen, der sich so herrlich in seiner Abhandlung über allgemeine Geschichte entfaltete, — oder alle Theile dieses vielumfassenden Gemäldes zu überschauen, wovon jeder Zug das Gepräge eines Genie's an sich trägt und Kenntnisse und eine Gewohnheit, nachzudenken, voraussetzt, wie dies nur

Eigenthum von wenigen begabten Menschen sein kann.

Telemach hingegen, auf eine bewunderungswürdige Weise der Stellung, der Denkart, den natürlichen Gefühlen eines Prinzen desselben Alters angepaßt, trägt so sehr das Gepräge eines unvertilgbaren Reizes an sich, daß es seit länger als einem Jahrhundert unter die ersten Bücher gehört, die man Kindern und Jünglingen in die Hände gibt, und die man selbst bei vorgerückterem Alter und in allen Stellungen des Lebens noch gerne lies't.

Wir glauben am Ende dieses Kapitels nichts Besseres thun zu können, als hier den Vergleich, den der Cardinal Beaussuet zwischen diesen beiden Werken anstellt, wörtlich anzuführen.

Wir muntern unsere jungen Leser auf, ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Stelle zu lenken, die sich durch eine glänzende, lebhafte, malerische Sprache, durch geistreiche und tiefe Gedanken und eine frische Einbildungskraft auszeichnet.

„Außerordentliche Umstände tragen bisweilen bei, „daß die Wirkung, welche die Lesung dieser zwei „Meisterwerke jener beiden großen Männer auf die „Seele des Lesers ausübt, eine ganz verschiedene sei.

„Wie gern irrt man in den ersten Jahren der „Jugend, — in jenem ruhigen und regelmäßigen „Laufe der Dinge, in jenen Tagen der Treuherzigkeit „und Unschuld, wo die glückliche Unerfahrenheit mit „der Bosheit der Menschen dem Herzen und der Einbildungskraft allgemeine Tugend und Glückseligkeit glauben machen will, — wie gern irrt man mit „Fenelon in jene bezaubernden Orte, wo die Weis-

„heit und das Wohlwollen auf dem Throne sitzend „den unterworfenen und ruhigen Völkern nur väter„liche Gesetze geben, und wo die Unterthanen, glück„lich in den Tugenden des Fürsten, mit den „Blumenketten spielen, mit denen sie an dessen schü„tzende Macht geknüpft sind.

„Verlischt aber mit den Jahren das Feuer der „Phantasie, wird der Gedanken ernster, weil alles „Blendwerk, von dem unsere noch junge, erfahrungs„lose Seele in Fesseln gehalten ward, verschwindet „und wir die Menschen sehen wie sie sind; — weil „die Hoffnungen, die jede unserer Lebensadern er„füllten, nun mit allen Gegenständen unseres Ehr„geizes wie Seifenblasen zerstäubten; — weil wir „durch ein beweinenswerthes Geschick berufen sind, „jene großen Katastrophen mitzuleben, die das Ant„litz der Reiche und das Schicksal der Nationen ver„ändern: dann bedürfen wir der festen und mäch„tigen Hand Bossuet's, um uns inmitten der Trüm„mer und Ruinen, welche jene furchtbaren Gewitter „menschlicher Leidenschaften zurücklassen, aufrecht zu „erhalten. Jetzt fühlt man das Bedürfniß, dem hei„ligdunklen und erhabenen Schimmer des Lichtes, das „er unserm Geiste vorhält, Schritt vor Schritt mit „religiöser Ehrfurcht in die Tiefen jener Vorsehung „zu folgen, durch deren Donnerschläge selbst Reiche „erbeben, mit furchtbarem Krachen über einander stür„zen, um in uns das Gefühl zu erwecken, daß es „nichts Dauerhaftes unter der Sonne gebe, und daß „Unbeständigkeit und Schwanken der Antheil mensch„licher Dinge seien."

Drittes Kapitel.

Fenelon wird Erzbischof. — Anfang seiner Trübsale.

Die ersten Jahre der Erziehung des Herzogs von Burgund waren vielleicht die glücklichste Epoche im Leben Fenelon's. Er hatte den Charakter dieses jungen Prinzen bezähmt und sein Herz tugendhaften Gefühlen geöffnet; er hatte seinem Geiste die Richtung zu angenehmen, nützlichen und nothwendigen Kenntnissen mit einer Schnelligkeit gegeben, wie die Erziehung irgend eines andern Prinzen kein Beispiel aufzuweisen vermag. Der Hof bewunderte mit Erstaunen eine Umwandlung, die Alles übertraf, was nur immer Schmeichelei hätte aussagen können.

Fenelon gab sich den süßesten Hoffnungen hin und freute sich alles Glückes, das er um sich herum zu schaffen wußte. Die Gesellschaft einiger tugendhaften Freunde war die einzige Zerstreuung in den wenigen freien Augenblicken, die ihm die Obliegenheiten seines Berufes gestatteten. Sein Geist, seine Talente, der Reiz seines Umgangs und das Anziehende in seinem Benehmen erwarben ihm aller Welt Beifall.

Der Hof Ludwig's XIV. ward in dem Maße ernster, als sich der Monarch von Tag zu Tag religiöser und in seinen Sitten geregelter zeigte und trug das Gepräge jenes guten Geschmackes, jenes Adels und Anstandes an sich, wie es mit dem Charakter Fenelon's so sehr übereinstimmte.

Das Reizende seines Wesens hatte selbst die Frau von Maintenon so sehr eingenommen, daß sie ihm

ein Vertrauen bewies, dessen sich wohl noch Niemand von ihrer Seite zu erfreuen hatte. Sie traf ihn öfter bei Beauvilliers, und als eine Frau voll Einsicht und Geist hatte sie bald Fenelon's allseitiges Verdienst schätzen gelernt. Doch war es mehr Fenelon's Frömmigkeit als Geist, die in Frau von Maintenon solch' eine Anhänglichkeit an ihn erzeugte. In einem ihrer Briefe an die Frau von Saint-Géran findet man diese Stelle: „Ich habe heute den Abbé Fenelon noch gesehen. Er hat viel Geist, aber noch mehr Frömmigkeit: und Das ist's, wornach ich mich sehne."

Sie beschäftigte sich damals mit einer Verfassung für das Haus Saint-Cyr, welche dem Geiste der Religion und den Ansichten der Klugheit gemäß gegeben werden sollte. Sie holte zu diesem Zweck Rath und Belehrung aller jener Männer ein, die damals zu Paris durch Tugend und Wissenschaft hervorleuchteten, wie eines Bourdaloue, Tiberge und Brisacier, Vorsteher auswärtiger Missionen; eines Joly, Vorsteher von St. Lazarus; eines Abbé Godet, nachmaligen Bischofs von Chartres. Fenelon ward in den Kreis dieser ehrwürdigen Männer gezogen.

Letzterer legte bald an Tag, wie er vermöge der Biegsamkeit seines Geistes zu jeder Art Ertheilung von Belehrung befähigt sei. In sonderbarem Gegensatze sah man denselben Mann, der den Enkel Ludwig's XIV. erzog und Frankreich einen großen König bereitete, Klosterfrauen demüthigen und innerhalb des Gitters verborgene Tugenden unterweisen und Mädchen eines Institutes die Anfangsgründe in der christlichen Religion ertheilen. Seine Schriften und seine

Unterrichtsweise blieben Frau von Maintenon nicht unbekannt, und sie fand daher jeden Tag neue Ursache, am Charakter und an den Grundsätzen Fenelon's Wohlgefallen zu finden. Er vereinigte Alles in sich, was ihrer eignen Frömmigkeit und ihrem Geschmack entsprach. Je öfter sie ihn sah, um so anhänglicher wurde sie ihm; sie dachte selbst daran, ihn nach dem Tode des Abbé Gobeliz, der von ihrer ersten Jugend an ihr Vertrauen besessen hatte, zu ihrem Gewissensrath zu wählen. Sie schwankte einige Zeit zwischen ihm und Abbé Godet, nachmaligem Bischof von Chartres. Endlich neigte sie sich zu Letzterem, wiewohl er eine kalte, trockene und strenge Miene hatte, und sie an Fenelon's Grundsätzen nicht minder Wohlgefallen fand, seine Tugend verehrte und seine Uneigennützigkeit bewunderte.

Diese letztere Eigenschaft nahm Frau von Maintenon besonders ein, um so mehr, als sie selbst hiervon das bewunderswertheste Muster in einer Stellung darbot, in der ihr der ganze Hof und alle Ehrgeizigen zu Füßen lagen. Kaum würde man glauben, daß Fenelon durch fünf Jahre Lehrer der französischen Prinzen gewesen sei, ohne nur die geringste Gnadenbezeigung empfangen zu haben. Es muß wirklich überraschen, wenn man vernimmt, daß Fenelon in solch' glanzvoller und beneideter Stellung selbst lange Zeit in sehr beschränkten Umständen sich befand. Er hatte bis in sein dreiundvierzigstes Lebensjahr kein anders Einkommen, als ihm das Priorat von Carennac bot, welches ihm früher der Bischof von Sarlat, sein Onkel, abgetreten hatte, um ihm den Aufenthalt in Paris zur Ausübung des Seelsorger-

amtes möglich zu machen. Fünf Jahre lang verblieb er in dieser beschränkten und unbehaglichen Lage, ohne daß ihm nur ein Wort entfuhr, das der Frau von Maintenon oder dem Herzoge von Beauvilliers das Geheimniß seiner häuslichen Verlegenheit hätte verrathen können. Ein einziges Wort aus seinem Munde über seine beschränkte Lage würde hingereicht haben, dieselbe augenblicklich umzugestalten; aber dies einzige Wort würde Fenelon's Zartsinn mehr gekostet haben, als eine vornehmere Haushaltung.

Fenelon's Uneigennützigkeit kostete ihm selbst am wenigsten, allein er hatte den eigennützigen Ansichten einiger Glieder seiner Familie bisweilen Widerstand zu leisten. Jedermann kannte das Ansehen Fenelon's bei Hofe in der ersten Zeit seiner Verbindung mit Frau von Maintenon; und man darf es als ausgemachte Sache annehmen, daß die Verwandten, die nicht immer zuletzt die große Gunst eines ihrer Angehörigen bei Hofe erkennen, auf den Einfluß eines Ansehens zählen, das sie mit nicht geringer Neigung gleichsam als Antheil ihrer eigenen Erbschaft betrachten. Doch Fenelon erklärte sich bei Zeiten mit so edler Freimüthigkeit und Festigkeit gegen seine selbst ihm liebsten Verwandte, daß er von ihrer Seite keine unbescheidene Zudringlichkeit mehr zu fürchten hatte.

Es mußte sich also Ludwig XIV. selbst für Fenelon interessiren, da sich Niemand anderer um ihn annahm. Ja er schien sich zu schämen, sich seiner so spät erinnert zu haben. Er ernannte ihn deßhalb im Jahre 1694 zum Abbé von St. Valery; er wollte ihm dies selbst ankünden und entschuldigte sich so zu sagen wegen seiner so späten Erkenntlichkeitsbezeigung.

Im folgenden Jahre (den 4. Februar 1695) wurde er zum Erzbischof von Cambrai erwählt. Als ihm der König selbst diese Wahl ankündete, erwiederte Fenelon mit ehrfurchtsvoller Dankbezeigung, daß er eine Würde, die ihn einem solch' liebgewonnenen Amte entziehe, kaum als eine Wohlthat ansehen könne. „Ja ich will," — erwiederte Ludwig XIV. — „daß Sie zugleich Lehrer meiner Enkel bleiben." Der neue Erzbischof von Cambrai stellte ihm vor, daß die Kirchengesetze den Wünschen Seiner Majestät entgegen seien. — „Nein, nein," — fuhr der König fort, — „die Vorschriften verbinden Sie nur auf neun Monate Residenz; Sie sollen meinen Enkeln nur drei Monate schenken und von Cambrai aus während der übrigen Zeit des Jahres ihre Erziehung überwachen, als ob sie in Versailles wären!"

Am nämlichen Tage, als Fenelon zum Erzbischof von Cambrai ernannt worden war, legte er die Abtei St. Valery wieder in des Königs Hände. Diese Thatsache ist deßhalb bemerkenswerth, weil sie in eine Zeit fiel, in welcher so viele Würdenträger in der Kirche keinen Anstand nahmen, auch mehrere Pfründen zu besitzen. Dieser Mißbrauch scheint damals sehr im Schwunge gewesen zu sein, weil der König diese Uebergabe Seitens Fenelon's anfangs zurückwies und sich erst nach unabläßigem Drängen zur Annahme bereit fand, und weil Fenelon's Handlungsweise zu dieser Zeit sehr viel Aufsehen erregte, da die Beispiele solch' großer Genügsamkeit ohne Zweifel unter die seltenen Dinge gehörten. —

Bis jetzt sahen wir Fenelon geschätzt und geliebt von Allen, die ihn umgaben, und er zählte so zu sagen so viele ergebne Freunde als er Bekannte hatte, und gebot Bewunderung und Ehrfurcht nicht minder Jenen, die selbst das Glück nicht hatten, ihm persönlich zu nahen. Doch wir kommen zur Zeit der ersten Prüfungen, der ersten Widerwärtigkeiten, die er zu ertragen hatte, und auf die bald seine Ungnade und Entfernung vom Hofe folgte. Uebrigens kann man wohl von ihm sagen, was er selbst von Pelisson sagte: „Um seinen tugendhaften Sinn zu zeigen, bedurfte er nur unglücklich zu sein: er war es!"

Gerade in dem Augenblicke, wo, wie man zu sagen pflegt, das Glück zu lächeln beginnt, thürmten sich über Fenelon die ersten Gewitterwolken, die sein bisher so glückliches und ruhiges Leben zu bedrohen schienen. Wir meinen den traurigen Vorfall mit dem Quietismus, worüber sich jener geistige Kampf zwischen Fenelon und Bossuet entspann.

Ganz in die Einzelnheiten dieses langwierigen Kampfes einzudringen, würde wohl bei den meisten unserer Leser wenig Theilnahme finden. Das einzige große Interesse, das dieser Kampf noch heutzutage einzuflößen vermag, beruht in dem endlichen Ausgang, der ganz zur Verherrlichung der Wahrheit diente. Bossuet hatte das Verdienst, daß Irrthümer, die allerdings hätten gefährlich werden können, unterdrückt wurden, — Fenelon hatte aber das seltenere Verdienst, daß er sich der Verurtheilung mit christlicher Demuth unterzog.

Jener berührte Quietismus ist seinem Wesen nach eine Verirrung des Gefühls, denn sein Urheber

trug die Ansicht vor: „damit der Mensch zur Voll-
„kommenheit gelange, müsse sein Gemüth ruhig, ohne
„alle Empfindung, Bewegung und Wirksamkeit sein;
„die höchste Blüthe des geistigen Lebens sei jener Zu-
„stand, in welchem der Mensch ohne alles Denken
„und Ueberlegen sich Gott hingiebt. Die Seele müsse
„sich selbst vernichten, um zu ihrem Anfange und
„Ursprunge zurückzukehren, wo sie verändert und ver-
„göttlicht wird" und dergleichen mehr; aus diesem
geht zugleich hervor, warum man diesen Zustand
„Quietismus" nannte.

Michael Molinos, ein spanischer Priester, kann als vorzügliches Organ der Irrthümer dieses Systems betrachtet werden. Er war in der Nähe von Saragossa geboren und studierte in Coimbra und Pampelona, lebte seit 1669 in Rom, wo sich viele der frömmsten und angesehensten Personen seiner geistlichen Leitung anvertrauten. Hier verfaßte er auch ein mystisches Andachtsbuch, welches ihm aber nach genauerer Prüfung Verfolgungen verursachte, bis er als Büßender seine Irrthümer abschwor (1687). Innocenz XI. hatte 68 Sätze verdammt, besonders auf Veranlassung des Jesuiten La Chaise, des mächtigen Beichtvaters Ludwig's XIV.

Ungeachtet dieser Verdammung schlich sich der Quietismus selbst in Frankreich ein, freilich mit Umgestaltungen, die ihn sehr von dem des Molinos unterschieden und die die Anhänger dieses gemilderten Systems leicht glauben machen konnten, daß sie in keiner Weise Antheil an den Lehren des spanischen Priesters hätten.

Vielleicht wäre diese neue Gestaltung des Quie-

tiesmus ganz unbemerkt geblieben oder hätte wenigstens nicht so viel Aufsehen erregt, wenn nicht durch unglückliche Umstände die ausgezeichnetsten Kirchenfürsten Frankreichs und die tugendhaftesten Personen des französischen Hofes in diese betrübenden Streitigkeiten mitverflochten worden wären.

Die Frau Johanna von la Motte Guyon gab Veranlassung zu diesem Kampfe. Zum Verständniß unserer Erzählung bedarf es einiger Worte über die Geschichte dieser Dame. Sie war aus einer adeligen französischen Familie geboren (1643), in verschiedenen Klöstern erzogen und erwies sich als eine geistreiche, religiöse und durch ihren Wandel ausgezeichnete Frau. In ihrer lebhaften und überspannten Einbildungskraft hielt sie sich zu einem besondern Berufe in der Kirche auserfehen und ward in diesen Ideen durch den Barnabiten la Combe, der sich auch gern den Täuschungen einer ungeregelten Phantasie überließ, genährt.

Von dem Wahne gequält, sie müsse eine Art frommen Vereines gründen, gab sie ihre Mutterpflichten auf (sie war seit ihrem 28. Jahre Wittwe mit drei Kindern im zartesten Alter), überließ den Verwandten die Aufsicht ihrer Kinder mit einem Einkommen von 40,000 Livres; und indem sie für sich selbst nur eine ganz mäßige Rente zurückbehielt, begab sie sich auf Reisen sowohl in's Inland als Ausland, um ihre Idee, von der sie eingenommen war, zu verwirklichen.

Nach sechsjähriger Abwesenheit kam sie von ihren Reisen, Ausflügen, Zusammenkünften und Predigten nach Paris zurück, hatte aber durch letztere ihren

Feinden Gelegenheit gegeben, die schwersten Beschuldigungen gegen ihre Meinungen und selbst gegen ihre Sitten vorzubringen, wiewohl es in letzterer Beziehung nicht schwer fiel, ihre Ankläger der Verläumdung zu zeihen.

Während zweier Reisen verfaßte sie zwei Werke, die gerechte Ursache zu Verweisen hervorriefen. Sie heißen: Kurzes und leichtes Mittel zu beten, und Mystische Auslegung des Liedes der Lieder. Man glaubte in diesen Schriften Spuren der Lehre Molinos' zu finden, die bereits von Innocenz XI. verdammt war, und Herr von Harlay, Erzbischof von Paris, beeilte sich, jene gleichfalls zu verdammen, so wie ein Werk la Combe's mit dem Titel: Zergliederung des geistigen Gebetes.

In Folge dieser Verdammung ließ der König den Pater la Combe verhaften und auf die Insel Oléron schicken, die Frau von Guyon aber mußte zu den Klosterfrauen der heiligen Jungfrau wandern (1688). Ihr Benehmen in diesem Hause flößte das größte Interesse für sie ein und zerstreute alle Wolken, die nur immer vorgefaßte Meinung gegen sie aufthürmen konnte.

Die achtbarsten Personen wandten sich an die Frau von Maintenon, um Guyon's Befreiung zu bewirken. Vorzüglich zeichneten sich unter Diesen mehrere Damen aus, als Frau von Miramion, die sich durch ihre thätige Nächstenliebe hervorthat, — Frau von Maisonfort, eine Verwandte Guyon's und mit Maintenon in freundschaftlichen Verhältnissen stehend; endlich die Herzogin von Bethune, geborne

Fouquet, die eifrigste Freundin Guyon's. Die Bürgschaft dreier so achtbarer Personen triumphirte über die Scrupel, von denen Maintenon's Seele noch eingenommen sein konnte; sie brachte daher dem König ihre Fürbitte für die Frau Guyon dar, und nachdem diese eine Erklärung unterzeichnet hatte, vermöge welcher sie sich der kirchlichen Behörde unterwerfen wolle, erlangte sie ihre Freiheit.

Kaum hatte Guyon ihre Einsamkeit verlassen, so führte sie ihre Dankbarkeit zu den Füßen der Frau von Maintenon, welcher sie von der Herzogin von Bethune vorgestellt wurde, Letztere führte Guyon deßgleichen in die Gesellschaft der Frau von Beauvilliers ein. Hier lernte Fenelon zum ersten Male die Frau Guyon kennen und sah sie von der Zeit an häufiger, als er Lehrer des Herzogs von Burgund wurde. Guyon übte einen außerordentlichen Einfluß auf die Personen, die diese nicht minder durch Geist als sonstige Verdienste ausgezeichnete Gesellschaft ausmachten. Die ersten Unterredungen verwandelten sich bald in religiöse Vorträge, in denen Frau Guyon ihre Lehre unter den reizendsten Formen erklärte, so ganz geeignet, reine und religiöse Seelen für sich einzunehmen. Fenelon, der als Jüngling den mystischen Schriftstellern ein besonders Augenmerk geschenkt hatte, war ganz entzückt, deren Grundsätze, Sprache Gefühle und Ausdrücke aus dem Munde einer Dame zu vernehmen, die so große Opfer brachte, um sich derselben Art Vervollkommnung zu weihen. Seit Langem bekannt mit einer Sprache, die nur von frommen Seelen verstanden werden kann, glaubte er, daß man Ausdrücke der Begeisterung oder ungewöhn-

liche Vergleichungen nicht den Regeln einer gewöhnlichen Kritik oder den Launen eines weltlichen Geschmackes unterwerfen dürfe.

Frau von Maintenon ließ sich bei der allgemeinen Begeisterung deßgleichen mitfortreißen. Erbaut in einigen Vorträgen der Frau Guyon faßte sie den Entschluß, auch St. Cyr freudigen Antheil an den Belehrungen einer Dame nehmen zu lassen, die die Gabe besaß, Allen, die sie umgaben, eine Sehnsucht nach Vollkommenheit einzuflößen. Frau von Brinon, Oberin von St. Cyr, Frau von Maisonfort und Fenelon selbst bestärkten sie noch in ihrem Vorhaben.

Die Stütze der Frau von Maintenon, das Vertrauen der tugendhaftesten Personen am Hofe, die Begeisterung, die sie in St. Cyr erregte, ließen endlich in Guyon die Ueberzeugung erwachen, daß sie zu einem außerordentlichen Amte berufen sei. Um ihrer Lehre mehr Eingang zu verschaffen, so vertraute sie der Frau von Maisonfort und andern Klosterfrauen, die denselben Geschmack verriethen, einige ihrer Schriften an, in denen sie alle Theile ihres Systems klar auseinandergesetzt hatte.

Frau von Maintenon, deren kalte Einbildungskraft und wohlüberlegender Verstand sie vor zu schnellem Antheile bewahrte und die jener Frau ihre Gunst nur vermöge ihres Vertrauens und ihrer Achtung für Fenelon und die andern Freundinnen Guyon's erwies, fühlte ein gewisses Mißtrauen gegen die Eigenheit ihrer Grundsätze, deren Neuheit sie nicht mit Unrecht befremdete. Sie berieth daher Godet des Marais, ihren Gewissensrath, der das Bisthum von Chartres inne hatte.

Dieser Prälat nahm durchaus keinen Antheil an dieser neuen geistigen Richtung, die sich durch außerordentliche Eigenthümlichkeiten und Umstände kundgab. Besonders berührte es ihn unangenehm, daß sich gewissermaßen ein Weib in geistliche Angelegenheiten mische und den Lehrstuhl einnehme, um eine Weise geistlichen Lebens zu lehren, als deren Urheberin sie sich selbst ausgab. Klug und bescheiden aber, wie er war, wollte er nicht zu voreilig das Urtheil über eine Person fällen, deren Frömmigkeit, wie bereits erwähnt, von den tugendhaftesten Personen am Hofe geehrt ward, — die sich des Beifalles Fenelon's erfreute, dessen offenen Charakter und Talente er schätzte.

Nachdem sich aber der Bischof mit der möglichsten Aufmerksamkeit von den Grundsätzen Guyon's in Kenntniß gesetzt hatte, ward er über ihre Lehren unruhig, und erklärte ihre Werke als voll von verdächtigen Neuheiten und gefährlichen Irrthümern. Er beobachtete bei diesem Umstande alle Rücksichten, die ihm das Gefühl der Freundschaft für Fenelon und die hohe Meinung von dessen Tugendhaftigkeit vorschrieben. Doch in der Eigenschaft eines Bischofes von St. Cyr erklärte er sich mit Freimuth und Festigkeit der Frau von Maintenon gegenüber, und forderte sie auf, die schleunigsten und wirksamsten Mittel zu ergreifen, um von diesem Hause die drohende Gefahr abzuwenden.

Frau von Maintenon glaubte jedoch in einer so heikeln Angelegenheit nicht bloß der Einsicht des Bischofs von Chartres, so groß auch ihre Achtung gegen seinen Ausspruch war, trauen zu dürfen, sie

berieth auch Bossuet, den Herrn von Noailles, in der Folge Bischof von Châlons; sie befragte heimlich Bourdaloue, die Herren Joly, Tiberge, Brisacier und Tronson. Alle Antworten dieser gelehrten Theologen lauteten übereinstimmend mit denen des Bischofs von Chartres, so daß Frau von Maintenon wohl keine Ursache zu schwanken blieb.

Fenelon sah, ohne daß er sich verwunderte und beinahe ohne daß er es merkte, ein Gewitter über sein Haupt zusammenziehen. Er war ja innig überzeugt von der Reinheit der Gesinnungen der Frau Guyon, denn er beurtheilte sie nach den reinen und erhabenen Ideen, die er sich selbst von der Liebe Gottes gefaßt hatte; er war nicht minder von ihrer Tugendhaftigkeit überzeugt, und weit entfernt, den sich erhebenden Widersprüchen dadurch auszuweichen, daß er sich anstellte, als habe er seine Meinung in Absicht auf ihre Unschuld aufgegeben, ging er vielmehr ganz offen und redlich in die Ansicht der Frau von Maintenon ein, sowohl die Werke der Frau Guyon als seine eigenen Schriften aus dem Kloster St. Cyr zu entfernen.

Fenelon glaubte nun, Bossuet's Ansehen könnte ersprießlich sein, wenn er es zur Aufklärung einer Frage anwendete, die durch die Art der Darstellung und durch Gerücht sich zu verdunkeln begann.

Bossuet beschäftigte sich daher auf Ansuchen Fenelon's und der Frau Guyon mit dieser Angelegenheit. Er bewies hiebei eine Nachsicht und Güte, die zum Beweise dienen, daß er anfangs von keinerlei vorgefaßten Meinung eingenommen war.

Nachdem Bossuet mehrere Monate auf die Prü-

fung der Schriften Guyon's angewendet hatte, hielt er mit ihr selbst in dem Kloster, in das sie sich zurückgezogen hatte, eine Unterredung. Er gab ihr die angemessensten Winke, alles Das zu berichtigen, was Uebertriebenes in ihren Grundsätzen lag und Ungeregeltes sie selbst in der Meinung von sich und ihrem vorgeblichen Berufe hatte.

Als sich Bossuet nach dieser Unterredung mit Guyon geschmeichelt, sie in den Hauptpunkten von ihrer irrigen Meinung abgebracht zu haben, suchte er dies auch in Bezug auf Fenelon mit Freimüthigkeit zu thun. Dieser, stets der Lehre „von der reinen und uneigennützigen Liebe Gottes" im Herzen zugethan, faßte nur den Grundsatz in's Auge, entfernte davon die gehässigen Folgerungen und suchte mit Gelindigkeit die minder genauen Ausdrücke im Munde einer Frau zu entschuldigen, um so mehr, da solche mit der Sprache der in dieser Beziehung bewährtesten Schriftsteller übereinstimmten. Er führte gewichtige Beispiele an, um das glänzende Lob, das sich Frau Guyon selbst ertheilte, zu rechtfertigen. Was ihre Offenbarungen und Prophezeiungen betrifft, so beschränkte er sich bloß mit dem heiligen Paulus zu sagen: man müsse die Geister prüfen, und sie nicht vorschnell verdammen.

Dieses Benehmen Fenelon's, so wie das der Frau Guyon, die ihre Versprechen zurückzunehmen und ihre eingegangenen Verbindlichkeiten nicht halten zu wollen schien, machte Bossuet mißvergnügt.

Frau Guyon in ihrer Einsamkeit durch falsche Berichte, vermöge welcher ihr guter Namen angetastet und ihre Sitten verdächtigt worden seien, bald

in Unruhe versetzt, bat inständig um Niedersetzung einer Commission, die zur Hälfte aus dem Laien- und zur Hälfte aus dem geistlichen Stande bestehen sollte, um ihr Betragen einem Urtheile, und ihre Lehre einer geregelten Prüfung zu unterziehen. Man versagte ihr die weltlichen Commissäre, gestattete ihr aber drei geistliche Richter, die sie selbst bezeichnete, nämlich Bossuet, von Noailles, Bischof von Châlons, und Tronson, Vorstand des Seminärs von St. Sulpice.

Die drei zur Prüfung der Lehren Guyon's bestimmten Commissäre wiesen nicht ohne Unrecht mit Unwillen die Untersuchung über die verläumderischen Beschuldigungen zurück, die man gegen ihre Sittlichkeit zu verbreiten gesucht hatte. Sie ward über ihre Lehre befragt, und aus ihren Antworten schien hervorzugehen, daß sie nie etwas von der Lehre der Kirche Abweichendes habe sagen wollen und daß sie es herzlich bedauere, Gelegenheit zum Verdacht in Absicht auf die Reinheit ihres Glaubens gegeben zu haben.

Nachdem man Alles, was Guyon's Persönlichkeit betraf und was der Aufgabe der Commissäre fremd war, beseitigt und man auch hinreichend scheinende Aufklärung über ihre Gesinnungen erhalten hatte, wandten die drei Commissäre ihre ganze Aufmerksamkeit den fraglichen Punkten ihrer Lehre zu. Sie faßten den Beschluß, den wahren Sinn der Kirche in den fraglichen Punkten durch einige Lehrgrundsätze darzustellen, die von nun an als Richtschnur im Unterrichte und in Ausübung des geistlichen Lebens dienen und jedem Mißbrauche zuvorkommen sollten, den man aus den zu figürlichen Ausdrücken, die in großer An-

zahl bei mystischen Schriftstellern zu finden sind, zu machen versucht sein konnte.

Dies war also der Gegenstand der Zusammenkunft zu Issy, wo die Commissäre zu ihren Versammlungen ein Landhaus gewählt hatten, das dem Seminäre von St. Sulpice gehörte. Diese Zusammenkünfte währten länger als ein halbes Jahr. Fenelon, wenn gleich persönlich nicht mitwirkend, nahm doch das lebhafteste Interesse daran; seine fortwährenden Verhältnisse mit Bossuet, von Noailles und Tronson, sein Eifer für die Lehre „der Liebe Gottes um Seinetwillen" seine Freundschaft und wenn man sagen wollte, sein gutes Vorurtheil für die Frau Guyon, das tiefe Studium, das er in allen mystischen Schriftstellern angestellt hatte, verschaffte ihm in dieser Rücksicht so überwiegende Kenntnisse und Vortheile, daß dies Alles von den Commissären der Beachtung werth gefunden werden mußte.

Während dieser Zeit fand die Erhebung Fenelon's zum Erzbischof von Cambrai Statt, woraus man wohl schließen darf, daß weder Bossuet noch der Bischof von Chartres Etwas in den Meinungen Fenelon's vorfanden, das man als Irrthum hätte stempeln, — oder das nur Ursache zu gegründeten Besorgnissen hätte geben können.

Diese Ernennung erweckte im Bischofe von Chartres und der Frau von Maintenon den Gedanken, Fenelon den Unterredungen zu Issy beizuziehen. Dieser Plan, durch den man Fenelon bestimmen wollte, daß er selbst das in seinem Systeme von der vollkommenen Liebe ungewöhnlich Scheinende abändere, hatte anfangs ganz den erwarteten Erfolg

und wäre ganz geeignet gewesen, Alles zu versöhnen, hätten die eingebrochenen widrigen Vorfälle nicht jede Hoffnung zertrümmert, die man auf die Zusammenkünfte in Issy gebaut hatte.

Nachdem sich Fenelon von den dreißig durch Bossuet abgefaßten Artikeln in Kenntniß gesetzt hatte, fügte er noch vier andere hinzu, und verständigte sich vollkommen in Absicht auf den Sinn der Grundsätze und der Ausdrücke mit den drei Commissären, und sie unterzeichneten nun insgesammt die vierunddreißig Artikel zu Issy den 10. März 1695.

Bossuet und der Bischof von Châlons kamen überein, bei der Rückkehr in ihre Kirchsprengel sogleich einen Erlaß mit den Artikeln von Issy veröffentlichen zu wollen, in welchem zugleich die Verurtheilung der Schriften Guyon's jedoch mit Verschweigung ihres Namens enthalten sein sollte. So geschah es wirklich im folgenden Monat April.

Bossuet und der Bischof von Châlons kamen hierauf nach Paris zurück, um die Weihe Fenelon's zu seiner erzbischöflichen Würde vorzunehmen. Sie fand zu St. Cyr den 10. Juni 1695 Statt. Bossuet weihte, und die Bischöfe von Châlons und Amiens assistirten. Dieser erhabenen Ceremonie wohnten die Enkel Ludwig's XIV. bei und freuten sich, ihren Lehrer zu einer Würde erhoben zu sehen, die nur eine seinem Verdienste und seiner Tugend angemessene Belohnung war. Wer hätte wohl gedacht, daß auf diesen Tag des Ruhmes und der Erbauung, dessen ganzes äußere Gepränge nur die höchste Gunst verrieth, eine langwährende Ungnade und die bittersten Widersprüche folgen sollten?

Kurze Zeit nach Fenelon's Weihung erhielt Frau Guyon von Bossuet ein sehr ehrenvolles Zeugniß in Absicht auf ihre Sitten und Gesinnungen. Mit dieser Urkunde versehen verließ sie geheimnißvoll ihre Zurückgezogenheit, ging nach Paris und verbreitete daselbst Abschriften dieses Zeugnisses; ihre Anhänger hatten aber die Unklugheit, diese Urkunde als ein Zeugniß der Reinheit ihrer Lehre zu veröffentlichen, während sie doch nur eine Entschuldigung ihrer Meinungen enthielt. Ein solches Benehmen ließ mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit urtheilen, daß es wohl weniger in ihrem Vorsatze gelegen war, den Winken dieses großen Bischofes zu folgen, als vielmehr sein günstiges Urtheil zu erschleichen.

Am 5. August desselben Jahres starb Franz von Harlay, Erzbischof von Paris, vom Schlage gerührt. Dieser Tod erledigte den ersten Sitz der Kirche Frankreichs, und die Freunde Fenelon's bedauerten vielleicht seine kürzliche Erhebung zum Erzbischof von Cambrai, da sie sich schmeichelten, man würde wohl den Gedanken gehabt haben, ihn auf den erzbischöflichen Sitz von Paris zu erheben; doch scheint es wenig wahrscheinlich, daß sich ihre Hoffnungen würden verwirklicht haben.

Ludwig XIV. hatte mehr Achtung als Neigung für Fenelon; ja man hatte sogar behauptet, Fenelon's glänzender Geist und politische Grundsätze hätten den König mehr von diesem Manne entfernt als ihn zu diesem hingezogen.

Man schwankte in Betreff der Wahl eines Erzbischofes für Paris lange Zeit zwischen Bossuet und dem Bischof von Châlons, bis Letzterer den

Sieg errang und zum Erzbisthume von Paris berufen wurde (den 19. August 1695)*).

Das nicht entschuldbare Benehmen der Frau Guyon gegen Bossuet und das Geheimniß, mit dem sie sich zu Paris verborgen zu halten suchte, erzeugte eben keinen günstigen Eindruck auf Frau von Maintenon und den genannten Bischof. Ja sie waren von dieser Zeit an gegen sie um so mehr aufgebracht, als sie ihre Erklärungen in einem günstigeren Lichte anzusehen sich geneigt gezeigt hatten.

Die unangenehmen Folgen solcher Gemüthsstimmung fielen nothwendig auch auf Fenelon zurück. Das gute Vorurtheil, von dem Letzterer stets für Guyon eingenommen war, ließ es nicht zu, daß er sie verurtheilte oder sich gänzlich von ihr zurückzöge. Schon sein zartes Gewissen trieb an ihn, sich als Vertheidiger oder wenigstens günstigen Ausleger der Gesinnungen einer Frau zu zeigen, deren fromme Stimmung er ganz zu kennen glaubte.

Indeß scheint es, daß Frau von Maintenon noch ihr ganzes Vertrauen, ihre ganze Zuneigung für Fenelon während seiner ersten Reise nach Cambrai bewahrte. Diese fand einige Tage vor dem Tode des Erzbischofes von Paris Statt. Den Beweis hiervon liefert ein Briefwechsel, der noch zwischen ihnen während dieser Zeit herrschte.

(* Da dieser neugewählte Erzbischof im Verlaufe dieser Geschichte sehr oft zu erwähnen sein wird, so werden wir ihn von nun an den Cardinal von Noailles nennen, obschon er zu dieser Würde erst im Jahre 1700 gelangte. Doch ist er mehr unter diesem Titel bekannt.

Indem wir von dieser Reise sprechen, können wir nicht mit Stillschweigen einen Zug des Edelmuthes und der Uneigennützigkeit übergehen, womit Fenelon dieselbe bezeichnete. Die Bedürfnisse des Staates und die Auslagen des Krieges zwangen zum ersten Male den König Frankreichs, eine Personensteuer allen Unterthanen aufzuerlegen. Der Erzbischof von Cambrai wollte sich aber nicht auf die Summe beschränken, die im Verhältniß seines Einkommens auf ihn zu entrichten kam. Er ersuchte daher in einem Schreiben den obersten Finanz-Verwalter, zu seiner persönlichen Taxe auch noch den ganzen Betrag hinzuzufügen, den Seine Majestät ihm als Lehrer der Prinzen zuerkannt hätte. Ludwig XIV. erkannte ganz das Verdienst eines so zarten Verfahrens, wollte aber davon nicht Gebrauch machen.

Bei seiner Rückkehr nach Versailles setzte Fenelon seine Besuche bei der Frau von Maintenon mit derselben Freimüthigkeit, wo nicht mit demselben Vertrauen fort. Aufrichtigen und einfachen Sinnes wie er war, hielt er es gar nicht für nöthig, ihr aus der Achtung ja selbst Verehrung, die er immerfort der Frau Guyon zollte, ein Geheimniß zu machen.

Fenelon kehrte ein zweites Mal nach Cambrai zurück (in der Mitte des Decembers 1695) und wenige Tage darauf brach das Ungewitter aus, dessen verderbliche Folgen von größerer Wichtigkeit waren, als man es hätte voraussehen können. Bossuet drang auf die Verhaftung der Frau Guyon; nur schwer entdeckte man ihren Aufenthaltsort, den man endlich in einem Hause der Vorstadt St. Anton fand. Sie

wurde in den Schloßthurm von Vincennes abgeführt (den 24. December 1695).

Kaum in Cambrai angekommen erfuhr Fenelon die Verhaftung und Einsperrung Guyon's in Vincennes. Dieser Gewaltstreich ließ ihn wohl vermuthen, daß es ihr nicht an mächtigen Feinden fehle, in deren Vorsatz es lag, diesen ersten Versuch ihrer Macht und ihres Ansehens anzustellen, um mit noch größerem Erfolge ihre Freunde und ihre Beschützer anzugreifen.

Von nun an suchte Fenelon jeden Schritt zu vermeiden, durch den er als Anhänger einer so gehässig gewordenen Lehre hätte erscheinen können; es ist wahrscheinlich, daß, hätte man nicht von ihm in der Folge wenigstens mittelbar Thatsachen gefordert, sich über die Person Guyon's auf eine seiner Ueberzeugung nicht entsprechende Weise zu erklären, — es ist wahrscheinlich, daß alle diese unglücklichen Streitigkeiten ohne Aufsehen, ohne Widerspruch und ohne Aergerniß geendet hätten. Er wußte noch nicht, bis zu welchem Grade man das Gemüth der Frau von Maintenon gereizt hatte, und wie sehr sein und seiner liebsten Freunde Leben am Hofe schwankend und unsicher geworden war. Herr von Beauvilliers war zwar besser unterrichtet, aber sein ungemein zarter Sinn wollte seinem Freunde die Gefahr nicht sehen lassen, von der sie Beide bedroht waren. Er wollte nicht, daß Fenelon etwa aus Freundschafts-Rücksichten in gewissen Punkten nachgebe, in denen Ehre und Wahrheit betheiligt sein könnten. Uebrigens wäre Fenelon aus übergroß-freundschaftlichem Zartsinne, oder vielmehr aus innigster Ueberzeugung von der Tugend Guyon's

nicht ein wenig zu unbeugsam gewesen, hätte er auf die Rechtlichkeit oder die Rathschläge des Bischofes von Chartres und die Vereinigungsversuche Tronson's, der ihm nicht verdächtig sein konnte, Rücksicht nehmen wollen, es wäre noch Zeit gewesen, dem drohenden Gewitter zuvorzukommen.

Frau Guyon war bereits acht Monate im Schloßthurme von Vincennes eingesperrt; stets dachte und äußerte sie, daß ihre Lehre tadellos sei, und daß sie sich höchstens durch den Gebrauch minder genauer Ausdrücke verfehlt habe. Endlich ließ sie sich herbei, eine Unterwerfungsacte, die Fenelon und Tronson auf Veranlassung des Cardinals Noailles verfaßt hatten, zu unterzeichnen. In dieser Urkunde verpflichtete sie sich förmlich, von nun an ihre Gesinnungs- und Handlungsweise nach der Vorschrift und Anleitung einzurichten, wie sie vom Erzbischofe von Paris, ihrem Vorgesetzten, gegeben würde. Sie unterzeichnete diese Erklärung den 28. August 1696, und blieb auch ihrer eingegangenen Verpflichtung getreu. Demgemäß ward sie aus dem Schloßthurm von Vincennes befreit und nach Vaugirard gebracht, wo sie unter der Aufsicht zweier Frauen, die zugleich zu ihrem Dienste bestimmt waren, in einem kleinen Hause wohnte. Ihre geistliche Leitung vertraute man dem Pfarrer von St. Sulpice an.

Frau von Maintenon hatte sich gänzlich von Fenelon zurückgezogen, seitdem man sie den strengen Maßregeln, die man gegen Frau Guyon anwendete, beizustimmen vermocht hatte. Man sieht aus einem langen Briefe, den Fenelon an Tronson schrieb, wie groß die Schwierigkeit und Verlegenheit seiner

Lage war. Es scheint sogar das Ansinnen an ihn gemacht worden zu sein, sowohl die Schriften als Guyon selbst zu verdammen, wie die beiden andern Prälaten, die bei den Conferenzen zu Issy Commissäre waren, gethan hatten. Andererseits verfaßte Bossuet ein Werk unter dem Titel: „Belehrung über die verschiedenen Arten des Gebetes," und legte dasselbe Fenelon zur Approbation vor. Folgendes ist die Aeußerung Fenelon's über diese verschiedenen Gegenstände:

„Man will, daß ich die Person mit den Schrif„ten verurtheile. Sollte die Kirche hierüber eine „Formel abfassen, so werde ich zuerst dieselbe mit „meinem Blute unterzeichnen und unterzeichnen las„sen; wenn nicht, so kann und darf ich es auch nicht „thun. Ich habe ganz in meiner Nähe sichere That„sachen gesehen, die mich unendlich erbaut haben; „warum will man, daß ich sie anderer Thatsachen „wegen, die ich nicht gesehen und die an sich Nichts „beweisen, verdammen soll, ja ohne sie zu hören und „zu wissen, was sie darauf antworten würde?

„Was die Schriften betrifft, so sind sie wohl „durch vielfältige Erlasse hinlänglich verdammt wor„den, ohne daß ihnen Jemand widersprochen hat, „ja denen sich die Freunde dieser Frau, und die Frau „selbst mit Ruhe unterworfen haben. Was will man „mehr? Ich bin durchaus nicht verpflichtet, über „alle schlechten Bücher das Urtheil zu sprechen, und „besonders über jene, die noch dazu in meinem Kirch„sprengel gar nicht bekannt sind. Soll ich auch noch „eine arme Person betrüben, die ohnedies bereits „von Andern niedergeschmettert worden und deren

„Freund ich gewesen bin? Geziemt es sich wohl, daß „ich mich auf erzwungene Weise gegen ihre Schriften „erkläre? Das Publicum wird zweifelsohne glauben, „daß dies eine Art Abschwörung sei, die man mir „abgepreßt. — Was den Bischof von Meaux betrifft, „so möchte ich sehr gern sein Buch approbiren, wie „er es wünscht, allein ich kann es weder mit Ehr„lichkeit, noch mit Gewissen, wenn er in demselben „eine Person zu hart beurtheilt, die mir unschuldig „scheint, oder Schriften angreift, deren Verurtheilung „ich Andern überlassen will, ohne daß ich unnützer„weise auch noch mein Urtheil hinzufüge. — Man „will mich Schritt vor Schritt und unbemerkbar wie „durch eine Art geheimer Verabredung gängeln; der „Bischof von Meaux ist gleichsam das erste Trieb„rad; der Bischof von Chartres handelt aus Eifer „und aus gutem freundschaftlichen Einvernehmen; „Frau von Maintenon kränkt sich und zürnt gegen „uns bei jedem neuen Eindruck, den man auf sie zu „machen sich bemüht. Tausend Hofleute lassen aus „Bosheit und zwar auf krummen Wegen Reden voll „des Giftes gegen uns bis zu ihren Ohren gelangen, „weil man glaubt, sie sei bereits übel gelaunt. Der „Bischof von Chartres und sie sind überzeugt, daß „meinerseits Nichts gethan sei, wenn ich nicht Per„son und Schriften verdamme; dies würde nicht ein„mal die Inquisition von mir verlangen. Alles be„schränkt sich daher meinerseits darauf, daß ich nicht „gegen mein Gewissen sprechen und unnützerweise eine „Person verhöhnen will, die ich wie eine Heilige ge„ehrt habe, wenigstens um dessentwillen, was ich „mit eignen Augen gesehen habe.“

Man sieht aus diesem, wie noch aus einem andern Briefe, den er an Frau von Maintenon geschrieben, wie viel er in sehr kurzem Zeitraume im Herzen und Vertrauen dieser verloren habe. Von nun an können wir nicht mehr hoffen, zwischen ihr und Fenelon nur die geringste Spur jener Gesinnung zu entdecken, die sie so lange Zeit vereint hatte.

Indeß war es noch möglich, daß diese Erschütterung in Gesinnung und Meinung, noch auf eine kleine Anzahl Personen beschränkt, nach Außen hin weder Aufsehen, noch Aergerniß erregte. Allein ein Vorfall gab Veranlassung oder war vielmehr die wahre Ursache jenes lebhaften und heißen Kampfes, der sich zwischen Fenelon und Bossuet, diesen zwei großen Männern entspann nnd in welchem sich die Größe Fenelon's durch tiefe Demuth am glänzendsten zeigte.

Viertes Kapitel.

Bossuet und Fenelon als Gegner.

Unmittelbar nach den Conferenzen von Issy beschäftigte sich Bossuet mit glühendem Eifer mit dem gründlichen Studium der mystischen Schriftsteller, um das bereits erwähnte Werk: „Belehrung über die verschiedenen Arten des Gebetes" zu verfassen. Es war dies ein Gegenstand bedeutender Kraftanstrengung und unzähliger Untersuchungen, die Bossuet länger als ein Jahr in Anspruch nahmen.

Der Approbation des Cardinals von Noailles

und des Bischofes von Chartres versichert, würde es ihm wohl nicht zu Sinn gekommen sein, daß Fenelon die seinige verweigern sollte. Dieser war aber bei seiner Rückkehr nach Paris bereits über den in Bossuet's Werke herrschenden Geist hinlänglich belehrt, und daher auch fest entschlossen, demselben seinen Namen nicht beizufügen. Uebrigens konnte er wohl wissen, daß diese Approbation nur von ihm verlangt würde, um von ihm unter einem glänzenden Vorwande einen wahrhaften Widerruf zu erzwingen; und Bossuet machte selbst in der Folge gar kein Hehl daraus. Fenelon sah vorher, und mußte es vorhersehen, daß ihm nun ein sehr heikeliger und lebhafter Kampf mit einem Manne bevorstehe, der eben so mächtig durch Genie und Talente als durch das Ansehen dastand, dessen er von allen Seiten genoß. Er fühlte, daß er zwei Gegenstände in's Auge zu fassen habe, nämlich seine eigene Ehre und seine Ruhe.

Vor Allem trachtete er, in Betreff der Genauigkeit seiner Lehre und der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung nicht das geringste Wölkchen schweben zu lassen. In dieser Absicht verfaßte er eine ausführliche Erklärung der 34 Artikel von Issy, und legte sie dem Cardinal von Noailles und Tronson vor, die durchaus ihren Beifall zu erkennen gaben und darin nicht den geringsten Irrthum vorfanden.

Doch noch Eins blieb Fenelon zu thun übrig, was in anderer Beziehung von nicht geringerer Wichtigkeit war; nämlich Frau von Maintenon gegen die Eindrücke sicher zu stellen, die nicht zu vermeiden waren, wenn Bossuet ihr seine Verweigerung zur

Approbation seines Buches berichten und dies als sicheres Zeichen einer Theilnahme an Guyon's Lehren darstellen würde. Demgemäß richtete er an die Frau von Maintenon in Form eines Briefes eine Denkschrift, in der er eine besondere Sorgfalt zur Rechtfertigung der Gründe jener Verweigerung verwendete, indem er sie mit eben so großer Freimuth als Festigkeit darlegte. Fenelon setzte in dieser Denkschrift die gebieterischen Rücksichten aus einander, welche eine Approbation jenes Buches seinerseits nicht zuließen; doch ging er zugleich ausdrücklich die Verbindlichkeit ein, vor dem Publicum über seine Lehre in Betreff der streitigen Punkte Rechenschaft abzulegen, und diese Art Glaubensbekenntnisses dem Urtheile des Cardinals von Noailles, Tronson's und der tugendhaften und aufgeklärtesten Geistlichen der Diöcese von Paris zu unterwerfen. Der Cardinal von Noailles, der Bischof von Chartres und selbst Frau von Maintenon schienen von der Kraft der von Seite Fenelon's dargestellten Gründe überzeugt; und die Verbindlichkeit, die er auf sich nahm, bestätigte vollends ihre Ueberzeugung von seiner Aufrichtigkeit.

Als Fenelon im Begriffe stand, wieder nach Cambrai abzureisen, wollte er auch Bossuet seinen Entschluß kund geben und zwar in einem Briefe voll Rücksicht und Schonung, den er sammt dem Manuscripte Bossuet's in die Hände des Herzogs von Chevreuse legte; dieser sollte mündlich und ausführlich die Gründe darthun, die Fenelon in seiner Handlungsweise leiteten.

Bossuet war, wie man wohl zum voraus erwarten kann, sehr unzufrieden mit Fenelon's Verwei-

gerung, und sah in diesem Entschlusse nichts Anderes, als den Willen, Guyon zu unterstützen und mit seinen Mitbrüdern, seinen innigsten Freunden zu brechen.

Fenelon erwiederte einfach, er sei kein Beschützer der Irrthümer Guyon's, sondern ihr Freund, der Dolmetsch ihrer wahren Gesinnung, die er kenne, nicht aber der Vertheidiger ihrer Ausdrücke, die er verdamme; daß er mit Verweigerung der Approbation von Bossuet's Buche sich keineswegs vom Erzbischofe von Paris und dem Bischofe von Chartres lossage, die weder seine Mitwirkung forderten, noch seine Verweigerung tadelten; daß ja der Glauben und die Ehre nicht an das Werk eines seiner Amtsbrüder gebunden wäre; daß er der Kirche allein Rechenschaft schuldig sei, und daß er getreu der Erfüllung dieser heiligen Pflicht nachkommen werde.

Aus diesen Beweggründen veröffentlichte Fenelon sein Buch unter dem Titel: „Erklärung der Grundsätze der Heiligen," ein Buch, das ihm so große Ungnade und Unannehmlichkeiten zuziehen sollte (1697).

Fenelon ging mit Frau von Maintenon die Verbindlichkeit ein, sein Werk erst zu veröffentlichen, nachdem dasselbe der Cardinal von Noailles und Tronson ihrer Prüfung unterworfen hätten. Dies geschah. Der Cardinal behielt Fenelon's Manuscript ungefähr drei Wochen lang und nachdem er Fenelon über gewisse Stellen Bemerkungen gemacht, änderte sie derselbe in seiner Gegenwart ab und zwar in dem vom Prälaten gewünschten Sinne. Dieser erklärte hierauf, daß er dem Drucke dieses Buches seinen Beifall zolle, indem er es fehlerfrei und nützlich

fände. Da jedoch der Cardinal den Wunsch geäußert hatte, daß er sein Werk irgend einem Theologen zeigen möchte, der strenger als er sei: so wählte Fenelon den Doctor der Sorbonne — Pirot — zum Examinator, einen eben so gelehrten als urtheilsfähigen Mann und der auch der gewöhnliche Prüfer aller theologischen Werke war, ja denselben, der auch an der Beurtheilung der Werke Guyon's gearbeitet hatte und weder für sie noch für ihre Lehre besonders eingenommen war.

Nach einer langen und gewissenhaften Prüfung erklärte Pirot, daß dieß Werk ein ganz goldenes Buch sei, und bezeugte zugleich dem Erzbischofe von Paris seine große Freude, die er bei dieser Prüfung empfunden hätte.

Auch Tronson, dem Fenelon sein Werk mitgetheilt und der es mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen hatte, sprach dieselbe Ueberzeugung wie der Cardinal aus, daß das Buch fehlerfrei und nützlich sei.

Nachdem Fenelon so große Vorsicht angewendet und mit so großer Gelehrigkeit alle Bemerkungen der tugendhaftesten und gelehrtesten Männer von Paris berücksichtigt hatte, sollte er natürlich denken, daß er nun vor jedem Tadel gesichert sei. Er kehrte auch vollkommen beruhigt nach Cambrai zurück, nachdem er noch den Cardinal über die Veröffentlichung seines Buches verständigt hatte. Dieser hatte Nichts zu entgegnen, vielmehr wünschte er es, nur sollte es erst nach dem Erscheinen von Bossuet's Werke gedruckt werden. Auch dem willfahrte Fenelon ohne Schwierigkeit; aber durch einen übelverstandenen oder zu

großen Eifer des Herzogs von Chevreuse, der die die Ueberwachung des Druckes auf sich genommen, kam das Buch „der Grundsätze der Heiligen" gegen Ende Jänner des Jahrs 1697 in's Publicum und zwar vor dem des Bischofes Bossuet.

Bevor Bossuet das Buch Fenelon's gelesen hatte, war er schon entschlossen, dasselbe anzugreifen. Er schrieb an Maulevrier folgendermaßen: „Ich bin „gewiß, daß dieses Buch großes Aergerniß erzeugen „werde; ich finde dies mit meinem Gewissen unver„träglich, und ich erkenne es als Pflicht gegen Gott, „der Welt zu zeigen, daß man Büchern Vorschub „leiste, deren Lehre der Sturz der Frömmigkeit ist. „Ich bin gewiß, daß er mehrere Artikel, über welche „ich gerade unter den jetzigen Umständen genaue Auf„klärung wünschte, zweifelhaft oder dunkel lassen „werde; und ist es so, wie es auch sein wird, kann „ich mich wohl entbinden, der ganzen Kirche zu zei„gen, wie gefährlich eine solche Verstellung sei? — „Doch es ist die Wahrheit, der ich mein ganzes Le„ben opfern muß!" —

Ungeachtet der Vorurtheile, von denen Bossuet eingenommen war, muß man gestehen, daß er sich über den Eindruck nicht getäuscht, den das Buch „der Grundsätze der Heiligen" hervorbringen sollte. In der That säumte die öffentliche Meinung nicht, sich gegen dies Werk mit einer Heftigkeit auszusprechen, die Fenelon außerordentlich in Erstaunen setzen mußte.

Jetzt erfuhr Ludwig XIV. zum ersten Mal den Zwiespalt der Meinungen, der zwischen den so ausgezeichneten Männern herrschte. Durch drei Jahre

hatten sie sich bemüht, ihren Streit der Kenntniß des Publicums und der Unruhe des Königs zu entziehen. Frau von Maintenon glaubte aber nun das unangenehme Aufsehen nicht länger mehr verhehlen zu dürfen, das das Buch der Grundsätze der Heiligen im Klerus erregte. Bossuet setzte selbst den König in Kenntniß und bat ihn um Verzeihung, daß er ihm nicht schon früher die Schwärmerei seines Mitbruders geoffenbart habe. Man kann sich vorstellen, wie sehr eine solche Erklärung das Vorurtheil des Königs gegen Fenelon vermehren mußte, ja wie er das Uebel noch viel größer und Fenelon viel schuldiger halten mußte, als er es in der That war.

Im Augenblicke dieser allgemeinen Gährung kam Fenelon nach Paris und er mußte sehen, daß diese ärger war, als er es sich vorgestellt hatte. Seine liebsten Freunde schienen von der Last des allgemeinen Vorurtheils gedrückt. Ja Diejenigen, die wie er ganz anders dachten, standen nicht an, ihm ihren Kummer und Schmerz einer Lehre wegen zu zeigen, die ihn den heftigsten Widersprüchen aussetzte.

Man verbreitete zu dieser Zeit mit wahrhaft unzeitigem Eifer im Publicum Briefe des berüchtigten Abbé Rancé, die an Bossuet gerichtet waren und das Werk Fenelon's zum Inhalte hatten. Die unanständigen und alles Maß überschreitenden Ausdrücke, deren er sich in diesen Briefen bediente, schienen im Munde eines Geistlichen um so umpassender, als die Rede von einem so ausgezeichneten Oberhirten war, für welchen der Erzbischof von Cambrai galt.

Mitten in diesen Gewittern, die sich über sein

Haupt zusammengezogen und von Tag zu Tag einen bedrohlicheren Charakter annahmen, ward er von einem Unglück ganz anderer Art betroffen, das aber jeden Andern eher als Fenelon hätte ergreifen können. Eine Feuersbrunst verzehrte ihm in wenigen Stunden seinen Palast zu Cambrai, alle seine Einrichtung, alle seine Bücher, alle seine Papiere. Er vernahm die Nachricht hiervon nicht mit einer affectirten Theilnahmslosigkeit, sondern mit gewöhnlicher Sanftheit und Heiterkeit des Gemüthes. Der Abbé Langeron, von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, eilte nach Versailles, um Fenelon hierüber zu benachrichtigen; er fand ihn im traulichen Gespräche mit seinen Freunden, so daß er wirklich glaubte, Fenelon wisse noch Nichts und daß er ihm die Sache mit einer gewissen Art Schonung beibringen müsse. „Ich „weiß davon, lieber Abbé," erwiederte Fenelon, „es „ist doch besser, daß die Flamme mein Haus ver„zehrt hat, als daß sie die Hütte eines armen Land„mannes zu Grunde gerichtet." Dann knüpfte er mit demselben Gleichmuthe das Gespräch wieder an, in dem er von Langeron unterbrochen worden war; aber seine Freunde der Religion, der Wissenschaften und Künste beklagten den Verlust einer großen Anzahl interessanter Handschriften, die ihm als Materiale bei der Erziehung des Herzogs von Burgund gedient hatten, oder welche die Arbeit der schönsten Jahre seines Lebens gewesen waren.

Bossuet's „Belehrung über die verschiedenen Arten des Gebetes" erschien ungefähr einen Monat nach Fenelon's Buche, und er hob darin besonders die Approbation des Cardinals von

Noailles und des Bischofes von Chartres in den glänzendsten Ausdrücken hervor; in der That war auch dies Werk würdig des Ruhmes seines erhabenen Verfassers. Achtzehn Monate arbeitete Bossuet daran und man darf wohl glauben, daß sein Werk, mit dem sich Bossuet mit solcher Ausdauer beschäftigt hatte, ein Muster von Gelehrsamkeit und Scharfsinn sein mußte. So blieb auch dieses Werk unter Theologen die wahre Richtschnur, an die man sich in Absicht auf den Glauben nicht minder als die Sitten halten zu müssen glaubte. Bossuet sprach in seinem Buche von den Schriften Guyon's, führte häufig Stellen daraus an, und zeigte, welche vernunftwidrige und verwerfliche Folgerungen aus denselben gezogen werden könnten. In dieser Hinsicht that er wohl nichts Anderes, als was fünfzehn Monate früher der Bischof von Chartres gethan hatte; aber warum forderte Bossuet von Fenelon, was der Bischof von Chartres von ihm zu fordern nicht angemessen gehalten hatte?

Bossuet schien sich anfangs darauf zu beschränken, von Fenelon selbst Das, was in dem Buche von den Grundsätzen der Heiligen ungenau scheinen konnte, verbessern zu lassen, und in dieser Stimmung ließ er sich vernehmen, daß er Fenelon als seinem innigen Freunde seine Bemerkungen heimlich übergeben wolle; allein sowie er die öffentliche Meinung für sich zu haben auch auf den Cardinal, den Bischof von Chartres und die Frau von Maintenon sich stützen zu dürfen glaubte, so verhehlte er nicht mehr seine Absicht, von Fenelon einen unbedingten Widerruf zu verlangen.

Indeß verfloßen drei Monate und Bossuet hatte

diese erwähnten und so lange Zeit erwarteten Bemerkungen Fenelon noch nicht übergeben. Der Erzbischof von Cambrai entschloß sich nun, sein Buch dem Urtheile des Papstes vorzulegen (27. April 1697); doch that er diesen Schritt nicht ohne Erlaubniß des Königs und ohne vorher eine Abschrift des Briefes, den er an den Vater der Christenheit zu senden sich vorgenommen hatte, den Augen dieses Fürsten vorgelegt zu haben.

Dieser Schritt, welcher die ganze Angelegenheit dem Urtheile des heiligen Stuhles anhängig machte, verminderte keineswegs die Thätigkeit Bossuet's.

Man hätte annehmen sollen, daß Fenelon, nachdem er die Entscheidung der strittigen Punkte Rom überlassen und zugleich die ausdrückliche Verbindlichkeit, sich dem erfolgenden Urtheile zu unterwerfen, übernommen hatte, — sich jeder Antwort auf Bossuet's Aufforderungen hätte entschlagen können. Er hätte auf solche Weise jeden persönlichen Wortwechsel vermieden, den man nun wohl auszubeuten verstand, ihn in den Augen des Königs und der Frau von Maintenon vollends zu verderben; ja es war wahrscheinlich, daß er bei solch' umsichtigem und gemäßigtem Benehmen nur Bossuet allein als erklärten Gegner gegen sich gehabt und ihn außer Verbindung mit dem Cardinal von Noailles und dem Bischofe von Chartres gebracht hätte, welche Letzteren mit Ehrerbietigkeit und Stille dem Urtheile des Papstes würden entgegengesehen haben.

Allein ein lobenswerther Vereinigungsversuch und die vollkommene und gänzliche Ueberzeugung Fenelon's, daß er seinen Amtsbrüdern nur seine wahre

Gesinnung erkennen zu geben brauche, um ihre Unruhe zu beschwichtigen, trieben ihn an, sein Buch einer nochmaligen Prüfung der gelehrtesten Theologen zu unterwerfen. Er theilte diesen Entschluß in einem Schreiben dem König mit (11. Mai 1697).

Zur nämlichen Zeit, als Fenelon dem König schrieb, ging zu St. Cyr eine Handlung vor, die ihn immer mehr in dem Gedanken bestärken mußte, man wolle ihn beim König und der Frau von Maintenon in gänzlichen Mißcredit bringen. Man entließ nämlich aus diesem Kloster drei Frauen, die man als Anhängerinnen an seine Grundsätze im Verdacht hatte. Ludwig XIV. begab sich selbst nach St. Cyr, und drückte sich vor der ganzen versammelten Gemeinde auf eine Weise aus, die bewies, zu welchem hohen Grade sein Vorurtheil gegen Frau Guyon und ihre Anhänger gestiegen war. Unter den entlassenen Klosterfrauen befand sich auch Maisonfort, die bereits oben erwähnt wurde und für welche Frau von Maintenon so lange Zeit eine besondere Vorliebe bewiesen hatte.

Während zu St. Cyr diese der Lehre Fenelon's verdächtigen Frauen entlassen wurden, schien sich über das Haupt seines werthesten Freundes ein Gewitter zusammenzuziehen. Frau von Maintenon hatte nämlich im Sinne, Herrn von Beauvilliers zu entlassen. Nach Tronson's Rathe jedoch schrieb dieser an Frau von Maintenon einen Brief, in dem er alle Irrthümer verwarf, welche die Bischöfe in den Schriften Guyon's verdammt hatten. Dieser Schritt schien das drohende Gewitter wieder abzulenken. Bossuet zauderte noch immer, öfters erwähnte Be-

merkungen Fenelon mitzutheilen, der Nichts sehnlicher wünschte, als sich ihnen anzupassen, wenn sie gegründet zu sein schienen; doch Bossuet wollte einen unbedingten Widerruf abnöthigen.

Zur Erreichung seiner Absicht machte er dem Cardinal von Noailles und dem Bischofe von Chartres den Vorschlag, daß sich alle Drei zur Prüfung von Fenelon's Buche versammelten, verwerfenswürdige Sätze daraus zögen und jedem derselben die Erklärung beifügten, deren er fähig wäre. Nachdem die drei Prälaten über die Festsetzung dieser Art Gerichtes übereingekommen waren, luden sie erst Fenelon ein, sich ihren Versammlungen anzuschließen.

Seine Lage wurde täglich schwieriger. Weigerte er sich, die Einladung seiner Amtsbrüder anzunehmen, so war es für ihn um allen Credit bei dem König und der Frau von Maintenon vollends geschehen. Andererseits konnte er auch nicht seine Amtsbrüder als Richter eines Buches ansehen, das er bereits dem Urtheile des Papstes, ihres gemeinschaftlichen Oberhauptes, unterworfen hatte; nebstbei verliehen Jenen weder Kirchen- noch Staatsgesetze, noch die in Frankreich geltende Kirchenzucht ein Recht, über ihn eine Gerichtsbarkeit auszuüben.

Nach mancherlei Besprechungen und einem zwischen Fenelon und den drei Prälaten ziemlich lange Zeit herrschenden Briefwechsel stimmte endlich Ersterer aus Ergebenheit gegen den Cardinal und den Bischof von Chartres ein, mit Bossuet unter folgenden Bedingungen Rücksprache zu halten:

1. Sollten Bischöfe und Theologen gegenwärtig sein.

2. Daß man abwechselnd spreche, und sogleich Fragen und Antworten niederschreibe.
3. Daß Bossuet unter keinem Vorwande sich als Prüfer seines Buches benehme, sondern daß diese Prüfung nach einem früheren Entwurfe zwischen dem Erzbischofe von Paris, Tronson und Pirot verbleibe.

Auf diese vorgelegten Bedingungen erwiederte man Fenelon, daß durch sie nach der Ansicht des Bischofes von Meaux die Conferenzen zwecklos seien, und die ganze Angelegenheit wurde unwiderrufbar aufgehoben.

Fenelon beschloß nun, an den König zu schreiben, um die Erlaubniß zu erbitten, zur Vertheidigung seines Buches selbst nach Rom gehen zu dürfen, und fügte das Versprechen hinzu, mit Ausnahme des Papstes und Jener, die Se. Heiligkeit zur Prüfung seines Buches bestellen würde, mit Niemand sprechen zu wollen, auch wolle er nach geschehenem Ausspruche des Papstes alsogleich gerechtfertigt oder eines Bessern belehrt, aber stets als Katholik zurückkehren.

Vier Tage darauf (den 29. Juli 1697) bat Fenelon in einem Schreiben an die Frau von Maintenon, daß sie sein Ansuchen beim König unterstützen möchte. Er scheint damals schon in die Nothwendigkeit versetzt gewesen zu sein, an sie zu schreiben und sich keines persönlichen Zutrittes mehr erfreut zu haben.

Folgenden Donnerstag, den 1. August schrieb Ludwig an Fenelon: er halte seine Reise nach Rom nicht angemessen; er verbinde ihn im Gegentheile, sich in seine Diöcese zu verfügen und sich nicht aus selber zu entfernen; er könne ja die Vertheidigungsgründe

zur Rechtfertigung seines Buches nach Rom senden. Dieselbe Ordre schrieb ihm vor, sich nicht länger in Paris aufzuhalten, als die Abfertigung seiner Geschäfte erforderte.

Als Fenelon diesen königlichen Befehl erhielt, schrieb er schleunigst an die Frau von Maintenon diesen Brief, dessen Original wir von Fenelon's Hand noch ganz besitzen.

Versailles, den 1. August.

„Ich werde morgen, Freitag, von hier abreisen, „gnädige Frau! um dem König zu gehorchen. Ich „würde nicht mehr in Paris sein, wäre ich nicht „in Verlegenheit, Jemand aufzufinden, der taug„lich wäre, nach Rom zu gehen und auch gern „diese Reise unternehme. Ich kehre nach Cam„brai zurück mit einem Herzen voll Unterwürfig„keit, Eifers, Dankbarkeit und unbegränzter An„lichkeit für den König. Mein größter Schmerz „ist, ihm lästig geworden zu sein und zu mißfallen. „Ich werde jedoch keinen Tag meines Lebens un„terlassen, Gott zu bitten, daß er Ihn mit Seinen „Gnaden überhäufe. Das Einzige, was ich Se. „Majestät bitte, ist, daß die Diöcese von Cambrai, „die unschuldig ist, nicht der Fehler wegen leide, „die man mir zuschreibt. Ich bitte nur um Schutz „für die Kirche, und ich beschränke selbst diesen „Schutz nur darauf, daß ich in den wenigen guten „Werken nicht gestört werde, welche auszuüben „meine gegenwärtige Lage erlaubt, um die Pflich„ten eines Hirten zu erfüllen.

„Mein ganzes Leben hindurch werde ich Ihr

„früher geschenktes Wohlwollen, gnädige Frau, im „Andenken erhalten, so wie auch meine ehrfurchts„volle Anhänglichkeit gegen Sie, gnädige Frau, „sich nie vermindern wird.“

Dieser Brief, aus dessen jeder Zeile ein so sanftes und zärtliches Gefühl, Ruhe, Muth und Ergebenheit wehet, machte auch auf lange Zeit einen tiefen Eindruck auf Maintenon's Seele, daß er selbst für ihre Gesundheit nicht ohne Folgen blieb.

Am 26. Juli, sechs Tage vor Fenelon's Verweisung, schrieb Ludwig mit eigner Hand an Papst Innocenz XII. einen von Bossuet verfaßten Brief. Der König stellte in demselben das Buch des Erzbischofes von Cambrai als sehr schlecht und gefahrvoll dar; als bereits verworfen von Bischöfen und einer großen Anzahl von Doctoren und gelehrten Geistlichen; er fügte hinzu, daß die vom Erzbischofe gegebenen Erklärungen unhaltbar seien; und versicherte endlich dem Papste, daß er all' sein Ansehen zur Ausführung der päpstlichen Entscheidung gebrauchen wolle.

Am 6. August 1697 unterzeichneten die drei Prälaten (der Cardinal von Noailles, Bossuet und der Bischof von Chartres) eine feierliche Erklärung ihrer Ansichten über das Buch der Grundsätze der Heiligen, und legten dieselbe folgendes Tages mit Gutheißung des Königs in die Hände des Herrn Delphini, der zu dieser Zeit als Nuntius sich zu Paris aufhielt.

Diese Erklärung, die durch den Cardinal und den Bischof von Chartres außerordentlich gemildert wurde, drückte sich im Allgemeinen mit geziemendem Anstande und voller Mäßigung aus.

Fenelon war nur vierundzwanzig Stunden lang in Paris verblieben, wie er der Frau von Maintenon kund gegeben hatte. Im Begriffe, nach Cambrai abzureisen, warf er noch einen Blick voll Theilnahme und Rührung auf St. Sulpice, das er nie mehr sehen sollte und wo er die glücklichsten und angenehmsten Jahre seiner Jugend zugebracht hatte. Aus Zartgefühl betrat er dasselbe nicht, denn er besorgte, er möchte den Vorstand dieser nützlichen und ehrwürdigen Gesellschaft mit sich in Ungnade bringen. Er schrieb ihm aber am Tage seiner Abreise die Beweggründe, welche ihn von einem persönlichen Abschiede zurückhielten; er beklagt sich deßgleichen über die Erbitterung seiner Gegner, die sich nicht bloß mit dem Angriffe auf das Buch begnügen, sondern sogar seinen persönlichen Charakter anzuschwärzen suchten. Er spricht von dem Vorhaben, zu seiner Rechtfertigung nach Rom schreiben zu wollen, und bittet ihn endlich um sein Gebet und um Bewahrung seiner Freundschaft gegen ihn als einen Mann, der stets von Zärtlichkeit, Vertrauen und Hochachtung für ihn erfüllt sein werde.

Dieser so merkwürdige Kampf zwischen den beiden großen Bischöfen veranlaßte den Kanzler Aguesseau zu einer eben so geistreichen als interessanten Parallele. Wir glauben über diesen Vorgang keine richtigere Idee bieten zu können, als wenn wir diese merkwürdige Stelle anführen.

„Man sieht zwei berühmte Gegner kampfrüstig, „mehr gleich als ähnlich an Macht: der Eine seit „Langem in die Wissenschaft der Kirche versenkt, mit „Lorbern geschmückt, die er im Kampfe gegen die

„Feinde der Kirche errungen; ein unermüdlicher Käm-
„pfer, den wohl sein Alter wie seine Siege hätten
„überheben können, nochmals einen Kampf einzugehen;
„dessen kräftiger und über die Last der Jahre erhab-
„ner Geist auch noch im Greisenalter von jenem Feuer
„bewahrte, das seine Adern in der Jugendblüthe
„durchströmte: der Andere zwar jünger und in vol-
„ler Manneskraft, weniger durch seine Schriften be-
„kannt, aber berühmt seiner Beredsamkeit wegen und
„seines erhabnen Geistes, genährt und geübt seit
„Langem in dem Stoffe, welcher Gegenstand zum
„Kampfe wurde; fähig, Alles zu verstehen, Alles zu
„erklären und Alles, was er erklärte, annehmbar zu
„machen: Beide lange Zeit vereint, bevor sie sich als
„Gegner gegenüber standen; Beide ehrwürdig wegen
„der Unbescholtenheit ihrer Sitten; gleich liebenswür-
„dig wegen der Lieblichkeit in ihrem Umgange; Zier-
„den der Kirche, des Hofes, ja der Menschheit; aber
„der Eine bewundert wie die mit Majestät unter-
„gehende Sonne; der Andere angestaunt wie das
„sich in Osten erhebende Tagsgestirn, das einst die
„ganze Erde mit seinem Wissen erfüllen sollte, wenn
„er sich anders aus der Art Verdunkelung, in die
„er unglücklicherweise gerathen war, sich zu erheben
„vermochte. Man sah aus diesen fruchtbaren Federn
„eine Menge Schriften fließen, die das Publicum
„unterhielten, die Kirche aber in Betrübniß versetzten,
„da sie zwei Männer getheilt sehen mußte, deren
„Einigkeit ihr eben so ruhmvoll als ersprießlich hätte
„werden können, würden sie die Waffen, die sie ge-
„gen einander anwendeten, gegen ihre Feinde gemein-
„schaftlich gebraucht haben.“

Sobald der Herzog von Burgund von der Entfernung seines Lehrers in Kenntniß gesetzt ward, warf er sich zugleich zu den Füßen des Königs, seines Großvaters; und in der zarten Bewegung eines jugendlichen, empfindsamen und tugendhaften Herzens bot er als Bürgschaft für die Lehre seines Leiters die Reinheit der Grundsätze, die er in seiner Schule geschöpft hätte. Ludwig XIV., gerührt von dieser kindlichen und edelmüthigen Ergebenheit, antwortete ihm: „Mein Sohn, Das steht nicht in meiner Macht, „in dieser Angelegenheit eine Gunst zu erweisen; es „handelt sich um die Reinheit des Glaubens, und „der Bischof von Meaux weiß hierüber besser Aus„kunft zu geben als Du und ich." Uebrigens gewährte der König ungeachtet des ihm eingeflößten Vorurtheiles doch dem Herzog von Burgund, daß Fenelon den Titel eines Lehrers der Prinzen beibehielt.

Alle Freunde Fenelon's blieben ihm auch in der Ungnade zugethan, und man sah damals zu Versailles ein Schauspiel, wovon die Höfe selten Zeuge sind: die verbannte und unglückliche Tugend von treuer und muthiger Freundschaft bis zum Fuße des Thrones vertheidigt.

Doch Niemand bewies bei diesem Umstande mehr Uneigennützigkeit und Ergebenheit als der Herzog von Beauvilliers. Weder Furcht noch Gunst vermochten ihn, die edlen Gefühle zu verläugnen, die ihn an seinen Freund ketteten. Vergebens widersetzte sich Fenelon selbst dieser außerordentlichen Großmuth und diesem Zartgefühle, indem er ihm vorstellte, daß er sich viel stärker fühle, wenn er nur seine Gegner

zu bekämpfen hätte, aber daß sein Muth bei dem Gedanken und bei der Furcht erlösche, in sein Unglück auch den tugendhaftesten Freund zu ziehen. Beauvilliers verharrte nichtsdestoweniger in seinem so außerordentlichen Benehmen den Höflingen gegenüber, die freilich nicht begreifen konnten, wie man Rang, Ehre und Glück auf's Spiel setzen könne, um sich einem in Ungnade gefallenen Freunde getreu zu erweisen.

Ludwig XIV. hatte Fenelon die Reise nach Rom verweigert, daher sah sich Letzterer in die Nothwendigkeit und Verlegenheit gesetzt, einen Vertheidiger seiner Angelegenheit, die durch Umstände eben so schwierig als heikelig wurde, aufzufinden. Fenelon war so glücklich, alle hierzu erforderlichen Eigenschaften in einem Verwandten und Freunde zugleich zu finden, der mit der innigsten Ehrfurcht und Ergebenheit gegen ihn durchdrungen war. Dieser Freund und Verwandte war der Abbé Chantérac, der selbst nach dem Zeugnisse eines eifrigen Anhängers Bossuet's sich durch Verstand, Ruhe, Gelehrsamkeit und Tugend auszeichnete.

Der Briefwechsel zwischen dem Abbé Chantérac und Fenelon dient als wahres Muster weiser Mäßigung, die man bei kirchlichen Streitigkeiten wohl nie aus dem Auge lassen sollte.

Auch Bossuet hatte seine Correspondenten in Rom, nämlich seinen Neffen, den Abbé Bossuet und den Abbé Phelippeaux, einen geschickten Theologen von schätzbarer Fähigkeit. Unglücklicherweise trugen diese beiden Geistlichen, die sich in ihrem Charakter von dem des Abbé Chantérac ganz und

gar unterschieden, durch ihren unzeitigen Eifer gar viel bei, Bossuet gegen Fenelon aufzureizen.

Der Cardinal Bouillon, damals französischer Gesandter in Rom, behielt in dieser ganzen Angelegenheit ein unparteiisches und gerechtes Benehmen bei. Er wäre zwar selbst geneigt gewesen, Fenelon zu begünstigen, indem er der Angelegenheit des Quietismus nicht so viel Gewicht beilegte als Bossuet; allein mit Befehlen des Königs versehen hätte er dies ohne Verletzung der seinem Fürsten schuldigen Treue nicht wohl thun können.

In einem Briefe, den Fenelon an Beauvillers geschrieben und den Dieser dem Drucke übergeben hatte, drückte er sich deutlich folgendermaßen aus: „Verwirft der Papst sein Buch, so werde er „der Erste es verwerfen und durch einen Erlaß die „Lesung desselben in der Diöcese Cambrai verbie- „ten. Nur werde er den Papst bitten, daß er gnä- „digst die Stellen und die Gedanken genau bezeichne, „die der Verwerfung werth wären, damit er ohne „Rückhalt seine Unterschrift ertheilen könne.“ — Bossuet glaubte in diesen letzten Ausdrücken Fenelon's „die Absicht zu erkennen, einer allgemeinen Verwerf- „ung seines Buches entgehen, und Ausflüchte für sei- „nen Gehorsam bereiten zu wollen. Er klagte ihn „an, jene Klügeleien hervorrufen zu wollen, die die „vergangenen Jahrhunderte ermüdet hätten und die „noch das Jahrhundert ermüdeten, in dem sie schrie- „ben.“ Dies sind die Ausdrücke, deren er sich in einem Schreiben bediente, das Fenelon's Brief widerlegen sollte und unter dem Titel „Brief eines Doctors“ erschien.

Dies war die erste feindselige Handlung, durch die sich Bossuet offen gegen Fenelon erklärte, und veranlaßte jenen Federkrieg, der in einem Zeitraume von fünfzehn Monaten zahllose Schriften hervorrief. Fenelon achtete aber eine Beschuldigung nicht, der er sich gar nicht versah, weil sein Herz nicht von fern Veranlassung zu solcher gegeben zu haben glaubte.

Wir wollen die beiden Gegner in ihrem langen Kampfe nicht verfolgen, denn, befestigte er auch die bereits herrschende Ueberzeugung von den Talenten, dem Genie und der Fruchtbarkeit dieser beiden großen Bischöfe, so betrübte er doch innig die Freunde der Religion und der Kirche. Nur in so fern wollen wir einiger dieser Schriften erwähnen, als sie zum Interesse und zum Verständnisse der Erzählung beitragen.

Kaum war Fenelon in Cambrai angekommen, so erließ er einen Hirtenbrief, in dem er seine wahre Gesinnung über den Grund seiner Lehre darthat. Er benützte zugleich diese Gelegenheit, jeden Vorwand zu dem Tadel zu benehmen, als habe er in seinem Werke in Betreff des Quietismus, wie ihn Molinos lehrte, und der vierunddreißig Artikel von Issy gänzliches Stillschweigen beobachtet; und wies daher diesen Artikeln und der Bulle Innocenz' XI. gegen Molinos am Ende seines Hirtenbriefes einen Platz an.

Die drei Prälaten ließen ihre Erklärung gegen Fenelon's Buch drucken und in ganz Frankreich, ja in ganz Europa verbreiten. Bossuet zweifelte nicht von fern, daß die Entscheidung von Rom bald erfolgen werde. Allein der römische Hof hatte weder die Stimmung noch die Gewohnheit, sich in seinem

Urtheile zu übereilen; er erkannte wohl die gerechten Rücksichten, die man beiden großen Bischöfen schuldete, deren Ruf der Kirche gleich schätzbar war. Der Papst ernannte acht Räthe, denen er später noch zwei andere zugesellte, die ihre Meinung vor den Cardinälen der Congregation des heiligen Officiums aussprechen sollten.

Die Gabe Bossuet's für Controvers riß ihn dahin, die ohnehin schon zur übermäßigen Zahl angewachsenen Streitschriften noch immer zu vermehren. Selbst Rom ward es bereits lästig, so wie auch die beiden Prälaten, die es mit seiner Sache hielten, nicht von demselben Feuereifer wie er entflammt waren, immer zu schreiben und zu streiten. Indeß veröffentlichte der Cardinal Noailles auf Bossuet's dringendes Gesuch einen Hirtenbrief gegen Fenelon, der unter dem Scheine der Mäßigung im Grunde mehr Groll und Härte verbarg als Bossuet's Schriften selbst.

Auch der Bischof von Chartres trat bald auf dem öffentlichen Schauplatze auf, und so sah sich Fenelon genöthigt, zu gleicher Zeit dreien Prälaten, die gegen ihn schrieben, zu antworten. Er verhehlte es sich keineswegs, daß er es mit dem Hofe vollends verderbe und auch an der Frau von Maintenon eine mächtige Feindin sich bereite, wenn er sich in einen Kampf mit dem Cardinal Noailles einlasse, dessen Familie eben mit genannter Dame ein neues Freundschaftsband knüpfte, indem sich eine Nichte der Letztern mit dem Neffen des Cardinals vermählte.

Doch politische Rücksichten übten auf Fenelon keine Macht aus, wo Gewissen und Ehre ihm zu sprechen oder sich zu vertheidigen geboten.

Der Gegner aber, der ihm unausgesetzten Kampf kostete und der alle seine Kraft in Anspruch nahm, war Bossuet. Kaum ließ Dieser ein Werk erscheinen, gleich war Fenelon bei der Hand mit der deutlichsten Vertheidigung. Diese Vertheidigungen, stets mit einer Bestimmtheit und Klarheit verfaßt, die alle Leser in die Geheimnisse der erhabensten Theologie einzuweihen schienen, verbreiteten sich mit dem größten Erfolge, und flößten eine allgemeine Theilnahme an seiner Angelegenheit ein.

In der That, man kann sich kaum eine Idee von dem Eindrucke machen, welchen die Schriften des Erzbischofes von Cambrai im Publicum hervorbrachten. Hatte man gleichwohl von den Talenten und den Kenntnissen Fenelon's keine geringe Meinung, so hätte doch Niemand geglaubt, daß er mit so viel Kraft und Muth gegen einen so furchtbaren Gegner wie Bossuet kämpfen würde. Man war schon seit langer Zeit gewohnt, den Bischof von Meaux als höchsten Schiedsrichter in Glaubensstreitigkeiten und als unumschränkten Machthaber in der Kirche Frankreichs anzusehen, so daß man jetzt staunte, ihn mit zweideutigem Erfolge auf einem Felde kämpfen zu sehen, von dem er stets nur ruhmgekrönt zurückgekehrt war.

Wir wollen eine Stelle anführen, mit der ein Brief Fenelon's an Bossuet endet; man kann daraus erkennen, wie sehr der Erzbischof von Cambrai über diese Streitigkeit betrübt war. „Wir sind," heißt es, — „Sie und ich — der Gegenstand des Spot„tes der Gottlosen, und die Ursache der Betrübniß „der Frommen: mögen sich andere Menschen als

„Menschen erweisen, Das darf uns nicht überraschen;
„daß aber die Diener des Herrn, jene Boten der
„Kirche, der gottlosen und ungläubigen Welt solch'
„ein Schauspiel gewähren, Das erpreßt blutige Thrä-
„nen. Um wie viel seliger wäre es gewesen, hätten
„wir statt des Federkrieges um so eifriger unsere
„Diöcesen unterrichtet, und die armen Landleute
„Furcht und Liebe Gottes gelehrt!"

Während ganz Frankreich, Zeuge dieses heftigen Kampfes zwischen den berühmtesten Gliedern seiner Kirche, mit einer mit Ungewißheit gepaarten Theilnahme gespannt war, auf welche Seite sich der Sieg wenden werde, ging Rom zur Feststellung des Urtheiles mit einer ungemein lobenswerthen Klugheit und Unparteilichkeit zu Werke.

Wiewohl die Art und Weise, in der Ludwig XIV. seinen großen Antheil an dieser Angelegenheit zu erkennen gab, zugleich hinlänglich durchsehen ließ, welcher Partei er seine Gunst schenke und gegen welche er von Vorurtheilen eingenommen war, so wollte doch Innocenz XII. der Prüfung des Buches Fenelon's eine Aufmerksamkeit und Feierlichkeit zuwenden, wie sie der Würde der Kirche, dem Ruhme der Religion und dem Interesse der Wahrheit entspricht.

Ein ganzes Jahr ward zur Prüfung des Buches des Erzbischofs von Cambrai, und der verschiedenen zur Vertheidigung und zur Verwerfung erschienenen Schriften angewendet. Die Prüfung des Buches der „Grundsätze" nahm allein vierundsechzig Sitzungen in Anspruch, die vom 12. Oktober 1697 bis 25. September 1698 statt fanden, und denen größtentheils der Papst persönlich beiwohnte. Allein die Examinatoren

waren am Ende in ihrer Meinung eben so getheilt wie im Anfange. Fünf von zehn Prüfern erklärten, das Buch „der Grundsätze der Heiligen" verdiene keine Verdammung, — die andern fünf dagegen meinten, es enthalte eine große Menge tadelnswerther Sätze.

Der Abbé Bossuet war über das Getheiltsein der Examinatoren nicht wenig aufgebracht, und nach seinem eigenthümlichen Charakter stand er nicht im Geringsten an, dies den heimlichen Ränken der Parteigänger des Erzbischofs von Cambrai nnd dem Einflusse des Cardinals Bouillon zuzuschreiben. Der Briefwechsel Bossuet's mit seinem Neffen läßt leider erkennen, daß Ersterer sich leicht von den vorgefaßten Meinungen des Letztern einnehmen ließ.

Man beschränkte sich nicht mehr mit Schriften gegen Fenelon's Lehren, als man diese Langsamkeit in dem Beschlusse des römischen Hofes gewahrte: man nahm seine Zuflucht zu andern Mitteln, um auf die Entscheidung des heiligen Stuhles Einfluß zu gewinnen. Die lächerlichsten Beschuldigungen, die verläumderischsten Anklagen wendete man abwechselnd an. Endlich, um Frankreich und Rom zu zeigen, daß der Erzbischof von Cambrai Nichts mehr in den Augen des Königs gelte, so bewirkte man die Entlassung der Verwandten und der Freunde Fenelon's von Ludwig's Hofe.

Am 2. Juni 1698 benahm der König dem Abbé Beaumont und dem Abbé Langeron den Titel eines Unterlehrers. Der Erste war der Neffe, der Zweite der zärtlichste und treueste Freund Fenelon's. Die Herren Dupuy und de Leschelle, die das

Amt eines Untergouverneurs bekleideten, erhielten an demselben Tage den Befehl, den Hof zu verlassen; sie verloren ihre Aemter unter dem Vorwande ihres Geschmacks an des Erzbischofs von Cambrai geistlichen Grundsätzen, der wahre Beweggrund aber war ihre zärtliche und unverletzbare Treue gegen ihn. So wurden die Einen wie die Andern nach neun Dienstjahren entlassen, ohne nur den geringsten Lohn ihrer Tugenden zu empfangen. So streng bestrafte man achtbare Männer, die die Gebrechen des Herzogs von Burgund in Tugenden umgewandelt, gerade als ob sie sich des Gegentheils schuldig gemacht hätten!

Aber dieser Gewaltstreich erzeugte in Rom nicht die Wirkung, welche Fenelon's Gegner erwarten zu können glaubten. Man nahm vielmehr dort Aergerniß über diesen Mißbrauch des Vertrauens und der Gunst in einem Augenblicke, wo die Angelegenheit noch dem Urtheile des höhern Richters vorlag, wo die Prüfenden in ihrer Meinung über das in Rede stehende Buch noch getheilt waren, wo sich voraus noch gar Nichts gesetzlich bestimmen ließ, ob die Lehre des Erzbischofs von Cambrai als annehmbar oder verwerfenswerth betrachtet werden müsse. In einer besondern Audienz, die der Papst dem Abbé Chantérac gewährte, konnte sich dieser gütige und tugendhafte oberste Kirchenfürst nicht enthalten, sein Staunen und seinen Schmerz hierüber zu bezeigen. Und mehrere Male entschlüpften während des Gespräches seinem Munde die Worte: „Expulerunt nepotem, expulerunt consanguineos, expulerunt amicos!“ *)

*) Den Enkel haben sie vertrieben, vertrieben die Blutsverwandten, vertrieben die Freunde!

Die dem Fenelon geneigten Examinatoren waren weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, vielmehr erhoben sie zum Ruhme seiner Frömmigkeit und Reinheit seiner Lehre noch lauter ihre Stimme. Nichts beweist mehr die Unparteilichkeit, mit der man in diesem Processe in Rom vorging, und die Billigkeit, mit der man das Urtheil aussprach. —

Wir können uns nicht enthalten, hier des betrübendsten Denkmales in dieser Streitigkeit zu erwähnen, wodurch Bossuet seinen Gegner gänzlich zu vernichten glaubte. Es ist dies sein „Bericht über den Quietismus".

Bossuet fühlte sich nämlich beunruhigt, die öffentliche Meinung schwankend und unentschieden zu sehen, besonders seit der Theilung der Examinatoren in Rom; nebstbei ward er von seinem Neffen gereizt, der ihm unaufhörlich berichtete, Alles sei verloren, wenn man Fenelon nicht vollends vernichte. Dies veranlaßte ihn endlich, die Natur des Streites zu verändern und er suchte eine Erörterung persönlicher Thatsachen damit zu verweben.

So sah sich Bossuet durch die Hitze seines Neffen zu einem Angriffsplan verleitet, der dem Adel seiner großen Seele anfangs ganz zu widerstreben schien, und er veröffentlichte seinen Bericht über den Quietismus.

Dieser bestand beinahe gänzlich aus Auszügen von einer Denkschrift, die Fenelon im Ergusse des Vertrauens und der Freundschaft an die Frau von Maintenon gerichtet hatte, und aus Bruchstücken einiger Handschriften, die Frau Guyon der Beurtheilung Bossuet's übergeben zur Zeit, als sie ihn um seinen

Rath und seine Verhaltungsvorschriften angesucht hatte.

Bossuet hatte in der Darstellung der Thatsachen so viel Kunst miteingewebt, er wußte einem so ernsten Gegenstande so viel Reiz und Interesse einzuhauchen, er ließ die Sonderbarkeiten, die Visionen und die Ansprüche der Frau Guyon mit solcher Feinheit und in solch anziehender Form hervortreten, er schien hierbei endlich mit solcher Salbung die Verblendung des Erzbischofs von Cambrai zu beweinen, daß Nichts dem Erfolge gleichgeachtet werden kann, dessen sich dieses Werk bei seinem Erscheinen sogleich erfreute. Besonders ward es bei Hof mit Begeisterung aufgenommen, dies beweist ein Schreiben der Frau von Maintenon an den Cardinal von Noailles:

„Das Buch des Bischofs von Meaux macht hier „ungemeines Aufsehen, man spricht von nichts Anderm. Die Thatsachen liegen der ganzen Welt vor „Augen; die Narrheiten der Frau Guyon gewähren „Unterhaltung; das Buch hat Geist und ist kurz und „gut gefaßt; man leiht es sich aus, man ergreift es „mit Begierde, man verschlingt es; es erweckt den „Unwillen des Königs, daß man einen solchen „Mann zum Erzbischof gewählt; er macht „mir hierüber starke Vorwürfe, u. s. w."

Sollte man dies für die Sprache einer Frau von Maintenon halten? Ludwig XIV. sollte es gereuen, einen Mann auf den Bischofssitz erhoben zu haben, der am meisten zur Verherrlichung seines Jahrhunderts beitrug?

Dieses Werk Bossuet's kam bald nach der Nach-

richt von der Ungnade der Verwandten und Freunde Fenelon's nach Rom. Seine Feinde triumphirten; seine Freunde und Vertheidiger, ohnehin schon gebeugt der ihn getroffenen Schläge wegen, geriethen noch mehr in Bestürzung. Dieser Bericht schien so Vieles zu sagen, und schien so Vieles aus Schonung zu verschweigen; Ludwig XIV. und Frau von Maintenon gaben durch Rede und Beistimmung allen Beschuldigungen das Gepräge der Echtheit, so daß man nicht mehr wußte, was zu glauben und was zu denken. Die öffentliche Meinung, früher Fenelon so günstig, schien sich nun gegen ihn zu wenden, oder wenigstens ungewiß zu schwanken.

Inmitten dieses stürmischen Gewitters herrschte jedoch in Fenelon's Seele Stille und Ruhe. Es sind besonders die an den Abbé Chantérac geschriebenen Briefe, in denen man diese milde Heiterkeit des Friedens und der Unschuld bewundern muß; ja Fenelon sucht selbst mit einem Geist der Heiterkeit den gesunkenen Muth seines Verwandten zu erheben.

Fenelon war ganz entschlossen, auf den Bericht Bossuet's gar keine Antwort zu geben. Die Ursachen dieser Willensstimmung, nach welcher er es zuließ, daß seine Ehre, sein Ruf und die Würde seines Charakters den schmählichsten Verdächtigungen ausgesetzt blieben, sind vielleicht einer der schönsten Züge aus dem Leben Fenelon's. Der Heroismus der Freundschaft hieß ihn das Theuerste seines Lebens, seine Ehre opfern. Denn wirklich waren die beiden einzigen Freunde, die ihm am Hofe verblieben, nämlich die Herzoge von Beauvilliers und Chevreuse, damals von Neuem bedroht, ihre Aemter zu verlieren

und eine schmachvolle Ungnade zu erleiden. Glücklicherweise wurde der Cardinal Noailles bei dieser Gelegenheit deren Stütze und Vertheidiger bei der Frau von Maintenon. Dieser Prälat war mild und gemäßigt, er ward durch den übermäßigen Eifer Bossuet's in diese verhängnißvolle Angelegenheit mehr mit Gewalt hineingezogen, als Theilnehmer an derselben aus freiem Willen. Fenelon besorgte daher mit Recht, daß seine Antworten, die weder für Bossuet noch für den Cardinal angenehm ausfallen konnten, seine Freunde nur verderben hälfen, indem ihnen durch sie die einzige Stütze entzogen würde, die sie noch erhalten konnte.

Dieses schonende Benehmen Fenelon's flößte dem Abbé Chanterac Furcht ein, er möchte aus übermäßiger Zärtlichkeit für Freundschaft zu leicht seinen Namen, seinen Ruf und die Ehre seines Amtes auf's Spiel setzen. In einer so wichtigen Angelegenheit schrieb er Fenelon einen Brief voll Freimuth und Entschlossenheit, in welchem er ihm zu erkennen giebt, daß sein Stillschweigen bei dieser Gelegenheit zu Rom als eine vollkommene und gänzliche Ueberführung alles Desjenigen, dessen man ihn beschuldigte, angesehen werde; daß dieß nicht bloß seine Meinung, sondern die aller Freunde Fenelon's, ja selbst aller Cardinäle und der Examinatoren seines Buches sei.

So gebieterische Gründe hießen Fenelon nicht länger das Stillschweigen beobachten, das er sich selbst auferlegt hatte. Der Aufsehen erregende Bericht Bossuet's kam erst am 8. Juli zu Fenelon's Kenntniß, und seine Antwort darauf war verfertigt, gedruckt und in Rom angelangt am 30. August.

Von welch' einem Staunen, von welch' einer Bewunderung waren nicht alle Geister ergriffen — zu Paris, zu Rom und in ganz Europa, als sie die Rechtfertigung auf die gemachte Beschuldigung gleichsam auf dem Fuß nachfolgen sahen. In der That, es war in der Zwischenzeit von fünf Wochen, in einem Augenblicke, wo seine Gegner eben vier sehr wichtige Schriften gegen ihn veröffentlicht hatten, in einer Zeit, wo sein Herz um der Ungnade seiner Freunde willen gebrochen und von der Unruhe gequält war, seinen einzigen Freund am Hofe mit in's Verderben zu ziehen — als Fenelon so viel Geistesgegenwart und Stärke beibehielt, um dieses Meisterstück von Gelehrsamkeit und Beredsamkeit so schnell zu Tage zu fördern. Man wußte fürwahr nicht, was man in dieser Antwort mehr bewundern sollte. Die Klarheit in der Auseinandersetzung der Thatsachen; die in ihrem natürlichen Laufe beobachtete Ordnung und Genauigkeit; jede Beschuldigung, durch unwiderlegliche Beweise entkräftet; das so seltene Verdienst, in der Rechtfertigung mehr Kürze angewendet zu haben, als eigentlich aus der Art der Beschuldigungen möglich gehalten werden konnte; das noch seltenere Zusammentreffen von Einfachheit, Zierlichkeit und Adel des Stiles; die bewundernswerthe Kunst, mit der er (nicht etwa aus Ohnmacht und Schwäche) den Cardinal von Noailles und den Erzbischof von Chartres, den König und die Frau von Maintenon ganz aus dem Spiele ließ, um nur die Waffen gegen Bossuet zu kehren, der ihn so grausam verletzt hatte; mit Einem Worte dieser tiefe Unwille einer tugendhaften Seele, die aber Herrschaft über

sich selbst noch hinlänglich übt, um in dem Gegner die Würde seines eignen Charakters zu achten; dies sind die vorzüglichsten Züge, die doch nur ein unvollkommenes Bild jener bewundernswerthen Arbeit darbieten.

Man vermag sich kaum die schnelle Umwandlung der Geister zu denken, die Fenelon's Antwort nach allen Seiten hin hervorbrachte. Je mehr Bossuet's Bericht Vorurtheile gegen den Erzbischof von Cambrai erzeugt hatte, um so mehr war man über die Leichtigkeit erstaunt, mit der Dieser die schwere Gewitterwolke zerstäubte, alle Thatsachen erhellte, und seine Tugend in ihrem Glanze zeigte.

Es kam Niemand in den Sinn, den edlen Unwillen Fenelon's zu tadeln, mit dem er seine Stimme erhoben hatte, Beschuldigungen zurückzuweisen, welche die Heiligkeit seines Amtes herabgewürdigt hätten, würden sie nur den geringsten Grund in einer Regellosigkeit seines Benehmens haben finden können. Man fühlt es, daß er durch Macht und Ansehen zu Boden getreten, — daß er, sich selbst überlassen, nur ganz allein durch den Muth handelte, den die Tugend einflößt; daß er allen — Schwachheit und Kleinmuth verrathenden — Rücksichten Trotz bieten mußte, die etwa die Macht seiner Stimme hätten hemmen und die Bewegungen einer tief verletzten Seele hätten unterdrücken können. Man hatte ihn gezwungen, jene Mäßigung aufzugeben, die ihm bisher Sanftmuth und Bescheidenheit vorgeschrieben hatten. Genöthigt, für seine Ehre zu kämpfen, mußte der Angeklagte Achtung gebietender auftreten als der Ankläger, wollte er nicht unter der Last der Beschuldigungen erdrückt bleiben.

Nach diesem ersten Eindrucke warf man einen aufmerksameren Blick auf die Mittel, deren sich Bossuet in seinem „Berichte" bediente. Es ward nun klarer, daß sie auf Thatsachen sich gründeten, die ihm bloßes Vertrauen überliefert hatte und von denen Gebrauch zu machen, ihm Zartgefühl hätte verbieten sollen.

Daher darf man nicht staunen, daß in eben dem Maße, als Bossuet früher durch seinen „Bericht" die Gemüther dahin gerissen, diese, vom Gefühle des Wohlwollens ergriffen, sich wieder Fenelon zuwendeten. Die „Antwort" des Erzbischofs von Cambrai brachte dieselbe Wirkung in Rom wie in Paris hervor. Man hat aus den Briefen des Abbé Chantérac die Angelegenheit Fenelon's so viel als verloren erkannt; allein kaum erschien daselbst seine Antwort, so kehrten sich schon wieder alle Geister Fenelon zu.

Als der Abbé Chantérac die Antwort Fenelon's dem Papste einhändigte, so empfing ihn Dieser, der jene Antwort bereits gelesen hatte, mit noch innigerer Freude und Güte als in den früheren Unterredungen. Man konnte dieselbe Bemerkung bei allen Cardinälen und den ausgezeichnetsten Prälaten am römischen Hofe machen. Man konnte gleichsam wahrnehmen, daß ihnen eine Last von ihrer Seele genommen sei; so theuer war Fenelon's guter Ruf allen Freunden der Religion und der Kirche.

Diese plötzliche Umkehr der Meinung zu Fenelon's Gunsten brachte selbst auf seine Gegner eine solche Wirkung hervor, daß der Cardinal von Noailles und der Bischof von Chartres sich gestimmt fühlten,

sich deßgleichen Fenelon wieder anzunähern; denn dieser unglückselige Streit hatte eine ihren Ansichten und ihrer Erwartung ganz entgegengesetzte Richtung genommen und die Heftigkeit Bossuet's hatte sie wider ihren Willen von jenem Systeme der Mäßigung und des Anstandes abgebracht, dem sie so gern treu geblieben wären.

Bossuet konnte es sich nicht verhehlen, daß Fenelon's letzte Schrift alle Geister Diesem wieder zugeführt habe; er hielt es daher zur Rettung seiner Ehre für nothwendig, dieser Stimmung wieder eine andere Wendung zu geben und schmeichelte sich, dies durch Bekanntmachung von Bemerkungen über die Antwort des Erzbischofs von Cambrai bewirken zu können. Er verwendete zu ihrer Verfassung zwei ganze Monate, und Fenelon gab wieder seine Antwort auf die Bemerkungen — nach vierzehn Tagen. Dieses Werk vollbrachte noch gänzlich die glückliche Umwandlung, die bereits seine Antwort auf den Bericht gewirkt hatte, zu Fenelon's Gunsten.

Die Gegner des Erzbischofs von Cambrai waren abermals ganz erstaunt über die so schnelle Erscheinung der „Antwort auf die Bemerkungen des Bischofs von Meaux;" und der Cardinal von Bouillon, ein aufrichtiger Bewunderer Fenelon's, sagte öffentlich in Rom: Wahrhaft! Das ist der höchste Aufschwung des menschlichen Geistes!

Aber auf Niemand machte diese Antwort mehr Eindruck, als auf den Neffen Bossuet's; und es wird kaum glaublich erscheinen, daß Dieser, von Fenelon sprechend — sich Ausdrücke wie folgender erlaubte:

„'s ist ein wildes Thier, das man zur Ehre des „Episkopates und der Wahrheit so lange verfolgen „müsse, bis man es zu Boden getreten und außer „Stand gesetzt hätte, noch ferner Böses auszuüben. — „Man müsse die Kirche von dem größten Feinde be- „freien, den sie je gehabt. — Ich glaube, die Bi- „schöfe und der König seien im Gewissen verpflichtet, „dem Erzbischofe von Cambrai keine Ruhe zu lassen „u. dgl." —

Bossuet hatte es nun wirklich zu bereuen, das Feld des Glaubens, auf dem er wirklichen Vortheil hatte, verlassen und mit dem der Persönlichkeit vertauscht zu haben. Der Kanzler Aguesseau giebt uns einen richtigen Begriff von der Wirkung, welche die auf dieses Terrain verpflanzte Erörterung hervorbrachte, und seine Meinung hat um so mehr Gewicht, als ihn seine Verhältnisse und Vorurtheile günstiger für Bossuet als Fenelon stimmen mußten. „Das „Aergerniß war so lange minder groß, als die bei- „den berühmten Gegner auf Grund der Lehre kämpf- „ten, man konnte es wenigstens als ein nothwendi- „ges Uebel ansehen; allein das Schauspiel wurde „für rechtschaffene Leute betrübender, als sie sich ge- „genseitig über Thatsachen angriffen und wider- „sprechende Berichte veröffentlichten; und da in „diesem Falle es unmöglich war, daß Beide nur „Wahres sagten, so sah man mit Schmerz, aber mit „Gewißheit, daß Einer von ihnen Falsches aussagte, „und ohne hier weiter einzugehen, auf wessen Seite „die Wahrheit sei, so ist doch wenigstens gewiß, daß „der Erzbischof von Cambrai sich den Vortheil der „Wahrscheinlichkeit zuzueignen wußte."

Bossuet verließ von nun an gänzlich die Frage der Thatsachen und beschränkte sich auf Veröffentlichung einiger dogmatischen Schriften, um die Entscheidung des heiligen Stuhles zu beschleunigen. Doch brachten sie wenig Wirkung hervor und boten überhaupt in einer Angelegenheit geringes Interesse, in der die Neugierde und Aufmerksamkeit des Publicums bereits erschöpft waren. So kann der Streit zwischen Fenelon und Bossuet als beendet betrachtet werden.

Fünftes Kapitel.

Entscheidung über Fenelon's Werk und Folgen derselben.

Das unabläſſige Drängen Ludwig's XIV., welchem von Bossuet die Lehre Fenelon's als die Religion untergrabend und den Frieden des Reiches zu stören als geeignet dargestellt wurde, zwang endlich Innocenz XII., die entscheidende Prüfung des Buches über die Grundsätze der Versammlung der Cardinäle des heiligen Officium's zu übertragen. Wie herzlich hätte er nicht gewünscht, dem Erzbischofe, dessen Tugenden und Talente er so sehr schätzte, die Kränkung wegen der Verwerfung seines Buches zu ersparen! Man führt von ihm ein Wort im Munde, das seine persönliche Ansicht über die beiden Kämpfer wohl erkennen läßt: Erravit Cameracensis excessu amoris Dei; peccavit Medensis defectu amoris proximi; d. h. der Erzbischof von Cambrai irrte im Uebermaße seiner

Liebe zu Gott; der Bischof von Meaux verfehlte sich aus Mangel der Liebe gegen den Nächsten.

Um die Entscheidung des heiligen Stuhles zu beschleunigen, standen die Gegner Fenelon's auf Antrieb des Abbé Bossuet nicht an, eine vorläufige Verurtheilung jenes Buches in Frankreich erscheinen zu lassen. Demgemäß bewog man einen Doctor der Sorbonne, eine Verurtheilung von Fenelon's Buche abzufassen, die man dann im Namen des Cardinals von Noailles jedem Doctor einzeln vorlegte mit der Einladung, sie zu unterfertigen, ohne daß man ihnen zur Durchlesung derselben Zeit genug ließ. So erschlich man sechzig und einige Unterschriften. Aber dieser Vorgang brachte in Rom ebenfalls die gewünschte Wirkung nicht hervor, vielmehr nahm man Anstoß an der Anmaßung einer theologischen Facultät, die sich über das Urtheil des heiligen Stuhles zu erheben schien.

Man nahm nun zu einem andern Mittel seine Zuflucht, indem der König selbst bewogen wurde, einen Brief an den heiligen Vater zu richten, worin er sich beklagte, daß man mit Vollendung dieser Angelegenheit gar so langsam vorwärtsschreite. Dieser Brief ward dem Cardinal von Bouillon zur Einhändigung an den Papst zugesendet, ein anderes mit harten Ausdrücken begleitetes Schreiben aber war für den Cardinal selbst bestimmt und man machte ihn verantwortlich über den Ausgang der Sache.

Selbst bei diesem so auffallenden Erweise der wahren Gesinnung des Königs blieb es nicht. In den ersten Tagen des Jänners 1699 ließ sich Lud-

wig XIV. das Verzeichniß der im Hause der jungen Prinzen Angestellten vorlegen: da strich er mit eigner Hand den Namen des Erzbischofs aus der Liste und entzog ihm Titel und Gehalt eines Lehrers der königlichen Prinzen. — Wer sollte nicht billig über die Handlungsweise dieses Königs staunen, der einen Mann wie Fenelon durch Entziehung eines Gehaltes strafen zu können glaubte! Wie schnell hatte er es doch vergessen, daß sich's Fenelon vor vier Jahren als eine Gnade ausgebeten hatte, diesen seinen Gehalt dem königlichen Schatze für die Kriegszeit zu widmen, und daß er — der König selbst — die Annahme eines so edelmüthigen Anerbietens mit seinem Ansehen unvereinbar fand!

Doch fing man in Rom an, sich die Beurtheilung von Fenelon's Buche angelegener sein zu lassen. Die Cardinäle der oberwähnten Congregation versammelten sich in Gegenwart des Papstes zweimal, ja oft dreimal in der Woche, und nach dem Empfange des Briefes des Königs, in dem er seine Ungeduld auf lebhafte, ja ungestüme Weise ausdrückte, empfahl der Papst den Cardinälen verdoppelte Thätigkeit, und eine dreimalige Zusammenkunft in der Woche ward nun regelmäßig.

Je näher die Zeit zum Endurtheile kam, um so schwankender und unentschlossener zeigte sich der Papst.

Nach langwierigen Erörterungen, die siebenunddreißig Sitzungen ausfüllten, vollendeten endlich die Cardinäle ihre Prüfung! Von achtunddreißig Sätzen, die man den Prüfenden vorlegte, hielt man dreiundzwanzig für unannehmbar. Aber neue Schwierigkeiten erhoben sich über die Form der Abfassung des Decretes. Bei dieser

neuen Erörterung schlug man dem Papste vor, statt eines Verwerfungsurtheiles von Fenelon's Buche bloß Canones anzuführen, welchen Gedanken der heilige Vater freudig ergriff. Diese Canones sollten nur die Lehre der Kirche enthalten, wie sie der des Molinos und der Quietisten gegenüber lautet; Fenelon würde wohl dieselben ohne inneres Widerstreben unterzeichnen, man würde sich begnügt haben, das Buch zu verbieten, ohne der Ehre des Erzbischofes zu nahe zu treten.

Doch in dem Rathe der Gegner Fenelon's ward es anders beschlossen. So bald sich die Nachricht von jenem Vorhaben verbreitete, begann das Ränkeschmieden mit einer Thätigkeit, wie noch niemals. Abermals mußte der König als Mittel dienen und in diesem Betreff ein sehr ungnädiges Schreiben an den heiligen Vater richten. Die Cardinäle waren nun selbst der Meinung, geradezu ein Verwerfungsurtheil über das Buch auszusprechen. Nachdem der Papst die Gesinnung der Cardinäle erkannt hatte, wollte er Jenen nicht länger widersprechen, die er selbst zur Theilnahme an seiner oberhirtlichen Sorge berufen hatte.

Endlich unterzeichnete der Papst Donnerstag den 12. März 1699 das Decret, wie man übereingekommen war und dasselbe festgesetzt hatte. An demselben Tage wurde es noch gedruckt, bekannt gemacht und in den vorzüglichsten Straßen Rom's angeschlagen. Der Cardinal von Bouillon und der Abbé Bossuet entsendeten sogleich außerordentliche Eilboten, um dem König und den dreien Prälaten diese Nachricht zu hinterbringen.

Der Abbé Chantérac aber schrieb seinerseits an Fenelon einen rührenden Brief, um ihm die Verurtheilung seiner Schrift kundzugeben und ihn zu ermuntern, das Breve mit vollkommener Ergebung, unbedingt und aufrichtig wie er es versprochen habe, aufzunehmen.

Fenelon bedurfte wahrlich nicht eines Erinnerns an ein gegebenes Versprechen! Schon vor dem Empfange des eben erwähnten Schreibens war der Graf Fenelon, sein Bruder, mit der Post von Paris gekommen, ihm die erste Nachricht zu hinterbringen. Dieser erschien gerade zu Cambrai am 25. März, als am Feste der Verkündigung, als der Erzbischof zur Predigt die Kanzel besteigen wollte. So sehr ihn eine solche, seiner Erwartung ganz widersprechende, Entscheidung sehr ergriff: so behielt doch die Religion über diese tugendhafte Seele dermaßen das Uebergewicht, daß er nur einiger Augenblicke Nachdenkens bedurfte, um den ganzen Plan der vorbereiteten Rede zu ändern.

Die Nachricht von der Verwerfung von Fenelon's Buch breitete sich mit Schnelligkeit in der zahlreichen Versammlung aus, die ihn zu hören gekommen war. Diese bewundernswerthe Geistesgegenwart, diese erhabene Stimmung, diese religiöse Ruhe, die zum Voraus die Unterwerfung des Erzbischofs bekundete, entlockte Aller Augen Thränen des Schmerzes, der Ehrfurcht und der Bewunderung.

Fenelon zeigte sich keinen Augenblick unschlüssig, ja aus Besorgniß, die Berathungen des Hofes für die gesetzliche Annahme des päpstlichen Breve's möchten sich in die Länge ziehen, und er doch Rom,

Frankreich und Europa über seine Unterwürfigkeit gegen das Decret des heiligen Stuhles nicht in Zweifel lassen wollte: so schrieb er sogleich an den Staatssecretär Barbezieux um die Erlaubniß, seine Unterwürfigkeit in einem Hirtenbriefe zu veröffentlichen. Er erhielt die Erlaubniß am 8. April 1699 und gleich folgenden Tages erschien dieser Erlaß, aus dem wir folgende Stellen anführen wollen.

„Wir pflichten diesem Breve bei, liebe Brüder," so hieß es unter Anderem, „sowohl was den Inhalt des „Buches als die dreiundzwanzig Sätze betrifft, auf„richtig, unbedingt und ohne Schatten von Rückhalt. „Also verdammen wir sowohl das Buch als die drei„undzwanzig Sätze gerade in der Form und in jenen „Bezeichnungen, aufrichtig, unbedingt und ohne irgend „einen Rückhalt. Aus dem Innersten des Herzens er„mahnen wir daher auch Euch zu einer aufrichtigen „Unterwerfung und rückhaltlosen Gelehrigkeit. — Da „sei Gott vor, daß man einst — sich unser erinnernd — „von uns anders spreche als von einem Hirten, der „gelehriger sein zu müssen glaubte, als das geringste „Schäflein der Heerde, und der seiner Unterwürfig„keit keine Gränze steckte." — —

Fenelon sendete nun auch eiligst an den Papst eine Abschrift seines Hirtenbriefes sammt einem amtlichen Schreiben, indem er seine innerste, aufrichtige und unbedingte Unterwürfigkeit gegen das vom heiligen Stuhle erlassene Decret ausdrückte. Kaum hatte der Abbé Chantérac diese beiden Urkunden dem Papste eingehändigt, als sie dieser ohne Verzug der Congregation der Cardinäle überlieferte, die bei ihrer Lesung nicht geringen Trost empfanden.

Der Eindruck, den der Hirtenbrief und das besondere Schreiben des Erzbischofs von Cambrai auf alle Cardinäle hervorbrachte, veranlaßte sie einstimmig zum Beschluß, Seine Heiligkeit möchte eingeladen werden, diesem Prälaten eine ehrenvolle Antwort zu ertheilen.

Der Papst fühlte herzliche Freude und kam dem Wunsche der Cardinäle sogleich entgegen, indem er selbst dies ehrenvolle Zeugniß seines Wohlwollens und seiner Zufriedenheit dem Erzbischofe zu ertheilen suchte, was auch bald darauf in Form eines Breve mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken geschah.

Kaum möchte man es glauben, daß so bestimmte Ausdrücke, in denen Fenelon seine Unterwürfigkeit faßte, dem Uebelwollen noch Veranlassung geben sollten, Fenelon's Gesinnung zu verdächtigen. Mit Unwillen sieht man, wie ein Abbé Phellipeaux diesen Brief als scheinbare und erzwungene Unterwürfigkeit erklärt. Ja Abbé Bossuet geht noch weiter, indem er in einem Briefe an seinen Onkel schreibt: „Ich habe mir eine Abschrift des „Schreibens vom Erzbischof von Cambrai an den „Papst verschafft. Ich muß gestehen, daß ich Statt „der Erbauung nur Aergerniß im höchsten Grade „fand. Mit leichter Mühe kann man den ganzen „Stolz und das ganze Gift entdecken; und es scheint „mir, man dürfe ihn nur ohne Leidenschaft lesen, um „in Unwillen zu gerathen."

Es ist wahrhaft betrübend, wie selbst der Bischof Bossuet von solch vorgefaßter Meinung sich bis zu einem gewissen Grade einnehmen ließ. Doch all dieser Zetter, nur von einer kleinen Anzahl Parteigän-

ger aufgeschlagen, die mit so vielem Eifer auf die Verdammung von Fenelon's Buch gedrungen hatten, ward durch die Beifallsbezeigung Rom's, Frankreich's, Europa's, ja der ganzen Christenheit zum Schweigen gebracht. Der Hirtenbrief Fenelon's galt in der Meinung seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt als das ehrenvollste Denkmal seines Ruhmes. Der Kanzler Aguesseau urtheilt hierüber folgendermaßen:

„Dieser kurze und rührende Hirtenbrief tröstete „alle seine Freunde, — betrübte alle seine Gegner und „widerlegte die von Bossuet in der Hitze des Strei„tes geäußerte Vorhersagung: daß man nach Ver„dammung jenes Buches bald das Unterscheiden zwi„schen Thatsache und Recht und alle anderen Spitz„findigkeiten, von denen man in theologischen Erör„terungen nur zu gern Gebrauch macht, — wieder „auftauchen sehen werde."

Von den drei Gegnern Fenelon's beeilte sich ein Einziger, der Bischof von Chartres, seinem tugendhaften Mitbruder wieder freundschaftlich entgegen zu kommen; er hatte ihn ja stets zärtlich geliebt, ihn nur mit Widerstreben bekämpft und nie aufgehört, ihn zu achten. Bossuet und der Cardinal von Noailles schwiegen still.

Der König verordnete nun nach damaliger Sitte der französischen Kirche, daß sich die Bischöfe wegen Annahme des Verdammungsbreve in ihren Diöcesen versammelten. Zu Paris fand die Zusammenkunft den 13. Mai 1699 Statt. Diese verwarf aber nebst Fenelon's Buch auch alle seine Schriften, die er zur Vertheidigung desselben veröffentlicht hatte,

obwohl man aus dem Stillschweigen Rom's in letzterer Beziehung leicht hätte abnehmen können, daß diese Schriften nicht wie jenes Buch als tadelnswerth befunden worden seien. Nur noch einige andere solcher bischöflichen Versammlungen verurtheilten letzterwähnte Schriften, alle aber priesen einstimmig die Frömmigkeit, die Tugenden und die Talente Fenelon's.

Alle Verhandlungen dieser im Königreiche abgehaltenen Versammlungen wurden dem König eingesandt und in Form einer Erklärung protokollirt (den 14. August 1699).

Der Kanzler Aguesseau spricht in seinen Denkschriften das Ende dieses Streites berührend, nicht ohne Grund also: „Die Unterwürfigkeit des Erz„bischofs von Cambrai bietet vielleicht das einzige „Beispiel eines Lehrstreites in der Kirche, der auf „immer durch einen einzigen Urtheilsspruch beendet „worden war, Niemand suchte denselben rückgängig „zu machen oder durch feine Unterscheidungen zu schwä„chen. Der Ruhm hiervon gebührt der Weisheit „und der geistigen Ueberlegenheit des Erzbischofs von „Cambrai, der bald einsah, daß eine zu große Be„gierde sich zu rechtfertigen oft mehr schade als nütze, „und daß das sicherste und wirksamste Mittel, unge„rechte Beschuldigungen zu vertilgen, dieses sei, daß „man sie in Vergessenheit gerathen und sie so zu „sagen in der Stille verlieren lasse.“ — —

Bei Beendigung dieser betrübenden Geschichte der Zwistigkeit zwischen diesen beiden großen Männern würde es zum Troste gereichen, auch von einer Rückkehr zu jenem gegenseitig vertrauensvollen und

freundschaftlichen Verhältnisse erwähnen zu können, durch das sie früher so lange Zeit verbunden waren; allein, liegt in dieser Hinsicht eben kein Beweis vor, so hat man doch gewisse Andeutungen, daß sie nie aufhörten, sich gegenseitig Achtung und Ehrerbietigkeit zu erweisen.

Frau Guyon, welche Veranlassung zu diesem Streite gab, blieb bis zum Jahre 1701 in der Bastille eingesperrt, wurde dann auf ein Landgut ihrer Tochter verwiesen, und ihr endlich die Rückkehr nach Blois gestattet, wo sie den Rest ihres Lebens in der Stille, Zurückgezogenheit und Ausübung aller Werke der Frömmigkeit und Nächstenliebe zubrachte, ohne nur die geringste Klage über die erlittenen Verfolgungen geäußert zu haben. Sie starb zu Blois den 9. Juni 1717 im neunundsechzigsten Jahre ihres Alters.

Aus all' dem Gesagten geht hervor, daß weder Bossuet noch Fenelon ganz vorwurfsfrei dastanden. — Man bedauert, daß Fenelon nicht gleich von Anfang an vermöge seiner edlen Gesinnungsweise zum Frieden der Kirche und der Meinung Jener seiner Amtsbrüder nachgegeben habe, die er doch am meisten liebte und ehrte.

Man sieht aber nicht ohne Betrübniß, wie ein Bossuet persönliche Thatsachen und Beschuldigungen in einen Lehrstreit einmischt, der auf sein Wesen hätte beschränkt bleiben sollen. — Doch soll man sich wundern, daß Menschen menschlich fehlen? Der tugendhafteste Mensch ist wohl Der, dem die wenigsten Unvollkommenheiten ankleben, und Der gilt für den Stärksten, der am wenigsten Schwächen an sich trägt! Vernunft und Religion übten über

Bossuet's Seele die Oberherrschaft, und die natürliche Strenge seines Charakters machte ihn wenig empfänglich für Rücksicht und Schonung, ja er hielt letztere vielleicht sogar für Schwäche, wo ihm das Interesse der Religion gefährdet schien.

Fenelon läßt sich durch seine tugendhafte Gesinnung verleiten, und sieht in Gott nur Gott selbst und hebt seine reine und uneigennützige Liebe bis zum Uebermaße. Zu sehr vertrauend auf die Reinheit seines Herzens glaubt er sich nicht zu täuschen, weil er nicht täuschen will. Er setzt durch die Kraft, die Beredtsamkeit, die Klarheit, den Muth und besonders die Aufrichtigkeit, — welche Eigenschaften aus seinen edlen Vertheidigungsschriften glänzen, — ganz Europa in Staunen. Bossuet staunt selbst, zum ersten Male in seinem Leben, an Fenelon einen ihm gleichstehenden Gegner zu finden. Nie war es noch der Fall, daß der heilige Stuhl zwischen solchen Männern, solchen Bischöfen dazwischentrat. Noch nie sah man solche Tugenden, solche Geister, solche Talente in einander bekämpfender Thätigkeit. Die ganze Kirche erwartet schweigend Rom's Ausspruch. Fenelon erfährt das Verwerfungsurtheil, Fenelon unterwirft sich, sein Ruhm und seine Tugend bleiben unangetastet. Bossuet behauptet seinen Platz, er bleibt das Orakel der französischen Kirche! —

Sechstes Kapitel.

Stimmung des Hofes gegen Fenelon. — Sein Telemach.

Fenelon's Buch ward verurtheilt, er unterwarf sich, die Kirche jauchzte Beifall, Europa staunte, die Wahrheit siegte in Rom's Ausspruche und die Tugend in Fenelon's Ergebung!

Viele Menschen gaben sich mit Recht der Hoffnung hin, daß die glückliche Lösung eines so langwierigen und lebhaften Streites Fenelon wieder an den Hof, zu seinem frühern Amte, zur alten Gunst zurückführen würde; allein diese Hoffnung theilten Jene nicht, die vom Wesen des Hofes, seiner Leidenschaften und der daselbst herrschenden Interessen eine tiefere Kenntniß besaßen.

Ludwig XIV. war stets Fenelon mehr abgeneigt als für ihn günstig gestimmt, wie wir bereits vernommen haben; er war wohl mit seiner Unterwerfung zufriedengestellt, allein er betrachtete diese als bloßen Act von Pflicht und Gerechtigkeit.

Frau von Maintenon vermochte besser das Verdienst der Bescheidenheit und der Opfer Fenelon's zu würdigen; doch sie hatte ihm zu viel Uebles zugefügt, sie hatte die Freundschaft zu sehr verletzt, um sich selbst das Unrecht zu verzeihen, zu dessen Ausübung sie sich durch ihre Schwäche hinreißen ließ.

Bossuet konnte zwar sein Unrecht in seinem Berichte über den Quietismus nicht verhehlen, allein nur Religion und Zeit konnten die Wunden eines so erbitterten Herzens heilen.

Der Cardinal von Noailles wußte ganz wohl, daß Fenelon ihm nicht mit Unrecht seine Veränderlichkeit vorwerfen könne und hielt auch eine Erklärung jedes Falls nothwendig, wenn der Erzbischof von Cambrai wieder in Versailles erschiene. Außerdem scheute seine Familie einen Mann wie Fenelon wieder in der Nähe der Frau von Maintenon zu sehen. So fanden die Glieder der Familie Noailles hinlänglichen Grund, ihn vom Hofe fern zu halten.

Unter allen Gegnern Fenelon's aber wäre es der Bischof von Chartres gewesen, der seine Rückkehr an den Hof mit minderem Verdruße gesehen hätte. Er geizte weder nach Ruhm, noch Ehren, noch Aemtern, und wir haben uns schon überzeugt, wie er zuerst seinem alten Freunde Fenelon auch freundschaftlich entgegen gekommen ist.

Mit Ausnahme des Herzogs von Beauvilliers hatten sich nach Entfernung des Erzbischofs vom Hofe alle Minister gegen diesen erklärt, und so erwuchs bei diesen Höflingen das natürliche und große Interesse, dem Herzog von Burgund ja einen Mann nicht nahen zu lassen, der sich leicht ihres Benehmens erinnern könnte. —

Dieses waren die Gesinnungen des Hofes gegen Fenelon, als eine unvorhergesehene Begebenheit all' jenen verschiedenen Leidenschaften und Interessen noch zu Hilfe kam und Fenelon's Feinde und Nebenbuhler auf immer von dem schwierigen Amte, über sein Verderben zu wachen, befreite; dieses war im Herzen und Geiste Ludwig's XIV. durch die Veröffentlichung Telemach's ausgesprochen.

Alle Welt weiß, daß die Untreue eines Dieners, den der Erzbischof beauftragte, eine Abschrift von seinem Manuscripte zu nehmen, dem Publicum ein Werk bekannt gemacht habe, welches seinem Verfasser einen Ruhm verschaffte, nach dem er nicht geizte, aber auch Widerwärtigkeiten ihm zuzog, die er nicht verdiente. Der treulose Abschreiber besaß Geschmack genug, die Schönheiten des Werkes zu schätzen, aber zu wenig Gewissenhaftigkeit, um der Begierde zu widerstehen, Nutzen aus demselben zu schöpfen. Schon im Monat October 1698 ließ er eine Abschrift Fenelon's in einigen Gesellschaften sehr geheimnißvoll in Umlauf bringen, ohne deren Verfasser namhaft zu machen. Ermuthigt durch den ausgezeichneten Erfolg, dessen sich diese Schrift erfreute, verkaufte dieser Mensch sein Manuscript an die Wittwe Claudia Barbin, Buchdruckerei-Besitzerin. Diese, in der Ueberzeugung, daß der Verfasser weder die Absicht noch den Ehrgeiz habe, sich zu nennen, bat und erhielt leicht unter eigenem Namen ein Privilegium, wie man es ohne vieles Untersuchen bekannten Buchdruckern für wissenschaftliche Werke ertheilte, die weder Etwas gegen Religion noch Sitten enthielten. Man übergab also den Telemach der Presse und er erschien unter dem Titel: Folge des vierten Buches von Ulysses, oder die Begebenheiten Telemach's, Sohnes des Ulysses; Paris bei der Wittwe Claudia Barbin 1699 mit königlichem Privilegium vom 6. April 1699.

Während des Druckes, ja vor Beendigung des ersten Bandes, erfuhr der Hof, daß der Telemach ein Werk des Erzbischofs von Cambrai sei. Man

nahm nun die bereits gedruckten Bogen in Beschlag, mißhandelte den Herausgeber und wandte im Namen des Königs die strengsten Mittel zur Vernichtung eines Werkes an, das zur Verherrlichung jenes Jahrhunderts noch so viel beitragen sollte. Einige natürlich noch unvollendete Exemplare entgingen dem aufmerksamen Auge der Polizei, verbreiteten sich aber mit um so bewundernswertherer Schnelle. Denn bald gingen sie aus den Pressen Holland's hervor und kaum vermochte man der Begierde des Publicums zu genügen.

Der außerordentliche Beifall, mit dem in Frankreich ja in ganz Europa Telemach aufgenommen ward, erbitterte den König nur um so mehr gegen seinen Verfasser. Man flüsterte dem König ins Ohr, als wäre dieses Werk die offenbarste Satyre auf seine Regierungs-Grundsätze und die Begebenheiten seines Reiches. Man suchte alles Eifers in dem Benehmen und Charakter der handelnden Personen in diesem Werke beißende Anspielungen auf den Hof und die Minister des Königs.

Fenelon, durch das Zeugniß seines Gewissens beruhigt, verschmähte eine Selbstrechtfertigung gegen Anschuldigungen, über die er sich erhaben hielt. Ueber dies edle Stillschweigen verwunderten sich wohl seine Freunde nicht, allein Höflinge konnten dies nicht begreifen.

Es darf nicht überraschen, daß selbst Jene, die kein persönliches Interesse, Fenelon zu schaden, hatten, überzeugt schienen, er habe mit Treue nur jene Muster zeichnen wollen, die er zur Zeit seines Aufenthaltes in Versailles zu sehen Gelegenheit gefunden.

Bis zu welchem Grade Ludwig XIV. den Einflüsterungen der Verläumdung Glauben beimaß, ist nicht bekannt; gewiß aber ist, daß er gegen den Verfasser eines Werkes tief erbittert war, dessen Grundsätze ganz im Widerspruche standen mit denen seiner Regierung und mit allen glänzenden Täuschungen, von denen er sich so lange Zeit blenden ließ. Alle diese Grundsätze von Mäßigung und Volksliebe, diese so lachenden Gemälde des Hirtenlebens und des Glückes ländlicher Beschäftigungen, dieser Haß gegen Eroberungen, diese bescheidene Einfachheit der Könige und der Großen, diese Aufrichtigkeit, Treue und Glauben in den Unterhandlungen mit Fremden schienen ihm nur Kinderspiele einer Phantasie, die weder Menschen kennt noch die wahre Wissenschaft des Regierens versteht.

In diesem Vorurtheile wurde er von Allen bestärkt, die sich ihm immer nahten oder sein Vertrauen genossen. Frau von Maintenon theilte dieses ärgerliche Vorurtheil gegen Fenelon, ja sie fand keinen Anstand öffentlich zu erklären, sie könne es dem Erzbischofe von Cambrai nicht verzeihen, daß er den Telemach geschrieben; natürlich stimmten ihr ihre Freunde bei, um überhoben zu sein, ihn an den Hof zu rufen.

Es war wirklich schwer, daß sich der König nicht persönlich angegriffen haben sollte, denn Alles, was am theuersten war und sein Vertrauen genoß, zeigte sich ja bei dieser Ehrenverletzung viel empfindlicher als er selbst. Mannigfaltige Umstände thaten noch hierzu das Ihrige, um das Herz dieses Fürsten gegen Fenelon und seine Grundsätze zu erbittern. Die allge-

meine Bewunderung von ganz Europa für Telemach; die Geschäftigkeit aller Nationen ihn in ihre Sprache zu übersetzen, die Ueberzeugung, in welcher die nebenbuhlerischen Mächte Ludwig's zu sein schienen oder letztere wenigstens den Schein annahmen, als glaubten sie, Fenelon wolle diesen Fürsten geißeln, alles Dies brachte den König zur Ueberzeugung, der Verfasser Telemach's sei ein Feind seines Ruhmes und seiner Persönlichkeit.

Zu welch' hohem Grade das Vorurtheil des Königs gegen Fenelon gestiegen war, läßt sich wohl aus den Vorsichtsmaßregeln abnehmen, die der Herzog von Burgund Fenelon's Zögling zu ergreifen sich genöthigt sah, um einen Briefwechsel, der oft genug unterbrochen und stets beschränkt war, mit ihm zu unterhalten.

Wir wollen nur einige Bruchstücke aus dem ersten Briefe mittheilen, den er ihm seit dessen Verweisung vom Hofe, nach einer Abwesenheit und einem Stillschweigen von vier Jahren, geschrieben:

„Endlich, lieber Erzbischof, finde ich eine günstige „Gelegenheit, das Stillschweigen zu brechen, in dem „ich seit vier Jahren verharrte. Wie vieles Ungemach habe ich seitdem erduldet, allein das größte „von Allem war, Ihnen nicht beweisen zu können, „was ich während dieser Zeit für Sie fühlte, und „daß meine Freundschaft, weit entfernt durch Ihre „Widerwärtigkeit erkaltet zu sein, vielmehr noch wuchs. „Mit wahrem Vergnügen denke ich an die Zeit, in „der ich Sie wieder werde sehen können, doch besorge „ich, daß diese noch fern sein werde. — Ich will „Ihnen hier nicht auseinander setzen, wie sehr alles „Das mein Inneres empörte, was man gegen Sie

„unternommen; doch man muß sich in den Willen „Gottes ergeben und vom Glauben durchdrungen sein, „daß Alles zu unserm Besten gereiche. Zeigen Sie „diesen Brief ja Niemand in der Welt, höchstens „dem Abbé Langeron, auf dessen Verschwiegenheit „ich baue. — Antworten Sie mir auch nicht auf den„selben, es sei denn auf einem ganz sichern Wege, „etwa Ihr Schreiben in die Briefschaft des Herzogs „von Beauvilliers schiebend, wie ich gethan. — Leben „Sie wohl, lieber Erzbischof; ich umarme Sie von „ganzem Herzen. — Ich bitte um Ihr Gebet und „um Ihren Segen. Ludwig."

Die Antwort Fenelon's auf diesen Brief enthält die zärtlichsten Ermahnungen an den jungen Prinzen, um ihn in seinen religiösen Gesinnungen zu bestärken; aber es findet sich darin nicht eine Anspielung auf Das, was seit vier Jahren geschehen war, oder auf alle die Ungerechtigkeiten, die er erfahren mußte, und deren Opfer er noch war; er endet seinen Brief mit den Worten: „Ich spreche zu Ihnen nur von Gott und von Ihnen! es handelt sich nicht um mich. Gott sei Dank! mein Herz ist ruhig; mein größtes Trübsal ist, daß ich Sie nicht sehe, aber ich trage Sie vor Gott in einer viel innigeren Gegenwart als die der Sinne ist. Tausend Leben würde ich wie einen Wassertropfen geben, sähe ich Sie so, wie es Gottes Wille ist."

Dieser Briefwechsel, den der Zögling und der Erzieher in geheimnißvollen Schleier zu hüllen sich genöthigt sahen, hätte vielleicht genügt, dem König das unselige Vorurtheil zu benehmen, das man ihm gegen den Verfasser Telemach's eingeflößt hatte.

Es wäre wohl, besonders heutzutage, unnütz, Fenelon einer so gehässigen Anschuldigung wegen zu rechtfertigen, wie die ist, daß er in einem Werke, welches für den Enkel des Königs bestimmt war, eine Satyre auf Letzteren habe schreiben wollen. Und in der That findet man in seinem Briefwechsel mit seinen innigsten Freunden, in dem er ohne Besorgniß seine Unzufriedenheit oder Abneigung hätte offenbaren können, nur stets den Ausdruck der Achtung und Ehrfurcht gegen den König. Die empfindlichste Satyre auf den König lag daher auf der Zunge Jener, welche die großartigen Grundsätze von Gerechtigkeit, von Ordnung, von Wirthschaft und von Mäßigung, die der Verfasser Telemach's dem Herzen seines Zöglings einprägen wollte, dem König als Tadel seiner Regierung darstellten.

Man sprach es aus und man glaubte es ziemlich allgemein, daß der Telemach als Stoff zu Aufgaben für den Herzog von Burgund während seiner Erziehung diente, und aus der Sammlung dieser Aufgaben habe man in der Folge das Werk gebildet, wie es erschien. Allein man fand eine beträchtliche Sammlung von Stoff zu Aufgaben, die sowohl von Fenelon's Hand als vom Herzog von Burgund geschrieben waren, ohne daß sich irgend Etwas in Bezug auf die Begebenheiten Telemach's vorfand. Uebrigens darf man nur den Telemach lesen, um zu urtheilen, daß er ein zusammenhängendes Werk sei und zwar nach einem in allen seinen Theilen durchdachten Plane.

Die zahlreichen Handschriften, die noch von Telemach vorhanden sind, und deren mehrere von Fene-

lon's Hand, oder wenigstens mit Verbesserungen von seiner Hand sind, zeugen offenbar, daß er ein zusammenhängendes Werk verfassen wollte mit der Absicht, dem Herzog von Burgund Grundsätze christlicher Moral einzuprägen, die er bei einem Fürsten eines so weiten Reiches für das Heil seines Volkes so nothwendig erachtete.

Fenelon hatte den Telemach weder für seine Zeitgenossen noch für die Nachwelt bestimmt; eitles Verlangen nach Berühmtheit in der Schriftstellerei lag nicht in seinem Charakter. Nach Tugend strebte er wie nach öffentlichem Wohle, ohne diese Absicht zur Schau zu tragen. Dies Werk, das Fenelon so großen Ruhm und so großes Mißgeschick bereitete, war ein Geheimniß, das ohne die Untreue seines Abschreibers mit dem Herzog von Burgund und seinem Lehrer begraben worden wäre.

Die einzigen Anspielungen, die er dem Geiste des Herzogs stets vorhalten wollte, waren die, welche ihm zur Kenntniß der Fehler seines eignen Charakters verhelfen sollten. Der Lehrer kannte den Scharfsinn seines Schülers und zwang ihn, sich in den vorgehaltenen Unklugheiten, derentwegen Mentor den Telemach so oft zurechtwies, selbst zu erkennen. Nicht minder kannte der Lehrer den Geschmack und die Neigung seines Zöglings für solche gewürzte und glänzende Dichtungen.

Durch diesen glücklichen Kunstgriff wußte er den strengen Anforderungen der Wahrheit den Reiz und den Wohlklang einer dichterischen Schreibart einzuhauchen, und sie auf solche Weise um so leichter dem empfindsamen und tief fühlenden Herzen einzuflößen.

Die liebenswürdigen Farben und das bezaubernde Interesse, das Fenelon über seinen jungen Helden selbst in jenen Augenblicken auszugießen wußte, in denen durch die Unerfahrenheit des Alters und das Aufbrausen der Leidenschaften große Gebrechen an's Licht traten, dienten dazu, daß der Herzog mit minderem Widerstreben diesem getreuen Gemälde seiner Verirrungen und Schwächen den Blick zuwandte. —

Als der Telemach erschien, war er nicht bloß den verkehrten Auslegungen der Verläumdung und der Bosheit ausgesetzt: man griff auch seinen wissenschaftlichen Werth an; allein diese noch öfter wiederholten Beurtheilungen sind ja gar leicht durch den allgemeinen, unendlichen Erfolg eines Werkes widerlegt, das sich nach Ablauf von mehr als einem Jahrhunderte derselben Gunst erfreut, die es bei seiner Erscheinung genoß.

Die Einen warfen der Prose des Telemach vor, daß sie zu schleppend sei; die Andern vermissen in ihm Tiefe der sittlichen und politischen Ideen. Doch hören wir über dies Werk das Urtheil des Cardinals Maury, er sagt:

„Man möchte glauben, Fenelon habe den Telemach gleichsam in einem Guße geschaffen. Der „in der Kunst zu schreiben gelehrteste Mann dürfte „kaum die Momente erkennen, in denen Fenelon die „Feder weggelegt oder wieder zur Hand genommen „hat, so natürlich sind seine Uebergänge, nirgends „ein Zwang! Herr seines Gedankens, sieht er ihn „auch unumwölkt, er drückt ihn nicht aus, er malt „ihn; er fühlt, er denkt, und das Wort folgt mit „jener Anmuth, jenem Adel oder jener Salbung,

„die dem Gefühle und Gedanken entspricht. Stets „fließend, stets im Zusammenhange, stets wohlklin„gend, stets periodenreich, giebt er seine Kenntniß „vom Nutzen dieser grammatischen Verbindungen, die „wir vernachlässigen, hinreichend zu erkennen; diese „machten auch die Sprache der Griechen reich, ja „man kann ohne sie von einem Style nicht sprechen; „man sieht am Telemach nicht, daß sein Verfasser „etwa nach jeder Zeile nachdachte, daß er sich in Re„densarten mühsam fortschleppte, die bald bestimmt „und genau, bald weitläufig und breit erscheinen, so „daß etwa der Geist seine Verlegenheit abspiegle und „sich nur erhebt, um wieder zu sinken. Seine gehalt„volle und wohlklingende Sprache, die mit den erha„bensten Allegorien und malerischsten Bildern bereichert „ist, bietet dem Leser nur Klarheit, Leichtigkeit, Zier„lichkeit und Lebhaftigkeit. Groß, weil er einfach ist, „bedient er sich jedes Wortes nur zum Ausdruck sei„ner Gedanken, nirgends ein Schwulst von Worten, „hinter welchem nicht selten die größte Armuth an „Gedanken verborgen ist. Mit einem Worte, Fene„lon verleiht der Prose die Farbe, den Wohlklang, „den Ton, die Seele der Poesie; und sein Styl, „wahr, bezaubernd, unnachahmlich, vielleicht zu reich, „gleicht seiner Tugend." —

Man kann sagen, der Styl in Fenelon's Telemach trage nicht bloß das Gepräge seiner Tugend überhaupt, sondern seiner religiösen Gesinnung insbesondere an sich. Seine dahinreißende Beschreibung von Elysium's Gefilden bietet das lebhafteste Gemälde einer Art Glückseligkeit, die man der menschlichen Einbildungskraft kaum erreichbar denken sollte, und

der auch in der That vor Fenelon Niemand einen solch' himmlischen Ausdruck einzuhauchen verstand. Man findet daselbst die in ihm wohnende und herrschende Idee, die er sich von der Seligkeit bildete, deren die Sterblichen durch die innige Verbindung mit der Gottheit theilhaft werden. Die Ausdrücke selbst, die er zum Ausmalen dieser überirdischen Glückseligkeit anwendet, scheinen sich ohne Künstelei und sichtbare Anstrengung aller sinnlichen Eindrücke zu entledigen, die der menschlichen Sprache den Ursprung gegeben, um nur zu Seele und Geist zu sprechen.

Die Einbildungskraft, die solch' ein Gemälde entwarf, konnte nur von einer eben so reinen Seele begeistert worden sein, als jene himmlischen Seelen auf Erden gewesen sind, deren Seligkeit er schildert.

Allein leider! machte die Art und Weise, wie Fenelon im Telemach von den Leidenschaften und den Gebrechen der Menschheit spricht, mehr Eindruck, als man von der Seligkeit gerührt war, die er der Tugend verheißt!

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Fenelon's Wirken in seinem Kirchsprengel.

Seit Fenelon sich auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben sah, hielt er es als Pflicht, sich ausschließlich mit den Angelegenheiten seines weiten Kirchsprengels zu beschäftigen. Ja selbst zur Zeit, als ihn seine Geschäfte an den Hof banden, die ihn doch der gewöhnlichen Ordnung zu entbinden schienen, hatte er nur der Annahme des Erzbisthumes mit der Bedingung beigestimmt, daß er wenigstens neun Monate in demselben residirte. Seine Entfernung vom Hofe also, wodurch ihm ein beständiger Aufenthalt in Cambrai möglich ward, konnte er nicht als Unglück oder als eine Widerwärtigkeit betrachten. Nur der Gedanke schmerzte ihn, daß ihn die Mißgunst des Hofes mancher Mittel beraubte, seiner Diöcese all' das Gute zuzuwenden, wie es sein Herz wünschte, ja wie ein Bedürfniß fühlte.

Der erste Gegenstand, der Fenelon's ganze Aufmerksamkeit bei seiner Ankunft in Cambrai auf sich zog, war die Verbesserung des Seminars zu Cambrai. Diese in der Kirche noch ganz neuen Ein-

richtungen, (denn sie bestanden erst seit dem Tridentinischen Concilium) wurden von Fenelon nach ihrem ganzen Werthe gewürdigt. Selbst erzogen im Seminar zu St. Sulpice unter der Leitung der ersten Mitarbeiter Olier's, des Gründers desselben, sehnte sich Fenelon in seinem heiligen Eifer, auch die Diöcese Cambrai der Wohlthaten einer Einrichtung theilhaft zu machen, deren kostbare Vortheile er durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatte.

Kaum in Cambrai angelangt, nahm er Tronson's väterliche Freundschaft in Anspruch, um Geistliche zu erhalten, die in seiner Schule gebildet und von seinem Geiste durchdrungen nun das Seminar zu Cambrai leiten sollten. Verschiedene Hindernisse standen der Erfüllung seiner Wünsche entgegen, und wirklich gelang es ihm erst in der letzten Zeit seines Lebens, wie wir noch hören werden, alle Schwierigkeiten zu besiegen, die die Vollführung seines Planes verhinderten; doch glaubte er während dieses Zwischenraumes das Seminar seinem Auge näher rücken zu müssen, ja unter unmittelbare Ueberwachung zu stellen. Denn es befand sich zu Valenciennes, acht Stunden von seiner Residenz entfernt, er versetzte es nach Cambrai und beauftragte den Abbé Chanterac, die Disciplin und die innere Leitung zu bestimmen.

Diese Anordnung erleichterte ihm die Kenntniß und die Beurtheilung jener jungen Männer, die sich dem Kirchendienste widmen wollten. Er belehrte selbst die geistlichen Zöglinge zur Zeit der sogenannten Exercitien und an den Feiertagen der Gemeinde; er wohnte der Prüfung aller Geistlichen bei, die sich

zum Empfange der heiligen Weihen präsentirten. Diese beständig befolgte Disciplin während seines ganzen Episkopats hatte zur Folge, daß es in seiner Diöcese nicht einen Geistlichen gab, der vor der Weihe zum Priesterthum nicht wenigstens fünfmal von Fenelon selbst geprüft worden wäre. Nebst dieser allgemeinen Ueberwachung legte er sich noch die Verpflichtung auf, einmal in der Woche in seinem Seminar Conferenzen zu halten, wohl erkennend, daß jene Art Prüfungen nicht stets ein unfehlbares Mittel seien, Verdienst und Fähigkeiten zu würdigen.

Diese beständige Ueberwachung, die Fenelon über alle Geistliche seiner Diöcese von ihren ersten Jugendjahren an ausübte, erleichterte ihm die Kenntniß ihrer Charaktere, ihrer Fähigkeiten, ihrer Geistesrichtung, ihrer guten wie schlimmen Eigenschaften; und so vermochte er mittelst dieser Kenntniß sie in der Folge in jene Aemter einzusetzen, von denen er glaubte, daß sie zu einem gesegneten Erfolge für sie die ungemessensten seien.

Aber nicht allein auf die in seinem Seminar erzogenen Geistlichen hatte er ein aufmerksames Auge, sondern er hielt sich eben so verpflichtet, dieselbe Aufmerksamkeit dem Betragen, den Sitten und den Fähigkeiten jener Geistlichen seiner Diöcese zuzuwenden, die den theologischen Vorlesungen in Paris beiwohnten. Da er diese aber selbst nicht kennen und beurtheilen konnte, so ertheilte er ihnen nur auf solche Zeugnisse die heiligen Weihen, die vollkommenes und unbedingtes Vertrauen ihm einzuflößen vermochten.

Fenelon lebte in Cambrai in vollkommener Ruhe,

Gleichförmigkeit und Eingezogenheit. Von Jugend an war er gewohnt, dem Schlafe nur einige Stunden zu weihen und frühzeitig aufzustehen. Er las täglich in seiner Kapelle, — alle Samstage aber in der Metropolitankirche Messe. An diesem Tage pflegte er auch die Beichte von Jedermann ohne Unterschied der Person aufzunehmen. Er speiste um zwölf Uhr nach früherem Gebrauche, er segnete den Tisch, der mit gewissem Glanze geführt wurde, doch war dieser Glanz mehr eine Pflicht seines Amtes und ein Erforderniß seines hohen Ranges; denn es war unmöglich, eine größere Nüchternheit zu beobachten, als er that; er nahm nur süße Speisen zu sich und trank nur weißen sehr schwachen Wein. Dieser Nüchternheit, die doch vielleicht zu weit getrieben ward, schrieb man auch seine außerordentliche Magerkeit zu. Alle Geistlichen, die in seinem unmittelbaren Dienste standen, nahmen an der Tafel Theil, was man damals als einen besonderen Zug von Herablassung und Güte betrachtete; denn die Bischöfe ersten Ranges hielten gewöhnlich einen besondern Tisch für ihre Secretäre und Almoseniere. Nie zählte man weniger als dreizehn oder vierzehn Personen an der Tafel des Erzbischofs von Cambrai. Alles um ihn zeugte von Ordnung, Adel und Ueberfluß. Stets war seine Tafel mit ungezwungener, freundlicher, selbst heiterer Unterhaltung gewürzt. Auch Fenelon blieb kein stummer Zuschauer und munterte Alles zu sprechen auf, wer nur immer an seinem Tische saß. Alles, was ihn umgab, richtete sich nach seinem Beispiele und seinem stets edlen und ehrbaren Benehmen.

Nichts kann mit der edlen, leichten und natür-

lichen Höflichkeit verglichen werden, mit welcher der Erzbischof seinem Tische und Hause vorstand. Jeder Fremde, der zu Tisch geladen wurde, saß zu seiner Rechten, mochte er was immer für einen Rang oder Würde bekleiden. Fenelon trennte sich nie von dem getreuen Abbé Chanterac, der zu seiner Linken den Sitz einnahm. Nach Tisch versammelte sich Alles in seinem großen Schlafzimmer, das er aber nie zu diesem Zwecke benützte und nur einzig zur Vorstellung bestimmt war. Jeden Fremden, den er empfing, betrachtete er höher als sich, wäre es auch ein einfacher Geistlicher gewesen. Er brachte mit der Gesellschaft, die aus Verwandten, Freunden und Geistlichen bestand, fast eine Stunde zu und Alle liebten ihn wie ihren Vater und verehrten ihn als das Muster aller Tugenden, die nur immer die Menschheit zieren. Diese zu solch' einfacher und unschuldiger Erholung angewandte Zeit war aber nicht ganz für die Verwaltung seines Amtes verloren. Denn hier ertheilte er seinen Secretären und Almosenieren die zu ihrem Amte gehörigen Aufträge. Hierauf zog er sich in sein Cabinet zurück, wo er bis halb neun Uhr eingeschlossen blieb, wenn die Witterung oder die Jahreszeit ihm keinen Spaziergang erlaubten, oder wenn er keinem Gottesdienste, oder den Uebungen in seinem Seminare nicht beizuwohnen hatte oder wenn er den verschiedenen Verwaltungs-Aemtern, die unter seiner Aufsicht standen, keinen Besuch machen wollte.

Etwas vor neun Uhr versammelte man sich zum Abendessen. Abends genoß Fenelon nur Eier oder Gemüse und selbst dies nur in ganz geringem Maße. Vor zehn Uhr versammelten sich die Hausleute in seinem

großen Zimmer, wo ein Almosenier das gemeinschaftliche Gebet verrichtete, worauf der Prälat seinen Segen ertheilte.

Die einzige Zerstreuung unter seinen Arbeiten, seinen Beschwerden und seinen vielleicht nicht harmlosen Rückerinnerungen war der Spaziergang; er kannte kein anderes Vergnügen, keine andere Erholung. Begegnete er auf seinen Spaziergängen Landleuten, so setzte er sich mit ihnen auf den Rasen, befragte und tröstete sie. Auch scheute er sich nicht, in ihre bescheidenen Hütten zu treten; bot man ihm ein ländliches Mahl, so nahm er es mit Vergnügen an und setzte sich mit der Familie zu Tische. Es ist leicht zu begreifen, daß solch' einfache Sitten, solch' sanfte Tugenden in dem Herzen der Flamänder tiefe Eindrücke zurückgelassen, die weder Zeit noch Revolution, die doch so viele sittliche Ideen mit Füßen trat, ganz zu vertilgen vermochte. Welche Freude gab es nicht zu Cambrai in den ersten Jahren dieses Jahrhundertes, als man seine Asche wieder fand, die man im Sturm der Revolution zerstreut glaubte.

Fenelon bereis'te seine Diöcese mit einem Eifer, den selbst die Unruhen des Krieges nie bewältigen konnten. Man darf es nur seinem persönlichen Rufe, seinem allgemein kundgewordenen Mißgeschicke, der Bewunderung von ganz Europa für seinen Telemach und dem Interesse, das ein großer Mann in der Ungnade einflößt, zuschreiben, daß er mit Freiheit alle Theile seines Kirchsprengels, die von feindlichen Truppen besetzt waren, durchziehen konnte. Engländer, Deutsche und Holländer wetteiferten in Achtungs- und Verehrungsbezeigung mit den Ein-

wohnern von Cambrai für ihren Erzbischof. Alle Unterschiede von Religion und Sectenwesen, aller Groll und alle Eifersucht, die Nationen trennten, verschwanden in seiner Gegenwart. Er verbat sich die militärische Bedeckung, die man ihm als sicheres Geleite zu seinen oberhirtlichen Liebesdiensten und Amtshandlungen allerseits anbot, und ohne andere Begleitung als einiger Geistlichen durchzog er die durch den Krieg verheerten Gefilde. Jeder seiner Schritte ward durch Wohlthaten und Tröstungen, die er mitten in so vielem Drangsale spendete, und durch Hebung der Unordnungen und Unglücke bezeichnet, die ein feindliches Heer nach sich zu ziehen pflegen. Die Bevölkerung athmete wenigstens während dieser, leider zu kurzen, Zwischenräume in Frieden, und die oberhirtlichen Besuche Fenelon's konnten in Wahrheit ein Gottesfriede genannt werden.

Fenelon predigte regelmäßig zur Fastenzeit in einigen Kirchen seiner Stadt und an gewissen Festtagen in seiner Kathedralkirche. Die Reden eines Jahrganges wiederholten sich nie in den folgenden Jahren. Er gab den nämlichen Gegenständen eine neue Form, ohne es je von Nöthen zu haben, von sich selbst abzuschreiben. Nicht eine Pfarrei der Städte und der Dörfer blieb unbesucht und ohne Belehrung für die Gläubigen.

Welch' ein schöneres Schauspiel gab es je, und was in der Welt kann eine herrlichere Idee von Religion bieten, als den Lehrer königlicher Prinzen, den Verfasser Telemach's zu sehen, dessen Geist, Anmuth, sanfte und eindringende Beredsamkeit den Hof Ludwigs XIV. ergötzten, Jenen zu sehen, der selbst

Bossuet in Staunen und wegen des Reichthumes und des Scharfsinnes seines Genie's in Verlegenheit gesetzt, jenen Erzbischof zu sehen, dessen Namen von ganz Europa mit Ehrfurcht ausgesprochen ward, mit einem Worte, Fenelon zu sehen, wie er den Predigtstuhl einer Dorfkirche besteigt, um Flamändischen Landleuten in einer Sprache zu predigen, die sich ganz der Einfachheit ihrer Sitten und der Schwäche ihres Auffassungsvermögens anpaßt, und dann herabsteigt, um ihren Kindern den Katechismus zu erklären!

In seinen Dialogen über Kanzelberedsamkeit hat er die Idee auseinandergesetzt, die er sich vom evangelischen Lehramte gefaßt hatte. Er meinte, „die Prediger sollen keine Reden verfassen, „die dann auswendig gelernt werden müßten." Was man immer für eine Meinung über diesen Gegenstand annehmen mag, so ist wenigstens Das gewiß, daß er nur jene Gesinnungen ausdrückte, die ihren Grund in tiefer Ueberzeugung hatten, und nach welchem er selbst sein ganzes Leben umzugestalten sich bestrebt hatte.

In der That zeichnete er nur Predigt-Entwürfe auf, deren vorzüglichste Punkte er zu Papier brachte, aber mit einer solchen Schnelligkeit angemerkt, daß die meisten Worte nur abgekürzt sich finden. Die wenigen Reden, die man von ihm hat, sind nur schnell geschriebene Vorträge, die er in seiner Jugend bei besonderen Gelegenheiten verfaßt hatte.

Die einzige Rede, die Fenelon schriftlich verfassen zu müssen glaubte, ist der Vortrag, den er am 1. Mai 1697 zur Feier des Churfürsten von Köln,

Joseph Clemens von Bayern hielt. Es war dies ein Vortrag für eine große Ceremonie, und nicht ein Gegenstand zur Belehrung einfacher Gläubigen. Aber man darf wohl dem Gedanken Raum geben, daß Fenelon gleich einem Bossuet und Bourdaloue von der Kanzel hätte sprechen können, hätte er dem Ruhme der Beredsamkeit nicht das Verdienst, die seiner oberhirtlichen Pflege anvertrauten Gläubigen zu belehren, vorgezogen.

Fenelon hat in allen seinen uns hinterlassenen Schriften an den Tag gelegt, daß er hinreichend glänzende Einbildungskraft, kenntnißreichen Geist, eine empfindsame Seele, Reichthum und Leichtigkeit im Ausdruck besaß, um Redner sein zu können. Man sieht aus seinen Dialogen über Kanzelberedsamkeit, wie sehr er die Sprache der heiligen Schrift in seiner Macht hatte, jenes Buches, das Quelle und Begeisterung zu aller Beredsamkeit ist.

„Die heilige Schrift," — sagt Fenelon, — „übertrifft an Einfalt, Leben, Größe alle Schrift„steller Rom's und Griechenland's. Nie hat sich ein „Homer nur von fern der Erhabenheit genähert, die „in Mosis Gesängen hervortritt. Nie vermochte sich „eine Ode, — griechischer oder lateinischer Sprache,— „bis zur Höhe der Psalmen zu erheben. Weder Ho„mer noch irgend ein anderer Dichter gleicht einem „Jesaias, wenn er die Majestät Gottes beschreibt, „in dessen Augen Königreiche nur Stäubchen, das „Weltall aber nur ein Zelt ist, das man heute auf„richtet, und morgen wieder abbricht. Wo findet „man im profanen Alterthum etwas mit dem zarten „Jeremias Vergleichbares, wenn er die Drangsale

„seines Volkes beweint? Was kann sich mit Nahum „messen, wenn er in seinem Geiste das stolze Ninive „unter dem Gedränge feindlicher Heere fallen sieht? „Man glaubt das Heer zu sehen, man glaubt das „Getöse der Waffen und Kriegswagen zu hören; „Alles ist so lebhaft geschildert, daß die Phantasie „davon ergriffen ist; er läßt Homer weit hinter sich „zurück."

Der Cardinal Maury äußert sich über diese „Dialoge auf folgende Weise: „man müsse sie als „das beste Lehrbuch für Prediger ansehen," und „alle „Regeln der Kunst sind darin auf gesunden Verstand „und Natur gegründet."

Eine andere Art Schriften, die der Religion vielleicht festere, dauerhaftere und kostbarere Eroberungen verschaffte als die Triumphe der Beredsamkeit, sind die geistlichen Briefe. Man bezeichnete mit diesem Namen einfache Briefe, die Fenelon in traulicher Freundschaft schrieb, für die er sich nicht einmal die Mühe gab, sie nochmals zu überlesen, denn es findet sich darin gar keine Verbesserung oder irgend eine Veränderung im Ausdrucke; — es sind einfache Antworten, die an Personen gerichtet sind, die ihn um Rath oder was immer für Gegenstände befragten; — es sind flüchtige Bemerkungen, in denen er den Gefühlen eines von Tugend begeisterten Herzens freien Lauf ließ. — Alles dies zusammengenommen ward nach seinem Tode eine kostbare Sammlung, aus welcher religiöse Gemüther Geschmack und Grundsätze einer erhabenen und reinen Frömmigkeit schöpfen können.

Doch würde man sich irren, wollte man aus dem

Titel dieser Sammlung von Briefen schließen, sie gehörten nur für Personen, die an die Uebungen der Frömmigkeit und an alle Werke christlicher Vollkommenheit gewöhnt sind; es giebt vielmehr keinen Stand in der menschlichen Gesellschaft, oder Umstände im Leben, für die man in diesen geistlichen Briefen Fenelon's nicht einfache, vernünftige und recht anwendbare Grundsätze und Verhaltungsregeln fände. Man muß sich wundern, wie diese Briefe, die so zu sagen nur für augenblickliches Bedürfniß geschrieben worden sind, eine Anwendung aller Religionswahrheiten auf das Leben darbieten. Aber gerade deßhalb, weil Fenelon nicht eine Abhandlung von Religionswahrheiten verfassen wollte, nimmt man sie um so lieber zur Hand.

Fenelon bewies in der Verwaltung seiner Diöcese denselben Eifer und dasselbe Interesse, als in der christlichen Unterweisung seiner Diöcesanen. Dieselbe Hand, die dem Herzog von Burgund die erhabensten Belehrungen über die Regierung eines großen Reiches vorzeichnete, ertheilte Pfarrern und einfachen Priestern schriftliche Unterweisungen zur Leitung einer Pfarrei.

Die Diöcese von Cambrai, die erst neulich durch die Waffen Ludwig's XIV. zu Frankreich gekommen war, erstreckte sich bis über einen nicht geringen Theil Flanderns, der noch dem Spanischen Scepter unterworfen war. Dieses Volk hing ungemein seinen Gebräuchen und deren Ausübung an, die nicht selten bis zum Aberglauben ausarteten. Hieraus kann man leicht schließen, welcher Sanftmuth, welcher Klugheit, welches persönlichen Geistes es bedurfte, um Mißbräuche abzuschaffen, Vertrauen zu

gewinnen, und dabei den Vorurtheilen und Gewohnheiten schonend zu begegnen!

Fenelon, gestützt auf das Ansehen des heiligen Augustin, gab den Hirten seiner Diöcese die Weisung, Alles hinwegzuräumen, was durch keine rechtmäßige Autorität eingesetzt worden und was weder Gegenstand noch Mittel zur Erbauung wäre; doch munterte er sie zu gleicher Zeit auf, mit Sorgfalt Alles beizubehalten, was weder dem Glauben noch den guten Sitten widerstreitet, und im Volke mehr religiöse Gesinnungen zu unterhalten, oder in ihm das Verlangen zu erregen vermag, ein wahrhaft christliches Leben zu führen.

Diese weisen Grundsätze waren für Fenelon nicht etwa bloß eitle Theorie, man findet vielmehr in seinen Handschriften und seinem Briefwechsel den Beweis, daß er sie stets auch in's Leben treten ließ.

Er prüfte, er ordnete, er entschied selbst, doch machte er von dem Ansehen und der Gerichtsbarkeit, die ihm vermöge seines bischöflichen Amtes zukam, erst Gebrauch, nachdem er die Meinung und die Ansichten seines Rathes eingeholt hatte. Dieser Rath, der aus seinen General-Vicaren und den Mitgliedern seines Capitels bestand, versammelte sich regelmäßig zweimal in der Woche in seinem Palaste.

Die Sanftmuth Fenelon's artete aber nie in Schwäche aus, er wußte vielmehr eben so große Festigkeit als Nächstenliebe zu zeigen, sobald Pflichterfüllung gebot, die Bevölkerung vor Ansteckung des Lasters und vor Aergerniß zu bewahren. Fenelon beschränkte seinen Eifer nicht bloß in nachdrücklicher Erhaltung der Disciplin in seiner Diöcese, er ent-

wickelte denselben Eifer in der Vertheidigung der Rechte seiner Geistlichkeit gegen ungerechte und mißbräuchliche Anforderungen, und bei dergleichen Gelegenheiten wußte er mit den Ministern Ludwig's XIV. die Sprache jenes edlen und anständigen Freimuthes zu sprechen, die seinem Namen, seinem Range und der Gerechtigkeit seiner Gegenvorstellungen vollkommen entsprach.

Erwies er sich aber als eifrigen Beschützer seines Klerus, so meinte er auch zu gleicher Zeit, daß diese Körperschaft bei jeder Gelegenheit das Beispiel der größten Opfer zum Besten des Staates und zur Erleichterung des Volkes geben müsse. Die Drangsale des Krieges zwangen die Regierung im Jahre 1708, außerordentliche Beiträge vom Klerus der Diöcese Cambrai, so wie von den andern Körperschaften des Staates in Anspruch zu nehmen. Flandern war schon seit sieben Jahren der Schauplatz aller Drangsale, die sowohl siegreiche als besiegte Heere in ihrem Gefolge nach sich ziehen; die Dorfschaften lagen entvölkert wie die Felder unbebaut. Der Zustand des Klerus von Cambrai war um vieles beweinenswerther als der der Geistlichkeit in allen andern Provinzen; Fenelon aber dachte, daß in der Gefahr, in der Frankreich schwebte, es vor allen andern die erste Pflicht für die Geistlichen sei, das größte Opfer zu bringen, um das Volk vor neuen Auflagen zu schützen. Sein Herz gab ihm ein Mittel ein, um diese Opfer für die nützlichste und ärmste Classe seines Klerus minder lästig zu machen. Dies Mittel war wohl kein anderes, als daß er selbst die Auflage entrichtete, die für die Seelsorger seiner Diöcese bestimmt war.

Auch verstand es Fenelon, in allen Umständen ohne Zwang und seinem natürlichen Charakter gemäß die Großen der Erde zu gewinnen, ihnen Interesse für Religion einzuflößen, und diese gegen die Ausartungen der Sieger und der Machthaber zu vertheidigen. Die feindlichen Heere hatten sich unter Anführung des Prinzen Eugen im Monat September 1709 der Stadt Tournay bemächtigt. Fenelon bat in einem Schreiben an ihn um Schutz für die Kirchen, die sich sowohl in der Stadt als in der Umgebung von Tournay befanden und seinem Sprengel angehörten. Das gerechte Gefühl von Würde, das in diesem Briefe herrscht, verleiht seiner Sprache ein edles und erhabenes Gepräge. Aber bald nahm der beunruhigende Zustand, in dem sich die Religion dieser Diöcese befand, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und sein Eifer und seine Weisheit mußten sich einer neuen Prüfung unterziehen.

Der Charakter und die Grundsätze Fenelon's ließen ihn immer die Wege der Versöhnung vorziehen, wenn sie ihn zu dem seinen Absichten entsprechenden Resultate führten, dessen glücklichen Ausgang zu sichern er für seine Pflicht hielt; doch da sein Charakter zugleich fest war, und seine Grundsätze auf Redlichkeit und Gerechtigkeit sich stützten, so vermochten ihn auch persönliche Rücksichten nicht zu beugen, wenn die Regeln der Billigkeit oder die Rechte seines Amtes verkannt oder irgend einer Gefahr ausgesetzt schienen. —

Wenn man sich erinnert, daß Fenelon's Werk vom heiligen Stuhle verworfen worden, so staunen wir ohne Zweifel, diesen Prälaten bald darauf ein

solches Vertrauen und ein solches Ansehen in Rom genießen zu sehen, daß er gleichsam eine Macht auf die allgemeine Stimmung ausübte. Dies verdankte er natürlich nur seiner Tugend und seinem Ruhme.

Die Vorsteher der auswärtigen Missionen zu Paris regen von Neuem den alten Streit zwischen den Dominicanern und den Jesuiten in China an, und verklagten Letztere in Rom, als hätten sie sich durch die Nachsicht bei gewissen Ehrenbezeigungen, welche die Chinesen ihren Vorfahren und dem Andenken des Confucius erwiesen, der Abgötterei schuldig gemacht.

Tiberge und Brisacier, so hießen jene Vorsteher, kannten die ausgezeichnete Achtung, die der Papst und der größte Theil der Cardinäle dem Erzbischofe von Cambrai zollten, und schienen daher besorgt, Letzterer möchte vom heiligen Stuhle in diesem Streite zu Rathe gezogen werden und dessen Urtheil nicht zu ihren Gunsten ausfallen; sie sendeten daher an ihn alle ihre Denk- und Bittschriften, und suchten seinen Schutz und seine Stimme zu gewinnen.

Der P. La Chaise hatte über dieselbe Streitigkeit in Betreff der chinesischen Ceremonien sowohl Fenelon als andere Bischöfe Frankreichs berathen. Fenelon entwickelte in seiner Antwort an La Chaise und die andern Directoren der auswärtigen Missionen mit großem Scharfsinne die zarten und wichtigen Beziehungen, welche die Untersuchung dieser Frage über die chinesischen Ceremonien bieten konnte. Es wäre zu wünschen gewesen, daß beide Parteien gleich vom Anfange an in dieser Er-

örterung, statt der Hitze und selbst Bitterkeit, vielmehr dieselbe Sorglichkeit und dieselbe Ruhe wie Fenelon mitgebracht und Alles erwogen hätten, was zur Erklärung, zur Umwandlung oder zur gänzlichen Abschaffung dieser Ceremonien hätte dienen können. Man würde bei einem mißtrauischen und finstern Volke das Schauspiel einer ärgerlichen Entzweiung über die wesentlichsten Punkte einer Religion, zu der man sie doch zu bekehren vorgab, vermieden haben. Es bedurfte nur eines gesunden Menschenverstandes, um vorauszusehen, daß das unvermeidliche Resultat dieses Streites der gänzliche Verfall der christlichen Religion in China sein würde. Fenelon seufzte, den Sturz dieses großen und schönen Werkes so nahe zu sehen, denn wie viele Sorgfalt und Mühe kostete seine Erbauung, durch wie vieler Martyrer Blut und das so vieler apostolischer Männer ward es befestigt, die sechstausend Meilen weit ihr Vaterland hinter sich ließen, um durch Tod, Drangsale und Entbehrungen das Christenthum zu verbreiten. Er endet den Brief an La Chaise mit folgender Stelle: „Würdet Ihr „mich endlich, ehrwürdiger Vater! um das eigentliche „Wesen dieser Angelegenheit befragen, so würde ich „Euch erwiedern, daß man den Bescheid des Papstes „abwarten müsse, was hierüber zu halten sei. Er „selbst wird erklären, welches die wahre Absicht der „Chinesen sei, um dann diesen Cult entweder als „einen religiösen oder bloß bürgerlichen bestimmen zu „können; dies ist es aber, was ich nicht weiß.

„Hätten doch die Jesuiten und ihre Gegner „nie ihre Schriften veröffentlicht und der Religion „ein so häßliches Schauspiel erspart! Hätten sie doch

„im Einverständnisse und im Geheimen dem Papste ihre „Gründe mitgetheilt und dann im Frieden und Still„schweigen seinen Beschluß abgewartet! —“

Fenelon bot sich in der Folge eine glücklichere und dem Wunsche seines Herzens angemessnere Gelegenheit dar, von dem ihm zu Rom geschenkten Vertrauen Gebrauch zu machen, es war dies zu Gefallen des ältesten, treuesten und ehrwürdigsten seiner Freunde, des Herzogs von Beauvilliers. Der Bruder dieses, der Abbé von Beauvilliers, ward am 1. April 1713 zum Bischofe von Beauvais ernannt, nachdem dieser bischöfliche Sitz durch den Tod des Cardinals Janson erledigt worden war. Der Papst versagte ihm schon seit drei Monaten die Ertheilung der Bullen; als Grund hiervon sollte eine von diesem Abbé während seines Studienlaufes vertheidigte Thesis gelten. Fenelon, von dieser unerwarteten Schwierigkeit in Kenntniß gesetzt, schrieb an einen Geistlichen in Rom, der sich eines großen Vertrauens beim Papste erfreute, einen sehr dringenden Brief, voll gerechter und weiser Bemerkungen, die er in einem Briefe an den Papst selbst nicht wohl mit solcher Kraft hätte anwenden können. Man weiß, daß die einer hohen Würde schuldige Rücksicht und die durch Gebrauch und Ehrfurcht geheiligten Formeln bisweilen die Gründe schwächen und die Ausdrücke lindern.

Dieser Brief machte auf Clemens' XI. Seele den tiefsten Eindruck; ja er nahm das Schreiben sogar zu sich, um die gemachten weisen Bemerkungen noch reiflicher zu erwägen; und nun stand er ferner nicht mehr an, dem Abbé von Beauvilliers die Bullen für das Bisthum von Beauvais zu ertheilen.

Bediente sich aber Fenelon des ihm geschenkten Vertrauens zu Gunsten der Freundschaft, wenn sich der Neigung seines Herzens die Gerechtigkeit nicht widersetzte: so hielt er doch die Wahrheit als die heiligste Pflicht der Freundschaft: er scheute sich daher nicht, stets nützliche, ja bisweilen ernste Rathschläge seinen Freunden zu ertheilen, um ihnen eine in der Folge etwa eintretende Reue oder Vorwürfe zu ersparen.

So ward Fenelon in Kenntniß gesetzt, daß Colbert, der Erzbischof von Rouen und Bruder der Frauen von Beauvilliers und von Chevreuse, sein Schloß Gaillon, ein altes und ehrwürdiges Denkmal der blühenden Vermögensumstände des Cardinals Amboise, nach einem sehr zierlichen und neumodischen Plane umzubauen Willens sei.

Der Erzbischof von Rouen dachte ohne Zweifel gar nicht daran, Fenelon über seine Baupläne zu berathen; allein dieser erfuhr sein Vorhaben und wartete auch nicht ab, bis der Erzbischof mit ihm hierüber gesprochen, um ihm die Folgen und die Gefahren hiervon, ja selbst den Mangel des Anstandes vor Augen zu stellen. Mit eben so viel Kraft, als Zartheit und Wahrheit malt er ihm die beweinenswerthen Folgen der Leichtigkeit, mit der man sich nur zu oft dieser verderbenbringenden Phantasie überläßt, deren Ausdehnung und Gränzen man nie kennt. Dann fügt er noch mit Freimüthigkeit hinzu:

„Haben Sie keine dringendere Anwendung von „Ihrem Gelde zu machen? Vergessen Sie nicht, daß „die kirchlichen Einkünfte ein Antheil der Armen „seien; daß Sie diese Armen als Ihre Kinder zu be„trachten haben, die Sie von allen Seiten vor Hunger

sterben sehen. — Können Sie wohl hoffen, daß „Gott Ihre Arbeit segnet, wenn Sie mit einem „prachtvollen Bau beginnen, der den von Fürsten „und Staatsministern übertrifft, die bereits in die- „sem Hause gewohnt haben, wo Sie sich befinden? „Hoffen Sie Glück und Frieden des Herzens in die- „sen aufgehäuften Steinmassen zu finden? Was soll „die Armuth des Herrn, wenn seine Vorbilder nur „Pracht suchen? Dies würde das Hirtenamt nur „herabsetzen, nicht aber erheben, es würde den Hirten „das Ansehen benehmen. Das Evangelium in ihrem „Munde und weltliche Herrlichkeit in ihren Werken! „Christus der Herr hatte nicht, wohin Er sein Haupt „legen konnte, und uns — seinen Schülern und „Dienern — sind die größten Paläste nicht schön „genug! —"

Fenelon's Tugend und Weisheit stand in solchem Ansehen, daß seine Freunde nie irgend Etwas unternahmen in Bezug auf ihre theuersten Interessen, ohne seine Meinung und Gutheißung eingeholt zu haben.

Mehrere Jahre waren bereits seit Verurtheilung von Fenelon's Werke verflossen, und man hätte glauben sollen, seine Unterwürfigkeit und sein tiefes Stillschweigen, das er sich auferlegte, hätte seine Gegner beruhigen und jeden Schatten von Mißtrauen beseitigen sollen. Doch war es ihm nur vergönnt, mit Zittern der Tröstungen seiner Freunde zu genießen, stets hegte sein Herz die Besorgniß, man möchte die Treue seiner Freunde gegen ihn als ein Verbrechen anrechnen, und zog sich mit Unruhe und Zartsinn von einer großen Zahl Menschen zurück, die mehr ereifert schienen, seine Verweisung in Cambrai zu

theilen, als wegen der Gefahr besorgt, — dem Hofe zu mißfallen. Die Strenge, mit der man alle seine Freunde und seine Verwandte behandelt hatte, konnte wohl seine Besorgnisse rechtfertigen, und giebt zugleich einen Begriff von der Ausartung, in welche leidenschaftliche Menschen verfallen können.

Man erkennt es aus Fenelon's Briefwechsel, was für ihn Freundschaft war; und zwar aus Briefen, die nie an Tag kommen sollten, aus jenen Briefen, die im vollsten Ergusse eines Herzens geschrieben worden sind, das sich offenbart wie es ist, und das Alles an Tag legt, was nur immer die edelste, sanfteste und empfindsamste Seele Liebenswürdiges und Anziehendes bieten kann; hieraus sieht man besonders, wie sehr er es verdiente, Freunde zu haben; es ist der hohe Begriff, den er sich von der Freundschaft machte, wie sie zwischen tugendhaften Herzen herrschen sollte.

„Die guten Freunde," so schrieb er an den Marquis Fenelon, seinen Neffen, „sind eine gefährliche „Zuflucht im Leben; verliert man sie, so verliert man „zu viel. Ich fürchte die Lieblichkeit der Freundschaft. „O wie selig werden wir sein, wenn wir uns einst „Alle im himmlischen Vaterlande bei Gott befinden, „der uns nur mit Seiner Liebe liebt, uns nur mit „Seiner Freude erfreut, und wir uns nie mehr von „einander trennen können! Die Erwartung eines so „großen Gutes ist auch in diesem irdischen Leben „unser größtes Gut; ja selbst inmitten unserer Drang„sale sind wir in der Erwartung solcher Glückselig„keit glücklich! Wer sollte sich selbst in diesem Thale „der Thränen im Hinblicke jener himmlischen und

„ewigen Seligkeit nicht freuen? — Die Menschen, „die aus Liebe zu Gott lieben, lieben auch beständi„ger, als die Andern."

In einem andern Schreiben an seinen Neffen finden wir diesen Gedanken voll Zartheit und Empfindsamkeit: „Soll ich Dir etwa danken, für alle die „Mühe, die Du, mein Kind, für mich gehabt hast? „Ich glaube nicht; Freundschaft dankt nicht und läßt „sich auch nicht Dank sagen.

„Es giebt nichts Trockneres, Härteres, Kälteres „und was mehr in sich abgeschlossen wäre, als ein „Herz, das in Allem nur sich selbst liebt.

„Es giebt aber auch Nichts, was zarter, mehr „offen und Leben spendend, mehr lieblich, liebens„würdig und Liebe gebend wäre, als ein Herz, das „eine von Religion geläuterte Freundschaft besitzt und „beseelt."

Wollte man alle Gedanken oder vielmehr alle Gefühle, die Fenelon in seinen Briefen ausgegossen hat, sammeln, man würde vielleicht Alles besitzen, was sich nur Zartes über Freundschaft sagen, denken und fühlen läßt.

Durch diese Art Zauber, den Fenelon mit einem freundschaftlichen Verhältnisse verband, wußte er auch Freunde zu erwerben und sich eigen zu machen, die ihm in allen Lebens- und Glücksumständen getreu verblieben. Es war auch unmöglich, ihn zu kennen, ohne zu lieben, ja mit einer Art Begeisterung zu lieben, und man konnte sich von ihm nicht mehr lostrennen, hatte man einmal ihn zu lieben angefangen.

So fand Fenelon inmitten seiner Ungnade zwei unerschöpfliche Quellen des Glückes: in der getreuen

Erfüllung aller Pflichten seines oberhirtlichen Amtes und in den süßen Gefühlen der Freundschaft.

Wie seine Freunde, liebte er nicht minder zärtlich seine Familie, allein dies hielt ihn nicht ab, Jenen seiner Verwandten, die ihm besonders am Herzen lagen, auch das Tadelnswerthe in ihrem Benehmen vorzuhalten.

Was besonders in dem Briefwechsel Fenelon's mit seinen Freunden und Verwandten auffällt, besteht darin, daß alle seine Briefe das Gepräge des religiösen und frommen Sinnes an sich tragen, wie dieser in der That in seinem Leben hervortrat. Selbst die unbedeutendsten Angelegenheiten, Krankheiten und Umstände führten ihn stets zu jenem beständigen Gegenstande seines Denkens und Sinnens — zur Religion.

Vorzüglich aber äußert er sich in seinen Briefen an den Marquis Fenelon mit der rührendsten Offenherzigkeit. Der Marquis Fenelon ward von seiner Kindheit an zu Cambrai unter den Augen seines Großonkels, dessen Ziehsohn er geworden war, auferzogen; nie hatte wohl noch ein Vater eine zärtlichere Freundschaft gegen seinen eigenen Sohn; wie seine Liebe, setzte er auch alle seine Hoffnungen auf ihn. Er hatte ihn von der zartesten Kindheit an mit Gefühlen und Grundsätzen der reinsten Frömmigkeit genährt, und diese verleugneten sich auch nicht einen Augenblick im Laufe seines Lebens, das er ehrenvollen Aemtern weihte und mit einem ruhmvollen Tode beschloß. Der Marquis Fenelon hatte für seinen Onkel eine Ehrfurcht bewahrt, die einer Art Verehrung ähnlich war. Ihm haben wir vorzüglich

die Werke des Erzbischofes von Cambrai in den herrlichen Folio- und Quartausgaben, sowie die Veröffentlichung aller Schriften Fenelon's zu danken, zu deren Kenntniß zu gelangen ihm nur immer die Umstände erlaubt hatten. Sein ganzes Leben beschäftigte er sich damit, mit gewisser religiöser Sorgfalt alle Denkmale zu sammeln, die den Ruhm eines eben so theuren als berühmten Verwandten zu verewigen vermochten.

Einige Jahre früher bot sich ein Zögling ganz anderer Art Fenelon's Eifer und zeigte sich würdig eines solchen Lehrers.

Andreas Michael von Ramsai, ein schottischer Edelmann, entsprossen aus einer alten Familie dieses Königreiches, ward schon lange, wie es bei vielen seiner Landsleute schon der Fall war, von Unruhe gequält, weil man alle Religionen und alle philosophischen Systeme vor den Richterstuhl der Vernunft zog. Da er zu seinen Untersuchungen Wahrheitsliebe mitbrachte, so erkannte er bald die falschen Folgerungen, auf denen die Wahrheit der Religion beruhen sollte, die er mit der Muttermilch eingesogen. Die oft im Widerspruch stehenden Lehren der vielen Secten seines Vaterlandes genügten weder seinem Geiste noch seinem Herzen. Er durchzog ganz England und Deutschland; befragte die berühmtesten Philosophen und Lehrer aller Schulen und verschiedener Glaubensgenossen; Alle versicherten ihn der Wahrheit, selbst wenn sie sich in entgegengesetzter Meinung in demselben Punkte vor ihm aussprachen. Diese Widersprüche führten ihn aber zu gänzlicher Gleichgültigkeit gegen alle Religionsbekenntnisse, und

von dieser Gleichgültigkeit verfiel er in eine allgemeine Zweifelsucht sowohl in positiven als speculativen Gegenständen.

Auf seinen Reisen kam er endlich nach Holland, in die Nachbarschaft von Cambrai. Es regte sich in ihm das Verlangen, Fenelon zu sehen, kennen zu lernen, ja ihn über die Zweifel zu befragen, von denen sein Geist gequält ward. Der Name Fenelon's war in England, Deutschland und Holland eben so berühmt, als in Frankreich, und alle Herzen brachten schon eine Empfänglichkeit mit sich, seinem Worte Glauben beizumessen. Ramsai kam also im Jahre 1709 nach Cambrai; von Fenelon mit väterlicher Güte empfangen, eröffnete er ihm sein Herz und zugleich sein aufrichtiges Verlangen, bei ihm jene Wahrheit zu finden, die er schon bei so vielen Andern vergebens gesucht hatte; doch verhehlte er den Erzbischofe nicht den Widerstand, den er seinen Bemühungen, ihn zu überzeugen, leisten würde —, und die geringe Hoffnung, die ihm bliebe, daß er wirklich überzeugt würde.

Fenelon ertheilte seiner Aufrichtigkeit und seinem Freimuthe gerechtes Lob, versprach ihm, er wolle sich mit derselben Offenherzigkeit erklären, und verließ sich nun auf die Hülfe des Himmels, die er zu einem glücklichen Erfolge des zu unternehmenden Werkes für sicherer hielt als alle seine Kenntnisse.

Ramsai hatte es in seiner Zweifelsucht noch nicht bis zur Läugnung der Gottheit gebracht, daher fiel es Fenelon mit Zugrundlegung dieser ersten Wahrheit nicht schwer, ihn von der Wahrheit der christlichen — und im Gegensatze der verschiedenen christlichen

Bekenntnisse — von der Wahrheit der christlichen Religion, wie sie die katholische Kirche umfaßt, zu überzeugen.

Nach sechs Monaten Unterredung mit Fenelon wurde Ramsai ein eben so aufgeklärter als demüthiger Katholik. Bis zum Ende seines Lebens hegte er gegen den Erzbischof von Cambrai eine zärtliche Verehrung, und unterhielt mit dessen Freunden, Verwandten, und besonders dem Marquis von Fenelon das innigste Verhältniß.

Ramsai war nicht der einzige ausgezeichnete Fremde, den der Ruf Fenelon's nach Frankreich zog und den die bloße Begierde, ihn kennen zu lernen und die Ehre seine Freundschaft zu erwerben nach Cambrai führte. Wir müssen unter dieselben besonders den berühmten Cardinal Quirini zählen, ausgezeichnet sowohl durch seine vielumfassende Gelehrsamkeit als durch die noch kostbareren Eigenschaften seiner Seele und seines Charakters. Er verließ Italien, und besuchte Deutschland, die Schweiz, Holland, England und Frankreich. Ueberall, wo es einen berühmten Mann gab, oder wo er eine kostbare Handschrift berathen konnte, hielt er sich auf; er fand sich bei seinen vielen Mühen und Anstrengungen durch das Glück entschädigt, einen Freund mehr erworben und eine der Religion und den Wissenschaften ersprießliche Entdeckung gemacht zu haben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein Mann, der so schätzbaren Eifer verrieth, Alles kennen zu lernen, was immer einer Kenntniß würdig wäre, — leidenschaftlich sich sehnte, auch Fenelon zu sehen. „Ich betrachte," sagte er selbst, „Cambrai als das

„Hauptziel meiner Reise nach Frankreich, ja ich scheue „mich nicht zu bekennen, daß sie auf diesen einzigen „Punkt hinzielte, oder vielmehr auf den berühmten „Fenelon, daß ich jetzt so lebhaft in ein Reich gezogen „werde, das ich bereits früher durchreis't hatte. Mit „welcher Lebhaftigkeit, mit welcher Zärtlichkeit erin„nere ich mich noch an die liebliche und innige Ver„traulichkeit, mit der dieser große Mann sich mir „zu nähern würdigte, ja selbst meine Gesellschaft „suchte. — Mein Ohr horchte mit Begierde auf je„des Wort, das aus Fenelon's Munde floß; noch „sind seine Briefe vor meinen Augen und bezeugen „die Reinheit seiner Gesinnungen und die Weisheit „seiner Grundsätze; ich bewahre sie unter meinen „Schriften als den kostbarsten Schatz in der Welt."

Fenelon und der Cardinal Quirini glichen sich auffallend in der Anmuth des Geistes, in der Feinheit des Benehmens und jener unveränderlichen Sanftmuth, wodurch sie sich selbst die Gegner ihrer Kirche zu Freunden machten. So schnell sie durch das Band der Freundschaft mit einander verknüpft waren, so unauflöslich bestand dasselbe immerfort.

Von andern Verehrern Fenelon's wollen wir den berühmten Marschall von Munich anführen, der durch's Kriegsgeschick im neunundzwanzigsten Jahre seines Lebens Gelegenheit fand, den Erzbischof von Cambrai kennen zu lernen. Nachdem dieser Officier alle Wechsel des Schicksales erfahren hatte, sprach er noch in den letzten Tagen seines Lebens mit ungemeiner Vorliebe von jenen glücklichen Stunden, die er in seiner Jugend bei Fenelon verlebt, und schien gleichsam von seiner mühsamen Laufbahn auszuruh'n, wenn er von

den Zügen und den Tugenden sprach, von denen er in Cambrai Zeuge gewesen war.

Aber auch ein Mann höheren Ranges als der Marschall von Munich verlangte Fenelon zu sehen, kennen zu lernen und zu hören. Es war Jacob III., Sohn Jacob's II., schon als Kind von fünf Jahren aus dem Hause seiner Väter, das er nie mehr betreten sollte, vertrieben, und von der Wiege an von einem Throne gestoßen, den er nie wieder besteigen sollte, bot er der Welt ein lehrreiches Beispiel des Unbestandes menschlicher Dinge. Er diente in der Folge in der französischen Armee unter dem bescheidenen Titel eines Ritters von St. Georg. Während des spanischen Erbfolgekrieges kam er nach Cambrai, wo ihn Fenelon mit jener Auszeichnung aufnahm, wie es einem Fürsten, und dazu einem unglücklichen Fürsten gebührte. Sie hatten öftere Unterredungen mit einander, von denen uns ein Augen- und Ohrenzeuge Manches aufgezeichnet. Der Hauptgegenstand ihres Gespräches drehte sich um Politik und man kann hieraus wahrnehmen, mit welch' überlegenem Talente und Geiste Fenelon von den wahren Grundsätzen des Regierens spricht; wir wollen nur folgende Gedanken herausheben:

„Trauriger Zustand der menschlichen Natur! „Die Herrscher sind eifersüchtig auf ihr Ansehen, sie „wollen es immer mehr ausdehnen; die leidenschaft„lichen Völker aber eifern für ihre Freiheit, sie wol„len sie immer mehr erweitern. Indeß ist es doch „besser, aus Liebe zur Ordnung die unvermeidlichen „Uebelstände jedes Staates, selbst des geregeltsten, zu „ertragen, als das Joch jedes Ansehens abzuschütteln,

„und sich dem regel- und gesetzlosen Treiben der „Menge hinzugeben. Jede Art Regierung hat noth- „wendig Unvollkommenheiten an sich, da man die „höchste Gewalt auch nur Menschen anvertrauen „kann; und alle Regierungsformen sind gut, wenn „Diejenigen, die den Staat leiten, aufrichtig das „Beste wollen. In der Theorie scheinen gewisse For- „men besser als andere; allein im Leben setzten die „Schwäche oder die Verderbtheit der Menschen, die „denselben Leidenschaften unterliegen, alle Staaten „beinahe den gleichen Unzukömmlichkeiten aus. Zwei „oder drei Menschen bestimmen fast immer den Mon- „archen oder den Senat.“ —

Man wird sich über das Interesse und Wohl- wollen, das Fenelon von den Fremden aller Länder und Staaten für sich gewann, minder verwundern, wenn man das Benehmen und Verhalten kennt, das er sich in dieser Beziehung zur Richtschnur gezogen. Fenelon liebte innigst sein Vaterland, allein dasselbe durch Herabsetzung des Verdienstes anderer Völker zu erheben, duldete er eben so wenig. „Ich liebe „meine Familie mehr als mich selbst,“ sagte er; „ich „liebe aber mein Vaterland mehr als meine Familie, „aber das Menschengeschlecht liebe ich noch mehr als „mein Vaterland.“

Sein Streben ging stets dahin, sich mit den Fremden über die Sitten, Gesetze, Regierungsweise, großen Männer ihres Landes zu unterhalten, und schien auf diese Weise ihnen das Verdienst zu lassen, daß sie ihn über Gegenstände belehrten, die er wohl eben so gut oder oft noch viel besser als sie selbst wußte. Daher ist zu erklären, wie Fenelon in fremden

Ländern nur Freunde und Verehrer zählte und wie er nur in seinem Vaterlande Mißgunst und Widerspruch erfuhr. Der Zwist in Betreff des Quietismus hatte ihm mächtige und angesehene Gegner zugezogen, aber der Streit in Angelegenheit des Jansenismus erweckte ihm leidenschaftliche und furchtbare Widersacher.

Zweites Kapitel.

Fenelon's Benehmen in dem jansenistischen Streite.

Indem wir Fenelon's Leben schreiben, so können wir wohl seine Meinungen und seine Schriften in Betreff eines Streites, der damals alle Geister bewegte, nicht mit Stillschweigen übergehen; er nahm lebhaften Antheil an demselben, doch wollen wir nur das auf Fenelon Bezügliche aus demselben anführen.

Die Lehre des Jansenius*) war bereits von mehreren Päpsten, namentlich durch eine Bulle Alexander's VII. (1665) verdammt worden. Letzterer schickte hierauf ein Formular nach Frankreich, welches die gesammte Geistlichkeit ohne Rückhalt

*) Jansenius, Bischof von Ypern, hatte zweiundzwanzig Jahre auf Abfassung eines außerordentlich großen Werkes „über die Gnade" verwendet. Aus diesem Buche zog man fünf Sätze, die von der Kirche verdammt worden sind. Diese Sätze mit Ausnahme des ersten fanden sich zwar nicht Wort für Wort im Texte, drückten jedoch den Sinn der in diesem Buche enthaltenen Lehre aus.

unterschreiben sollte. Alle Bischöfe Frankreich's mit Ausnahme derer von Alais, Pamiers, Beauvais und Angers unterzeichneten ohne Bedenken.

Ludwig XIV., aufgebracht über solch' auffallenden Widerstand, wollte diesen vier Bischöfen den Proceß machen. Allein unter Clemens IX., dem Nachfolger Alexander's VII., wurde diese Angelegenheit unterdrückt, indem die widersprechenden Bischöfe das eingesandte Formular unterschrieben und ein so genanntes frommes Stillschweigen beobachteten. Durch dreißig Jahre hindurch schien nun der in der Kirche gestörte Frieden wieder hergestellt, allein nach diesem Zeitraume brachen um so heftigere Unruhen aus. Fenelon sah sich nun damals schon aus Amtspflicht verbunden, seine Stimme zur Belehrung des Volkes und zur Erbauung der Kirche zu erheben. Er veröffentlichte daher viele Schriften, die ihn besonders in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten.

Die Jansenisten, wie Aguesseau bemerkt, hatten zuerst die Unbesonnenheit, ein Stillschweigen zu brechen, das ihnen so heilsam gewesen war. Ein gewisser Martin von Barcos ließ eine Darstellung des katholischen Glaubens erscheinen, in welcher er die in den bekannten fünf Sätzen verdammten Irrthümer erneuerte. Der Erzbischof von Paris verurtheilte nun dieses Werk, was Veranlassung zu vielen andern Schriften gab, und einen heftigen Kampf entzündete. Eine von diesen Schriften, gedruckt im Jahre 1702, machte besonders großes Aufsehen, denn durch sie erneuerte sich eben der Widerstand der vier Bischöfe, der die Unzufriedenheit des

Königs erregt und die Verhandlungen unter Clemens IX. veranlaßt hatte, vermöge welchen jenes Formular unterzeichnet wurde. Auch vom Papste Clemens XI. wurde diese Schrift durch ein Breve vom 12. Febr. 1703 verdammt, welchem Beispiele die meisten Bischöfe Frankreich's folgten. Der Erzbischof von Cambrai ließ nun auch in dieser Angelegenheit seine Stimme vernehmen und man darf ihn wohl eines voreiligen Eifers nicht zeihen, da er erst am 10. Febr. 1704 in diesem Betreff einen Hirtenbrief erließ. Dieser hatte aber eine lange Reihe von Schriften dieser Art zur Folge, da er in demselben gewisse Grundsätze festsetzte, über welche verschiedene Ansichten herrschten. Uebrigens besprach dieser Hirtenbrief sehr ausgedehnte Gegenstände, denn er bot eine historische und dogmatische Darstellung des in Frage stehenden Streites von seinem Beginne bis zur Zeit, wo man nach langer Ruhe neue Stürme und zwar heftigere als je entstehen sah. Die Berühmtheit des Verfassers, das Verdienst des Werkes, die einfache, klare und neue Methode, die er in demselben anwendete, die Mäßigung, welche sein herrschender Charakter war, erregten alsogleich die allgemeine Aufmerksamkeit, und es bedarf kaum einer Erwähnung, daß sich besonders die talentirtesten Vertheidiger der bekämpften Partei angespornt fühlten, alle ihre Kräfte gegen jenen ihrer Gegner zu vereinen, der ihnen als der furchtbarste erschien.

Da oberwähntes Breve vom 12. Februar einige Clauseln enthielt, die der Veröffentlichung in Frankreich im Wege standen, so ersuchte Ludwig XIV. den Papst um eine Bulle, die eben so genaue als kräf-

tige Bestimmungen gegen die Spitzfindigkeiten der Jansenisten enthalten sollte, jedoch ohne solche Ausdrücke, die mit den Grundsätzen der französischen Richterstühle und den Freiheiten der gallicanischen Kirche unvereinbar wären.

Der Papst ging auf des Königs Ansuchen ein, und veröffentlichte am 15. Juli 1705 eine Bulle, in der er Alles bestätigte und erneuerte, was in frühern päpstlichen Erlassen gegen die fünf Sätze und das Buch des Jansenius ausgesprochen worden war.

Die damals unter dem Vorsitze des Cardinals Noailles in Paris versammelte Geistlichkeit gab nun folgende Erklärungen:

1. Daß sie dem Beschlusse des heiligen Vaters Clemens XI. mit Ehrfurcht, Unterwürfigkeit und Einigkeit beistimmen und denselben annehmen —;
2. daß sie an Se. Heiligkeit ein Dankschreiben abfassen —; und
3. daß sie auf gleiche Weise an alle Bischöfe des Reiches ein Rundschreiben erlassen wolle, um sie zur Annahme und Veröffentlichung dieses Beschlusses aufzumuntern.

In dieser Versammlung der Geistlichkeit erlaubte sich der Cardinal Noailles gegen Fenelon öffentlich eine feindselige Handlung, die schwer zu erklären und zu rechtfertigen ist.

Fenelon hatte in seinem Hirtenbriefe vom 10. Febr. 1704 sich geäußert, die Kirche sei in Beurtheilung dogmatischer Thatsachen eben so unfehlbar, wie in Bestimmungen des Glaubens. Die Meinungen schienen über diese Frage getheilt zu sein,

allein der Cardinal Noailles glaubte sogar mit Sicherheit, vom versammelten Clerus einen wenigstens indirecten Tadel gegen Fenelon's Denkweise erlangen zu können; es fehlte jedoch sehr viel zu einem günstigen Erfolge in diesem Betreff. Aguesseau sagt: „Man warf dem Cardinal Noailles vor, zu „schwach gegen die Jansenisten —, zu stark gegen den „Erzbischof von Cambrai und einige andere Bischöfe „gesprochen zu haben, welche die Lehre von der Un„fehlbarkeit der Kirche in dogmatischen Thatsachen „begünstigten. Man verwunderte sich bei Anhörung „seiner Rede, daß er allein die Schlinge nicht „merkte, die er sich selbst legte.“ Die Rede Noailles' in der Versammlung erregte allgemeine Unzufriedenheit.

Die freie und entschiedene Weise, mit der sich Fenelon über die Unfehlbarkeit der Kirche in Beurtheilung dogmatischer Thatsachen ausdrückte, zwang ihn zur Herausgabe einer Menge Schriften und Belehrungen (1705 und 1706). Seine Schriften erregten aber gegen ihn alle Bitterkeit der bekämpften Partei, denn sie erkannte im Erzbischofe einen furchtbaren Gegner.

Dieselben Schriften verwickelten ihn in eine Art persönlichen Streites mit einem seiner Amtsbrüder, dessen Frömmigkeit, Heiligkeit der Sitten und wahrhaft bischöfliche Tugenden er aufrichtig ehrte. Bei allen Bischöfen Frankreichs fand oberwähnte Bulle eine unbedingte Annahme; der einzige Bischof von St. Pons erlaubte sich, in einem Erlasse diese Bulle zu tadeln.

Fenelon gab eine Denkschrift heraus unter dem

Titel „Brief an einen Bischof," und hob mit aller Kraft alle in diesem Erlasse gehäuften Widersprüche und Ungenauigkeiten heraus, indem er jedoch Maß und Rücksichten, die er einem Greise und Amtsbruder schuldig war, im Auge behielt.

Der Bischof von St. Pons veröffentlichte im Jahre 1707 drei Briefe gegen Fenelon, in denen er sich bemühte, die Lehre des Erzbischofes von Cambrai über die Unfehlbarkeit der Kirche in Beurtheilung dogmatischer Thatsachen zu widerlegen. Fenelon, persönlich angegriffen, sah sich zur Antwort gezwungen, verdoppelte aber Schonung und Rücksichten gegen seinen Gegner. Rom zeigte sich strenger, Fenelon zu rächen, als dieser selbst Eifer und Liebe zu seiner Vertheidigung erwies, denn der Erlaß des Bischofes von St. Pons und die Briefe, die er wider den Erzbischof von Cambrai geschrieben hatte, wurden durch ein Decret vom 17. Juli 1709 zu Rom verdammt.

Aber nicht allein gegen seine Amtsbrüder beobachtete Fenelon alle möglichen Rücksichten und allen Anstand bei Erörterungen, die sich zwischen ihm und ihnen erheben konnten, er trat auch nie aus dem Geleise, wer immer der Gegner sein mochte, dem er zur Rede stand. So sprach er in seiner Antwort auf ein Schreiben Quesnel's *), welcher einer der

---

*) Quesnel, ein Priester des Oratoriums, war ein großer Gelehrter und hatte sich durch die Herausgabe der Werke Leo des Großen verdient gemacht, so wie er auch moralische Betrachtungen über das ganze neue Testament herausgab. Letztere em-

eifrigsten Verfechter des Jansenismus war, ihn zu einem Besuche nach Cambrai einladend, auf die nachsichtsvollste Weise also: „Ich werde diesen Beweis „von Vertrauen mit heiligster Treue und aufrichtig„ster schonenden Rücksicht aufnehmen. Ich will nicht „einmal die Fragen zur Sprache bringen, über die „wir entgegengesetzter Ansicht sind, außer Sie woll„ten es selbst, und dann hoffe ich aus klaren Stel„len des heiligen Augustin darthun zu können, wie „sehr gerade Jene, die sich für seine Schüler hal„ten, seiner wahrhaften Lehre entgegen sind.*)

„Können wir uns aber über die in Frage ste„henden Punkte nicht vereinigen, so werden wir we„nigstens die Sache so ruhig und friedfertig bespre„chen, daß die Liebe in Nichts Schaden leide.

„Wollen Sie mir darthun, daß ich irre, so werde „ich Ihnen nur mit dem heiligen Augustin antwor„ten: Da sei Gott vor, daß ich mich schämen sollte, „von einem Priester belehrt zu werden."

---

pfahl der Cardinal Noailles in einem Hirtenschreiben. Auch andere hochgestellte Prälaten sprachen sich vortheilhaft darüber aus und selbst Clemens XI. machte die Bemerkung: es dürfte kein italienischer Geistlicher im Stande sein, ein Werk dieser Art zu verfassen. Als sich aber später viele und angesehene Männer dagegen erklärten, setzte der Papst eine Prüfungscommission zusammen und nach langer Erwägung wurden 101 Sätze aus diesen moralischen Betrachtungen verdammt.

*) Die Jansenisten meinten nämlich, daß ihre vorgetragenen irrthümlichen Lehren eine Stütze in den Werken des heiligen Augustin fänden.

So schrieb und antwortete Fenelon stets in einer einem Bischofe und jedem sich selbst achtenden Manne angemessenen Sprache. Er bekämpfte mit aller Macht und Kraft seines Talentes die Meinungen, schonte aber stets der Personen. Oft mischten seine Gegner den Stachel der Satyre und beißende Anspielungen in die Darlegung der Beweise: Fenelon aber schob alles Persönliche bei Seite, setzte Verunglimpfungen Vernunftgründe entgegen und lenkte die Frage stets zu jenem einzigen Punkte, den er sich vorsetzte, nämlich zu belehren und zu überzeugen.

Seine Freunde unterließen es nicht, ihn mit den Erklärungen und Beweggründen bekannt zu machen, welche Mißgunst oder Bosheit seinen unschuldigsten Schritten unterlegten; er schien hierüber weder überrascht noch angegriffen; seine Seelenreinheit, seine so rührende Bescheidenheit tritt in seinem vertraulichsten Briefwechsel überall hervor; man kann dies aus der Stelle eines Briefes, den er an den Geistlichen Lami gerichtet hatte, ersehen: „Herzlich verzeihe ich „Denen," so schreibt er, — „die meine Absichten ergründen wollen, und hätte es auch mit Dem, was „sie sich einbilden, seine Richtigkeit, wäre darum Das, „was ich gesagt habe, weniger Wahrheit? Ich bemühte „mich, ihnen die nöthigen Wahrheiten in den gelindesten Ausdrücken zu sagen; verunglimpfen sie mich „aber in ihren Schriften: so will ich diesen Unbilden „nur mit Gründen antworten. Lassen Sie sie also „ihrem Verdrusse nur Luft machen, und kränken Sie „sich nicht aus Freundschaft gegen mich über Das, „was mich selbst im Geringsten nicht berührt. Ein „Strom, dem man keine Schranken setzt, wälzt sich

„viel schneller dahin. Beten wir für die von Vor-
„urtheilen eingenommenen Leute, und weit entfernt,
„ihnen zu zürnen, beklagen wir sie und suchen wir
„Mittel, sie von ihren Vorurtheilen zu heilen. Man
„müßte kein Mensch sein, um nicht zu wissen, wie
„leicht man in Irrthum gerathen könne, und wie
„schwer es sei, sich demselben wieder zu entwinden."

Fenelon war innigst von dem Gedanken durch-
„drungen, daß nur Belehrung und Ueberzeugen die
rechtmäßigsten aber auch erfolgreichsten Mittel gegen
Irrthümer seien. Mit Bedauern sah er, daß die
Regierung bisweilen von diesen heilsamen Grundsätzen
abwich, und sie durch Gewalt und Machtsprüche zu
ersetzen suchte. Als im Jahre 1709 das Kloster
Port-Royal unter gehässigen Umständen, die Je-
dermann empörten, aufgelöst wurde, betrübte sich
Fenelon mit seinen Freunden über eine so gewalt-
same Maßregel und schrieb an den Herzog von Che-
vreuse: „Ein Gewaltstreich wie dieser, den man eben
„in Port-Royal ausführte, kann nur die allgemeine
„Theilnahme für diese Jungfrauen, und Entrüstung
„gegen ihre Verfolger erregen."

Handlungen von Gewalt und Verfolgung waren
Fenelon's Charakter und Grundsätzen so sehr ent-
gegen, daß er sich nicht scheute, laut die Härte zu
verdammen, mit der einige Beamte die friedlichen
und unterwürfigen Protestanten zu behandeln pflegten.

Diese unerschütterlichen Grundsätze Fenelon's
machten ihn ungeachtet der Verschiedenheit der Par-
teien und Meinungen allen Bewohnern seiner Diö-
cese werth und müssen auch jetzt noch seinem Anden-
ken allgemeine Verehrung erwerben.

Ein Benehmen, wie das Fenelon's, das dem wahren Geiste der Religion allein entsprechend ist, hat doch gewissen Schriftstellern als Grund gedient, Fenelon in einen sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts umzuschaffen, der gegen alle Religionen als gleichgültig erscheint.

Wenn man aber Fenelon's Werke lies't, — wenn man diesen in seinem innersten, öffentlichen und häuslichen Leben so gewissenhaften Mann beobachtet, ihn, der für alle Glaubenswahrheiten und Ausübungen der Religion so eifrig war und sie in Schriften vertheidigte wie durch sein Beispiel verherrlichte, — wenn man sieht, wie er in den geheimsten Briefen an seine ihm werthesten Freunde und Verwandte alle ihre Gedanken und Gefühle ohne Unterlaß zur Religion hinlenkt, sie mit der Heiligkeit derselben zu durchdringen sucht, ihnen dieselbe darstellt als die einzige Richtschnur zur Pflichterfüllung, als den einzigen Gegenstand, der das Herz zu entflammen würdig ist, — wenn man die rührenden Klänge jener reinen und tugendhaften Seele vernimmt, die nur nach dem Augenblicke dürstet, wo sie von den irdischen Banden, die sie noch an die Erde fesseln, befreit wäre, um sich zu Gott zu erheben, von dem sie sich ein so hehres Bild geschaffen, — wer kann in solchen Zügen einen gegen alle Religionen gleichgültigen Philosophen erkennen?

Man hat sich in eine Menge von Erörterungen über bürgerliche und religiöse Duldung verloren, Fenelon aber bewies sich in seinem Benehmen wie in seinen Aussprüchen als das vollkommenste Vorbild Dessen, was man glauben und was man thun

soll. Alle seine Werke drücken ein bis zur Aengstlichkeit gesteigertes Festhalten an der Lehre, und sein Benehmen die mitleidvollste Theilnahme gegen Jene aus, die nur zu ihrem geistigen Nachtheile anders dachten als er. Bei Lesung der Werke Fenelon's fühlt sich der Geist überzeugt, das Herz mit fortgerissen; man bewundert die Religion, die einen so großen Bischof erzeugte, man liebt die Religion, die einen so tugendhaften Mann begeisterte.

In einer Zeit, in welcher theologische Streitigkeiten alle Geister beschäftigten, blieb Fenelon stets seinem Grundsatze getreu: daß die Religion ihre Rechte viel sicherer durch Belehrung als durch Gewalt erhalte und wieder erlange, und strebte nur dahin, alle spitzfindigen und schwerverständlichen Fragen auf einige so einfache und klare Begriffe zurückzuführen, daß sie alle vernünftigen Leute zu überzeugen im Stande waren, selbst solche, denen dergleichen Erörterungen bisher ein unbekanntes Feld blieben. So bildete sich auch in ihm der Gedanke, alle seit siebzig Jahren in Frankreich erregten Streitigkeiten über die Gnade in eine gewisse Anzahl von Gesprächen in einer einfachen und leichtverständlichen Sprache zusammenzufassen. Diese Gespräche erfreuten sich des besten Erfolges, da sie durch die einfache und verständliche Behandlungsweise jeder Classe Menschen angemessen waren. Die Gegner Fenelon's, durch diesen außerordentlichen Beifall niedergeschlagen, wollten nun durchaus, Fenelon sei kein Theolog, und man könne sich nicht in derlei Gegenstände mit ihm einlassen! Während

alle seine Schriften sein tiefes Studium in den Denkmalen der Ueberlieferung bekundeten, behauptete man den Mangel aller Tiefe in denselben! Dieser Vorwurf war freilich eigentlich nur eine Lobpreisung des Talentes, das alle Unebenheiten, von denen zu oft die Wissenschaften strotzen, zu beseitigen wußte, und die öffentliche Stimme rächte auf ausgezeichnete Weise den Erzbischof von Cambrai wegen der Ungerechtigkeit seiner Verläumder.

In demselben Geiste, der Fenelon's Gespräche über die Gnade durchdrang, beschäftigte er sich eifrigst in den letzten Tagen seines Lebens mit einer großen Arbeit über den heiligen Augustin, doch der Tod überraschte ihn unglücklicher Weise mitten in der Ausführung seines Vorhabens.

Indeß wurden die Geister immer mehr erbittert und die heißen Streitigkeiten unterhielten in der Kirche Frankreichs eine beunruhigende Gährung, die der Regierung nicht wenig lästig, aber auch für wahrhaft religiöse Gemüther betrübend war.

Drittes Kapitel.

Fenelon in verschiedenen Verhältnissen.

Die Bewunderer und die Tadler Fenelon's scheinen sich im Gegenstande ihrer Lobeserhebungen und in den Beweggründen ihres Tadels — nämlich in Betreff der Grundsätze Fenelon's über das Staatswesen — auf gleiche Weise geirrt zu haben. Die Einen wie die Andern haben Fenelon's Politik aus dem

Telemach entnehmen wollen. Sie sahen nicht, oder wollten nicht sehen, daß ein Werk, welches einem jungen Fürsten tugendhafte Gesinnungen und Grundsätze der Gerechtigkeit einzuflößen bestimmt war, unmöglich ein Gesetzbuch sein —, noch einen Verwaltungsplan für unsere heutigen Regierungen enthalten konnte.

Aus diesem Mißverständnisse tauchten die ungemessenen Lobsprüche, die gewisse Schriftsteller der Menschenliebe (Philanthropie) Fenelon's zollten und sich mit seinem Namen schmücken zu dürfen glaubten, um alle bestehenden Einrichtungen in Verruf zu bringen. Aber wie kann man annehmen, Fenelon habe die Gesetze und die Rechtspflege des kleinen Pflanzstaates von Salent als Regierungs-Muster für den Lenker eines Staates von zwanzig Millionen Menschen aufstellen wollen? Der Telemach war für's Herz und Gemüth des Herzogs von Burgund bestimmt, und der Eindruck, den die Moral dieses schönen Werkes auf den jungen Fürsten machte, zeigt hinreichend, daß er tiefer in den Sinn desselben eingedrungen sei, als Jene, die Fenelon wegen irgend Etwas loben wollten, woran er gar nicht gedacht —, oder einen Tadel über Etwas erhoben, was er gar nicht vorgeschlagen hatte.

Wir lernen erst aus den politischen Briefen und Denkschriften Fenelon's, die aus den Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges herrühren, und insbesondere aus seinem dem Herzoge von Burgund vorgelegten Regierungsplane seine wahre Ansicht und die Weisheit seiner Grundsätze über diesen Gegenstand kennen.

Im Jahre 1701, wo so viele Mächte gegen Frankreich auftraten, ließ Fenelon dem Herzoge von Beauvilliers eine sehr ausgedehnte Denkschrift überreichen, in der er mehrere Mittel vorschlägt, um das drohende Gewitter abzulenken, so lange es noch Zeit wäre.

Das erste Mittel, das er vorschlug, war: sich gänzlich mit den Holländern abzufinden, da sie ohnedies aus keinem andern Beweggrunde ein Bündniß gegen Frankreich eingingen, als aus der Befürchtniß, Frankreich würde sich in den Besitz der spanischen Niederlande setzen.

Zweitens empfiehlt er, ja nicht die Eifersucht der Spanier zu erregen, indem man sich anstelle, sie vom Cabinet von Versailles aus regieren zu wollen; dies hieße sie entmuthigen und reizen zugleich. Er macht hierauf ein Gemälde von den Gefahren, die für Philipp V. und seine Familie aus diesen Gelüsten entstehen könnten, wenn man die Spanier durch Franzosen regieren wollte, indem man französische Minister und Generäle dahin sendete.

Drittens glaubt er, man müsse die ganze Macht Frankreich's aufbieten, um eine Niederlassung der Kaiserlichen in Italien, nämlich im Mailändischen, zu verhindern, und hält dafür, daß dies das einzige Land sei, wo man mit Kraft und Erfolg, und ohne England und Holland Befürchtnisse einzuflößen, Krieg führen könne.

Endlich viertens empfiehlt er, daß man sich — durch welche Mittel es immer sei — der Neutralität der deutschen Fürsten versichern solle.

Aus diesem kurzen Auszuge aus genannter Denkschrift ist unschwer zu erkennen, daß Fenelon's Rath-

schläge für den damaligen Zustand Frankreich's gewiß sehr ersprießlich und angemessen gewesen wären.

Aus allen Briefen Fenelon's leuchtet hervor, mit welch' großer Theilnahme er alle Umstände, in denen sich der Herzog von Burgund befand, von seiner Zurückgezogenheit aus im Auge hatte. Er setzte ja alle seine Hoffnungen für das Glück Frankreich's auf das Haupt dieses jungen Fürsten; und alle Anweisungen, die er ihm durch den Herzog von Beauvilliers zukommen ließ, athmen die Zärtlichkeit eines Vaters und die Offenherzigkeit eines treuen und tugendhaften Freundes.

„Ich beschwöre Sie", sagte er einmal in einem Briefe an Beauvilliers, „lassen Sie ja Ihre Freund„schaft für ihn nie erschlaffen; ertragen Sie ihn ohne „zu schmeicheln; ermuntern Sie ihn, ohne ihm lästig „zu werden. Sagen Sie ihm die Wahrheiten, von „denen man wünscht, daß er sie durch Sie höre, aber „sagen Sie ihm dieselben bündig, sanft, voll Ehr„furcht und Zärtlichkeit. — Hat er gefehlt, so möge „er gleich ein offenes Herz in Ihnen finden als einen „Hafen im Schiffbruche. Flößen Sie ihm eine milde, „einfache, feste Frömmigkeit ein, die weder ungestüm „noch in Kleinigkeiten ängstlich ist; nur die Un„vollkommenheit fordert die Vollkommen„heit auf ungestüme Weise."

Im Jahre 1702 übertrug der König an den Herzog von Burgund den Oberbefehl für Flandern, und beauftragte den Marschall Bouflers, mit Belehrung und Beispiel ihm zur Seite zu stehen. Der Herzog mußte, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen, nothwendig durch Cambrai ziehen, er

bat daher inständig den König, seinen Großvater, um die Erlaubniß, auf seinem Durchzuge seinen alten Lehrer besuchen zu dürfen. Ludwig stimmte nur unter der Bedingung bei, daß er ihn nicht allein spreche. Der Herzog benachrichtigte sogleich Fenelon von der erhaltenen aber beschränkten Erlaubniß, ihn sehen zu dürfen.

Dieses erste Wiedersehen nach einer Trennung von fünf Jahren war kurz und durch die Gegenwart der Militär- und Civilbehörden, welche Ehrfurcht und Pflicht herbeizogen, sehr gehindert. Der junge Prinz wollte dem gegebenen Befehle nicht zuwider handeln, und so fand auch zwischen ihm und dem Erzbischofe keine besondere Unterredung Statt. Dieser Zwang ließ in seinem Benehmen eine gewisse Zurückhaltung bemerken, was alle Zuschauer zu betrüben schien. Gegen das Ende der Zusammenkunft erhob aber der Herzog seine Stimme auf eine Weise, daß er von Allen verstanden werden konnte und sprach zu Fenelon diese wenigen aber bedeutungsvollen Worte: „Ich weiß, was ich Ihnen zu verdanken „habe, Sie aber wissen, daß ich Ihnen „folgsam bin.“

Als der Herzog von diesem Feldzuge zurückgerufen wurde, kam er bei seiner Rückkehr wieder durch Cambrai, sah aber Fenelon nur während des Pferdewechsels, da er weder die Eifersucht seiner Feinde wecken, noch das Mißtrauen seines königlichen Großvaters erregen wollte. —

Die Art und Weise, wie sich der Herzog von Burgund im Feldzuge von 1702 benahm, hatte ihm die allgemeine Achtung erworben; er hatte aber auch

gezeigt, wie man bei allen Gelegenheiten die militärischen Tugenden mit denen der Religion vereinbaren könne, und verachtete den niedrigen Sinn Jener, die ihn als einen Prinzen darzustellen suchten, dessen Geist und Charakter durch kleinliche Uebungen einer kindischen und übertriebenen Andacht beschränkt wäre.

Fenelon waren letztere Vorwürfe nicht unbekannt und er schrieb daher in diesem Betreff an Beauvilliers einen Brief, aus dem wir folgende Stelle entnehmen: „Was giebt es wohl Schmeichelhafteres, als: „als ein so großer Fürst geboren zu sein und doch „die Huldigungen des Publicums nur seinem guten „Benehmen und seinen Eigenschaften zu verdanken „zu haben wie ein gewöhnlicher Mensch in der Ge„sellschaft? Aber welch' Unglück wäre es, sich auf „ein solch' schwaches Rohr allein zu stützen? Die „Achtung eitler Menschen ist eitel und kann an einem „Tage verloren gehen. Wäre ein solcher Fürst seinem „Herzen allein überlassen, fern von Gott und Seinen „dargebotenen Heilmitteln, Alles würde für ihn an „Leben verlieren; ja es würde selbst die Welt, die „ihn Gott, den höchsten Herrn, vergessen macht, von „Gott als Werkzeug gebraucht werden, die Undank„barkeit zu strafen. — Um wie viel lieber möchte „ich nicht sterben, als eine so beweinenswerthe Nach„richt zu empfangen."

Als der Herzog von Burgund im Jahre 1703 als Oberbefehlshaber der Armee für Deutschland ernannt worden war, unterließ es Fenelon nicht, ihm durch Beauvilliers seinen Rath und seine Weisung mitzutheilen, wie er sich bei der Armee in Deutschland verhalten sollte. Der Herzog, treu den Rathschlägen

Fenelon's, erwarb sich auch dadurch die Liebe der Armee. Bei seiner Rückkehr nach Versailles ward er vom König mit der innigsten Zärtlichkeit aufgenommen. Der ganze Hof war nach des Königs Beispiele eifrigst bemüht, den Prinzen mit vielleicht übertriebenen Lobeserhebungen zu überhäufen. Indeß entzog sich der Herzog von Zeit zu Zeit diesen geräuschvollen Beifallsbezeigungen, diesen prunkenden Lobeserhebungen, um sich heimlich in sein Gemach einzuschließen und seine Kümmernisse in den Busen seines tugendhaften Lehrers auszuschütten.

Er schilderte ihm seinen Schmerz, daß er ihn nicht wie im verflossenen Jahre in Flandern habe sehen können, und fügt dann hinzu: „Kommen Sie „mir mit Ihrem Gebete zu Hülfe; was Sie, lieber „Erzbischof, betrifft, Sie sind täglich namentlich in „meinen Bitten eingeschlossen."

Der Herzog von Burgund befand sich nun am Hofe fünf Jahre lang ohne Anstellung. In diesem Zwischenraume gab ihm Fenelon aus seiner Zurückgezogenheit unausgesetzt Verhaltungsregeln. Die Herzoge Beauvilliers und Chevreuse machten dem Erzbischofe stets eine getreue und unparteiische Mittheilung Dessen, was sie an dem jungen Prinzen Tadelns- oder Lobenswerthes fanden. Ein verwiesener, dem Hofe verhaßt gewordener Erzbischof war das Orakel des Thronerben! Es wäre schwer, hier alle Belehrungen mitzutheilen, die ihm Fenelon zu Theil werden ließ über seine Haltung am Hofe; über sein Benehmen gegen die Frau von Maintenon, welcher er schon wegen des Vertrauens, das der König in sie setzte, Aufmerksamkeit und Achtung beweisen müsse;

über sein Verhalten gegen den König, dessen Vertrauen er zu verdienen und zu gewinnen sich bestreben müsse; über sein Benehmen gegen seine Gemahlin; über Religion und Frömmigkeit, die nicht in einer ängstlichen Beobachtung unwesentlicher Förmlichkeiten, sondern für Jeden in der seinem Stande zukommenden Tugend bestehe. Man kann wohl aus letzterm Gedanken abnehmen, ob seine Erzieher den Vorwurf verdienten, den man ihnen gemacht hat, als ob sie dem Herzoge den Geschmack für kleinliche Uebungen und Grundsätze einer unwissenden und abergläubischen Andächtelei beigebracht hätten.

Bei Lesung dieser Briefe, die dergleichen Belehrungen in sich einschließen, sollte man kaum glauben, daß sich Fenelon zur Ergreifung solch gekünstelter Maßregeln gezwungen sah, so vernünftige Rathschläge dem Herzoge zukommen zu lassen, und daß er über einen so tugendhaften Briefwechsel den Schleier des Geheimnisses ziehen mußte, gleichsam als ob er eine Verschwörung gegen den Staat angezettelt hätte.

Im Jahre 1708 wurde der Herzog von Burgund wieder zum Oberbefehlshaber einer Armee von hunderttausend Mann für Flandern bestimmt, der Herzog von Vendôme und der Marschall Matignon aber sollten unter seinen Befehlen commandiren. Der Titel eines „Oberbefehlshabers" war aber für den jungen Prinzen nur eine seiner Geburt gewährte Ehre, denn nach den vom König empfangenen Vorschriften stand er unter dem Rathe des Herzogs von Vendôme. Die Eröffnung dieses Feldzuges war glücklich, ja die Ueberrumpelung von Gand, der Hauptstadt des spanischen Flanderns, schien gute

Aussichten zu gewähren, allein bald begann sich der Himmel zu trüben.

Als sich der Herzog von Burgund zur Armee begab, schrieb er an Fenelon, „er hoffe ihn zu Valenciennes zu sehen und mit ihm verschiedene „Gegenstände zu besprechen." — Fenelon aber, der weder dem König selbst Veranlassung zum Mißtrauen geben — noch auch wollte, daß er diesen über den jungen Prinzen unwillig mache, glaubte diese Einladung nicht annehmen zu dürfen und ihm bloß schriftlich Rathschläge ertheilen zu müssen. Der Prinz erwiederte das Schreiben Fenelon's; unter Anderm hieß es:

„Ihr Brief, lieber Erzbischof! ist mir auf besondern Wege zugekommen, ich sende die Antwort auf „dieselbe Weise. Sehr erfreut bin ich über die Rath„schläge, die Sie mir im zweiten Theile Ihres Brie„fes ertheilen, und ich beschwöre Sie, dieselben, so „oft Sie es für nöthig erachten, zu erneuern. Es „scheint mir, — und dafür danke ich Gott — als „ob ich wenigstens zum Theile von jener Gesinnungs„weise beseelt wäre, die Sie stets in mir zu begrün„den sich bestrebten und die mir wohl zu erkennen „giebt, was mir noch mangelt. Möge Gott mir „Kraft verleihen, Alles zu erfüllen und von den „vorgeschlagenen Mitteln Gebrauch zu machen. — „Gedenken Sie doch stets meiner in Ihrem Gebete, „ich bitte Sie darum, denn bedurfte ich je des„sen, so ist's im gegenwärtigen Augen„blicke. Verbinden Sie das Ihrige mit dem mei„nigen, oder vielmehr ich will das meinige mit dem „Ihrigen verbinden; denn ich weiß, daß in dieser

„Angelegenheit der Bischof über den Prinzen stehe.
„Sie kennen die Freundschaft, die ich stets gegen
„Sie gehegt und die ich inmitten aller ungerechten
„Anklagen gegen Sie bekannt habe. Seien Sie über=
„zeugt, daß diese durch Nichts vermindert zu werden
„vermag, ja bis zum Ende meines Lebens dauern
„werde. Ludwig."

Während der viermonatlichen Belagerung von Lille fand ein ununterbrochener und interessanter Briefwechsel zwischen dem jungen Prinzen und Fenelon Statt. Mehr in Stand gesetzt, mit gänzlicher Freiheit zu schreiben, konnten sie sich dem Ergusse ihres Herzens ohne Rückhalt überlassen, und dieser Briefwechsel, von dem wir einige Auszüge liefern, bietet die ehrenvollsten Züge ihrer Geschichte.

Man flößte Fenelon die Besorgniß ein, daß der Herzog von Burgund nicht eher nach Versailles zurückzukehren sich anschicken wolle, als bis das Schicksal der Festung Lille entschieden wäre.*) Fenelon machte ihm deßhalb die eindringendsten Vorstellungen. Der Herzog beruhigte aber Fenelon bald über den Gegenstand seines Briefes, der in der That auf nichts Anderm als auf einem Gerüchte beruhte, das seine Feinde, ihm zu schaden, verbreiteten. Bald ward er auch von dem herrischen Joche Vendôme's befreit, indem der König zur Leitung seines Neffen den Marschall Berwick zur Armee sandte. Dieser Marschall, der sich bereits durch den Sieg von Almanza Ruhm erworben, verband im höchsten Grade das Verdienst

*) Die Armee des Herzogs von Burgund war bestimmt, die Belagerung von Lille aufzuheben.

einer unerschrockenen Tapferkeit und einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihn weder auf's Gerадewohl noch in toller Verwegenheit handeln ließen. Kaum war dieser Marschall bei der Armee angekommen, so machte Vendôme den Vorschlag, die feindlichen Verschanzungen zu stürmen, um die Festung von den Feinden zu befreien. Berwick prüfte die Stellung der Feinde und erkannte, daß ein solches Unternehmen der Armee den gänzlichen Untergang bereiten würde und stimmte natürlich nicht für den Angriff. Vendôme mit all' seinem Ungestüm vermochte den Marschall in seiner Sache nicht irre zu machen und in seiner Meinung zu erschüttern. Der Herzog von Burgund und alle Glieder des Kriegsrathes traten einem Beschlusse bei, den man in dem Munde eines Mannes, wie Berwick war, wohl nicht als Folge von Feigheit auslegen konnte.

Der Herzog von Burgund geht in seiner Antwort an Fenelon in alle diese Einzelnheiten ein und fügt dann hinzu: „Was Sie mir über meine Unschlüssig„keit sagen, so werfe ich sie mir in der That selbst „vor, und es ist wahr, daß bisweilen Trägheit und „Nachgiebigkeit, bisweilen falsche Scham, menschliche „Rücksicht oder Furchtsamkeit mich von einem Be„schlusse zurückhalten, um in wichtigen Angelegenheiten „durchzugreifen. Sie sehen, daß ich aufrichtig rede, „und ich bitte täglich den Höchsten, mir nebst Weisheit „und Klugheit, auch Kraft und Muth zu gewähren, um „meine auferlegten Pflichten zu erfüllen. Was die „Lobeserhebungen betrifft, die Sie mir spenden, so „würde ich sie aus dem Munde eines andern Man„nes, als Sie sind, für Schmeichelei halten; denn in

„der That verdiene ich sie nicht so sehr, und die Men-
„schen irren sich in Dem, was sie über meine Persön-
„lichkeit denken. Man muß daher mit der Gnade
„Gottes zu verdienen suchen, was man bereits als
„Verdienst anrechnet und sich ihm wenigstens anzu-
„nähern suchen. Sie kennen meine Freundschaft gegen
„Sie, nur mit meinem Leben wird sie enden.

Ludwig."

Fenelon sucht in seinen Briefen den Herzog auf jenen erhabenen Standpunkt zu erheben, den sich Fürsten immer vor Augen halten sollen, um zu lernen, sich mit dem Unglücke zu messen und starkmüthig gegen Unfälle zu kämpfen, die sie wie den Privatmann treffen können. Sein Styl erhebt sich wohl mit dem Gegenstande selbst, und man sollte dann glauben, eher ein Stück von Beredsamkeit zu lesen, das mit Sorgfalt von einem Redner ausgearbeitet wurde, als einen einfachen vertraulichen Brief.

„Jene, welche Andern gebieten," heißt es unter Anderm, „vermögen dies keineswegs mit Erfolg, wenn
„sie die Achtung und das Vertrauen der Völker ver-
„loren haben. Es giebt nichts Härteres und Uner-
„träglicheres für die Völker, sowie nichts Gefähr-
„licheres und Entehrenderes für einen Fürsten, als
„eine Regierung, welche ohne die Milderung der ge-
„genseitigen Achtung, des Vertrauens und der Liebe
„bloß auf Macht gegründet ist." — Nachdem er hierauf von den Widersprüchen, die er (der Herzog) zu erleiden, als einer Prüfung gesprochen, die Gott über ihn zu seiner Läuterung verhängt, — nachdem er ihn ermuthigt, seine Unentschlossenheit aufzugeben, und einen Entschluß zu fassen zu wissen, da es minder

gefährlich sei, einen üblen, als gar keinen zu fassen, — ruft er aus:

„Wie sehr liebt Sie Gott, mein Herzog, da Er „Sie durch so viele Widersprüche belehren läßt! Er „läßt Sie erkennen, wie sehr Kriege zu fürchten, — „die mächtigsten Armeen machtlos, — die größten „Staaten leicht zu erschüttern seien. Er hält Ihnen „vor Augen, mit welcher Strenge große Fürsten von „der Oeffentlichkeit beurtheilt werden, während „Schmeichler unablässig Weihrauch streuen. Ist man „bestimmt, Menschen zu regieren, so muß man sie „lieben aus Liebe zu Gott, ohne zu erwarten, von „ihnen wieder geliebt zu werden, — man muß sich „für ihr Wohl opfern selbst mit dem Bewußtsein, daß „Jene doch nur Uebles nachreden, die man mit Güte „und Milde leitet.“ — Nachdem er einiger Vorwürfe erwähnte, die man dem Herzoge wegen seiner vorgeblich übertriebenen Frömmigkeit und der Unentschlossenheit seines Charakters öffentlich machte, fügt er hinzu:

„Ei! wo ist wohl der Mensch auf Erden, der „keine Gebrechen an sich, ja große Fehler noch nicht „begangen habe? — Was Ihre Frömmigkeit betrifft, „so können Sie — wollen Sie ihr Ehre machen — „nicht genug darauf bedacht sein, sie mit Milde, „Einfachheit, Verträglichkeit und Geselligkeit auszu„üben; Ihr Streben muß so viel möglich dahin gehen, „das öffentliche Wohl zu begründen, und die Aengst„lichkeit in gering scheinenden Dingen zu verbannen; „man muß so zu sagen die Frömmigkeit vor Tadlern „und Freidenkern rechtfertigen; man muß sie mit dem „Kleide der Einfachheit, des Adels, der Starkmuth

„und der Ihrem Range angemessenen Schicklichkeit „schmücken. — Ein Fürst kann die Menschen bei „Hofe oder bei der Armee nicht wie Ordensgeistliche „leiten; man muß sich auf gleiche Stufe mit ihrer „Empfänglichkeit stellen."

In einem Briefe dieser Correspondenz faßt Fenelon alle wahren und falschen Beschuldigungen, alle gegründeten und eines Grundes entbehrenden Vorwürfe, alle Ausfälle von Satyre und Tadel zusammen, die nur immer die Bosheit auszuhegen sich gefiel, um den jungen Prinzen im Herzen des Königs und in der öffentlichen Meinung um seinen Credit zu bringen. Dies betrübende Gemälde scheut sich Mentor nicht, vor Telemach's Augen zu stellen. Der Gedanke, ihm zu mißfallen, oder die Gefahr, ihn zu beleidigen, drängt sich keinen Augenblick seinem Geiste vor, er kannte des Herzogs Seele, so wie dieser die seinige kannte.

Als die Festung Lille auf's Aeußerste gebracht war und die Gefahr bevorstand, den festesten Platz im Königreich Angesichts des Thronerbens und einer Armee von hunderttausend Mann in die feindliche Hand übergehen zu sehen und dieses Unglück auf den Herzog geschoben wurde, schreibt Fenelon an diesen:

„Mein Prinz! So sehr ich in Zukunft in Absicht „aller Angelegenheiten, die Sie betreffen, schweigen „will, so kann ich mich doch jetzt nicht enthalten, mir die „Freiheit zu nehmen, Ihnen noch einmal zu sagen, „was ich auf ganz sicherm und geheimen Wege erfahre, nämlich daß man fortfährt, gegen Ihre Person zu sprechen. Ich bin mehr mit Ihnen als mit „mir beschäftigt, und ich würde die Gefahr, durch

„meinen Dienst Ihnen zu mißfallen, minder fürchten, „als Ihnen nicht dienend Ihr Wohlgefallen zu erwerben.“

Auf diesen Eingang folgt eine in's Einzelne gehende Aufzählung aller Beschwerden, die man gegen den Herzog vorbrachte. Weit entfernt, sie verringern zu wollen, stellt sie ihm Fenelon mit freimüthigem aber ganz väterlichem Ernste vor, aber eben so fern von der Art und Weise der Höflinge, als von der unbeugsamen Autorität eines Sittenrichters.

Als Fenelon wahrnahm, daß der Feldzug auf eine für Frankreich betrübende, — für den Herzog aber wenigst ehrenvolle Art seinem Ende entgegen gehe, so bemühte er sich nur, ihm die Weise zu zeigen, auf welche er mit edler Festigkeit sich vor dem König rechtfertigen und die gute öffentliche Meinung von ihm, die man grausamerweise zerfleischt hatte, wieder gewinnen könne. Als der Prinz auf dem Punkte stand, an den Hof zurückzukehren, hielt es Fenelon für nöthig, ihm noch die letzten belehrenden Winke für das dortselbst zu beobachtende Verhalten zu geben. Die Art, wie er sich am Hofe zeigen, sprechen, handeln würde, vermöchte noch über seinen Ruhm, seinen guten Namen, seine Ehre, ja selbst seine Unschuld zu entscheiden. Doch waren es keine Vorwürfe wegen der Vergangenheit, und keine durch das Ereigniß unnütz gewordene Rathschläge, sondern er stellt sich den jungen Prinzen in dem Augenblicke vor, in welchem er vor dem König, seinem Großvater, erscheint; er macht ihn auf die Haltung aufmerksam, die er bei der Anrede zu beobachten habe, — auf die Sprache, die er führen, — auf die Ge-

ständnisse, die er zu machen sich nicht scheuen, — auf die edle Entschlossenheit, mit der er sich vertheidigen, — ja er giebt ihm selbst Ausdrücke in den Mund, deren er sich dortselbst bedienen soll.

Eines setzt bei Lesung dieses so merkwürdigen Briefwechsels den betrachtenden Geist in Erstaunen. Man findet nämlich in allen Schriften der alten Philosophen, der Aristotele, der Platone, der Seneca oder anderer Personen, die mit Königen gesprochen und die man mit Begeisterung erhebt wegen des Muthes, der Weisheit und edlen Festigkeit, mit der sie ihnen die Wahrheit vorhielten, — man findet, sage ich, in allen diesen Schriften nichts Aehnliches jener strengen Freimüthigkeit, die von Seite Fenelon's gegen den Herzog von Burgund herrschte.

Man darf diese Verschiedenheit des Benehmens nicht etwa bloß dem Verdienste einer vollkommneren Moral oder einer ungeschminkteren Tugend zuschreiben, — sie liegt vielmehr in den religiösen Grundsätzen Fenelon's und des Herzogs von Burgund. Der Religion entnimmt Fenelon alle seine Beredsamkeit und alle seine Autorität, vermittelst welcher er Vorwürfe macht, Rathschläge und Tröstungen dem Herzoge ertheilt; aus der Religion schöpft der Herzog von Burgund jene mächtigen Beweggründe zu Muth, Ergebung und Hoffnung, diese geben ihm Kraft, dem Unglücke oder der Ungerechtigkeit der Menschen zu widerstehen. Wollte man diesen Briefen den Geist der Religion, der sie eingegeben hat, hinwegnehmen, so fände man in ihnen wohl noch immer richtige und vernünftige Betrachtungen, allein diese

wären kalt, und unfähig, den einer Seele zum Kampfe gegen Widerwärtigkeiten nöthigen Muth einzuflößen.

Als sich Ludwig XIV. überzeugt hatte, daß es leider unmöglich sei, die Festung Lille zu entsetzen, so ertheilte er dem Herzog von Burgund den Befehl, nach Versailles zurückzukehren, doch sollte er früher die Armee die Winterquartiere beziehen lassen.

Fenelon wartete die Rückkehr des Herzogs nicht ab, um indessen die Freunde des Prinzen zu einer Handlungsweise zu bestimmen, wodurch die Pfeile, welche die Bosheit gegen ihn abzuschießen Willens war, nicht verwunden sollten. Dieser Augenblick sollte, wie er es bereits dem Herzog von Burgund geschrieben hatte, entscheidend werden; der junge Prinz bedurfte kluger und gemäßigter Rathschläge eben so sehr, als fester und entschiedener Eingebungen. In einem Briefe, den Fenelon in dieser Angelegenheit an den Herzog von Chevreuse schrieb, stellt er in furchtbarer Wahrheit den Zustand des Hofes und des Reiches, — die allgemeine Stimmung der Geister, — die Entmuthigung der ganzen Nation, — die wirklichen Gefahren, — und die noch trübere Aussicht in die Zukunft vor Augen. „Käme der König selbst“ — so heißt es gegen das Ende des Briefes, — „an die Gränze: er wäre vielleicht hun„dertmal mehr in Verlegenheit als der Herzog von „Burgund; er würde mit eigenen Augen sehen, was „Alles fehlt für einen in Belagerung versetzten Platz, „und wie sich die Truppen ohne Sold benehmen; er „würde sehen die Muthlosigkeit der Armee, den Wi„derwillen der Officiere, die Erschlaffung der Kriegs„zucht, die Geringachtung gegen Befehle, die Macht

„der Feinde, das heimliche Aufwiegeln der Völker „und die Unentschlossenheit der Generäle, wenn es „sich darum handelt, einen Hauptstreich auszuführen. „Man setzt für Spanien Frankreich auf's Spiel, ja „man läßt es zu Grunde gehen. Weder der König „noch der Thronfolger vermögen Frankreich zu ver„theidigen, und der Herzog von Burgund, auf den „man allein noch rechnen sollte, ist ohne Einfluß, und „ich besorge sehr, daß man zur Hebung seines guten „Namens Nichts thue.“

Dies war der Stand der Dinge, als der Herzog von Burgund nach Versailles kam; er richtete sich genau nach den Weisungen Fenelon's, er sprach mit dem König mit edler und ehrfurchtsvoller Festigkeit, er rief für sein Benehmen die Armee zum Zeugen an, sowie die Wahrhaftigkeit der durch Verdienst und Talente ausgezeichnetsten Generäle, und rechtfertigte sich auf diese Weise vollkommen vor dem König, den Ministern und allen Jenen, die von Parteisucht nicht geblendet waren. Allein tiefgewurzelte Vorurtheile sind nicht so leicht zu beseitigen, daher hatte der Herzog von Burgund noch manches Jahr unter dem Drucke der Ungerechtigkeit und vorgefaßter Meinung zu seufzen. Er that Alles, was von ihm abhing, um durch gränzenlose Ergebenheit die allgemeine Achtung und das frühere Wohlwollen wieder zu gewinnen. Er wurde abermals vom König zum Oberbefehlshaber einer Armee ernannt, und ihm ein minder unverträglicher General, als der Herzog von Vendôme war, zur Seite gegeben; jedoch, da man im Kriegsrathe zur Regulirung der Gelder kam, erklärte es der Finanzrath als eine absolute Unmög-

lichkeit, die unvermeidlichen Ausgaben zu bestreiten, welche die Gegenwart des Prinzen bei der Armee erforderte; der junge Herzog sprach auf der Stelle zum königlichen Großvater, „daß an dem Nichts „liege; fehle Geld, so ziehe er ohne Gefolge und er „wolle als ein einfacher Officier leben; ich will, wenn „es sein muß, das Brod mit dem Soldaten essen, „und Niemand wird sich über Unbequemlichkeit be„klagen, wenn ich kaum das Nöthige habe."

Der Herzog von Beauvilliers, welcher seines Zöglings Charakter und Gesinnung wohl kannte, nahm das Wort: „Sire, was der Prinz sagt, wird er auch thun!" Ludwig XIV. aber, zu sehr an jenen äußern Prachtaufwand gewöhnt, mit dem, wie er glaubte, stets die Majestät umgeben sein müsse, konnte sich nicht entschließen, den Provinzen und den Truppen seinen Enkel in der schlichten Einfachheit eines Soldaten vor Augen zu stellen.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung.

Der Finanzminister hatte wohl noch nie so triftige Gründe, über Mangel an Mitteln und über Geldnoth zu klagen als in dieser Epoche; es war dies eine Folge des Winters von 1709, der noch gar lange im Gedächtnisse der Menschen blieb. Frankreich, das bereits durch die Kriege ausgesogen und in Elend gestürzt war, ward auch noch durch Naturereignisse heimgesucht. Die außerordentliche Winterkälte hatte

alle Feldfrüchte bis in den Keim zerstört und die Hungersnoth erzeugte in vielen Städten und Provinzen beunruhigende Auftritte. Der Erbfolgekrieg hatte bisher Frankreich und Spanien Nichts als Unfälle und Mißgeschick aller Art gebracht. Die meisten Gränzplätze befanden sich bereits in feindlicher Macht oder waren bedroht, unter dieselbe zu kommen. Der Friede war noch nie vom Lande so weit entfernt als jetzt, und Ludwig XIV. büßte vierzig Jahre glücklichen Fortgang durch die Demüthigung, die schmachvollen Bedingungen, die er selbst geboten und unterzeichnen wollte, verworfen zu sehen.

Inmitten dieser Drangsale zeigte Fenelon, der sich stets vom Kriegsschauplatze umgeben sah, jenen herrlichen Charakter und jene erhabenen Tugenden, die sein Andenken in gleichem Maße als die Erzeugnisse seines Geistes verewigen. Die Stadt Cambrai wie der Palast des Erzbischofs diente als Zufluchtsstätte kranker oder verwundeter Generäle, Officiere, — ja gemeiner Soldaten. St. Simon, der sonst immer nur zu tadeln und zu schmähen wußte, liefert aber bei diesem Umstande ein mit sanften und reinen Farben gemaltes Bild von Fenelon's Benehmen.

„Sein Haus, wie sein Tisch stets offen, schien „eines Gouverneur's von Flandern zu sein und „doch war der wahrhaft bischöfliche Palast „nicht zu verkennen; stets wohnte eine Menge aus„gezeichneter Krieger und viele Officiere, gesunde, „kranke und verwundete ohne Zahlung und wohl„bedient bei ihm. Er selbst war von den Berathun„gen der Aerzte nie abwesend und übte bei den

„Kranken und Verwundeten das Amt des lieb„reichsten Seelenhirten aus, ja nicht selten begab „er sich in die Häuser und Spitäler, wohin man „die kranken Soldaten verlegt hatte; und dieß „Alles geschah ohne Hintansetzung, ohne Zaghaf„tigkeit und stets mit offenen Händen zuvorkommend. „Eine wohlverstandene Freigebigkeit, ein Kosten„aufwand, der keinen Anstoß gab, und eine un„gemeine Gastfreundschaft einschloß, und sich auf „Tisch, Möbel und Geräthe erstreckte, übte er in „den gerechten Gränzen seiner Stelle; auf gleiche „Weise dienstfertig und bescheiden, stillschweigend „bei Hülfeleistungen, die sich verbergen ließen, und „die zahllos waren; schnell und so zart bei Erwei„sung von Gefälligkeiten, daß man glauben sollte, „ihm sei dadurch ein Dienst erwiesen worden; nie „sich aufdringend, nie bloße Schmeichelei, stets „mit Höflichkeit begegnend gerade wie es Jedem „angemessen war und seinen Verhältnissen ent„sprach, — so sich in Allem auszeichnend ward er „auch von Allen geliebt."

Fenelon's Nächstenliebe beschränkte sich aber nicht bloß auf Einzelne. Seinem persönlichen Edelmuthe hatte die königliche Armee einen großen Theil der Erhaltungsmittel während des Feldzuges zu danken, welcher auf den Winter von 1709 folgte. Die feindlichen Generäle hatten aus Ehrfurcht vor Fenelon's Namen allein der Felder und der Magazine des Erzbischofes geschont. Erfuhren sie, daß irgend ein Strich Landes, das die Truppen vorüberzogen, sein Eigenthum sei, stellten sie alsogleich Wachen aus und ließen Feld und Wald mit solcher Sorg-

falt unangetastet, wie sie es nur zur Sicherung des Besitzthumes Jener hätten thun können, deren Truppen sie befehligten. Die Flecken und Dörfer Fenelon's wurden Zufluchts- und Sicherheitsstätten für die Bewohner der benachbarten Kirchsprengel.

Der Herzog von Marlborough aber bewies gegen Fenelon eine solch' zärtliche Sorgfalt, wie kaum die Geschichte ein zweites Beispiel aufzuzeigen im Stande sein wird. Gegen das Ende des Feldzuges von 1711 hatte die französische Armee ihr Hauptquartier zu Cambrai, die feindliche aber schlug das ihrige gegenüber den Verschanzungswerken genannter Stadt auf und trennte jene von Cateau-Cambresis, dem vorzüglichsten Grundbesitze des Erzbischofes. Es befand sich daselbst eine mit Korn reich versehene Vorrathskammer, das zum Theile Fenelon, zum Theile jenen Landbewohnern gehörte, die dasselbe unter dem Schutze von Fenelon's Namen dahin gebracht hatten. Marlborough ließ dasselbe ungeachtet der Seltenheit der Nahrungsmittel, deren Mangel in seiner eigenen Armee immer fühlbarer wurde, auf Karren laden und unter Bedeckung seiner eignen Truppen in die Stadt Cambrai schaffen.

Diese der Tugend eines einzelnen Mannes gezollte Huldigung diente zur Rettung Frankreich's selbst, zu dessen Sturz seine Feinde keine Mühe scheuten. Fenelon lieferte diesen ganzen Vorrath den Kriegs- und Finanz-Ministern aus, und behielt nur das zu seinem Bedarf streng Nöthige zurück.

Zu dieser Zeit schrieb er an den Herzog von Chevreuse: „Sollte es für dringende Bedürfnisse

„unglücklicher Weise an Geld fehlen: so biete ich all' „mein Silbergeschirr und alle meine andern Geräthe, „so wie meinen geringen Rest an Getreide an. Ich „will lieber mit Geld und Blut dienstbar sein, als „einen Hof machen." So spricht der Mann, den Ludwig XIV. als seinen Feind ansah!

Fenelon hatte bemerkt, wie so viele Grundbesitzer Flandern's theils aus Gewinnsucht, theils aus Mißtrauen ihr Korn zu verbergen suchten, um den Ausschreibungen des Armee-Intendanten zu entgehen, oder um zu gelegener Zeit einen noch größern Nutzen zu ziehen: und da durch diesen Mangel an Circulation die Märkte nicht hinreichend versehen wurden, und der Brodpreis auf eine Taxe stieg, die wohl zu Tumulten Veranlassung geben konnte: so ertheilte Fenelon als Herr von Cateau-Cambresis, einem der fruchtbarsten Bezirke der Provinz, den Befehl, daß alle Pächter und Zinspflichtige seiner Gerichtsbarkeit all' ihr Korn dreschen und zur bestimmten Zeit auf die nächsten Märkte schaffen, und nur so viel für sich zurückbehalten sollten, als ihr und ihrer Familie Bedarf erheischte. Durch Ausführung dieses Befehls sank auf vielen Märkten der Getreidepreis, ja viele Grundbesitzer beeilten sich, aus Furcht vor noch größerem Sinken, ihre Vorrathskammern zu öffnen. So wurden die Märkte nach und nach hinreichend versehen, das Gleichgewicht in einem gerechten Verhältnisse zwischen dem Gewinne der Grundeigenthümer und dem Bedarf der Verzehrer hergestellt und Flandern vor einer Hungersnoth bewahrt, mit welcher es durch den Aufenthalt der Armeen und den unglücklichen Winter von 1709 bedroht ward.

Indeß schien Frankreich einer Krise zu nahen, deren unvermeidliche Wirkung sein gänzlicher Untergang sein sollte. Man hat eine Denkschrift aufbewahrt, von Fenelon's Hand geschrieben, die uns ein getreues Gemälde von der verzweifelten Lage, in der sich damals Frankreich befand, darstellt. Fenelon, als im Mittelpunkte der Ereignisse, auf dem Schauplatze des Krieges selbst, konnte uns wohl dasselbe bieten. Er kannte gleicherweise die Gefahren wie die Rettungsmittel, und sein vertraulicher Briefwechsel mit Beauvilliers und Chevreuse klärte ihn über jenen Theil der Staatsangelegenheiten auf, die nicht unmittelbar unter seinen Augen standen. Diese Denkschrift, die nur für seine beiden Freunde verfaßt war, denen er weder Gedanken noch Gefühle verhehlte, war keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt. Aus dieser Schrift vermag man die ganze Tiefe des Abgrundes zu erkennen, in den Frankreich gefallen war, da der beste Theil der Bürger sich zu Opfern verstand, die noch heutzutage nach einem Jahrhunderte, gerechten Unwillen erregen.

„Man lebt heute nur mehr wie durch ein Wunder;" schreibt er, „Frankreich gleicht nur mehr einer „morschen Maschine, die zwar noch nach dem alten „Gange geht, in den man es gesetzt hat, die aber „beim ersten Stoße gänzlich zusammenstürzt. Das „größte Uebel ist, daß Niemand den Grund des Uebels „sieht, ja daß man gleichsam mit Vorsatz denselben „nicht sehen will! daß man seine Augen schließt, die „Hand aber immer öffnet, um zu nehmen, ohne zu „wissen, woher man nähme!"

Hierauf beschreibt er ganz umständlich das Elend

der schlecht bezahlten wie schlecht genährten Soldaten, den Verfall der befestigt sein sollenden Plätze, welche, um uns seines Ausdruckes zu bedienen, bei dem Verlust nur einer Schlacht wie Kartenhäuser zusammenfallen würden; die Erschöpfung der Städte; die durch Lieferungen und Steuern ganz ausgesogenen Landschaften; die stets wachsende Kühnheit der Feinde, die ohne Scheu den König zur Entthronung seines Neffen anhielten. Wie tief dieser einst so mächtige, so glückliche und von seinem Ruhme berauschte König gesunken war, zeigt eben eine solch' demüthigende Bedingung, welcher zu entgehen Fenelon kein anderes Mittel findet, als Philipp V. zu berufen und Spanien zu räumen.

Beauvilliers machte oft im Staatsrathe die Kraft der in dieser Denkschrift angestellten Betrachtungen geltend, ohne natürlich nur von fern anzudeuten, daß sie von Fenelon herrührten. Der König und seine Minister waren selbst nur zu sehr von der Nothwendigkeit überzeugt, den Frieden um jeden Preis zu erkaufen. Ludwig XIV. bestimmte sich ungeachtet des Drängens seiner Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Congreß wurde zu Gertrudenberg eröffnet, allein die Bedingungen, welche die Minister der Verbündeten aufsetzten, waren noch härter, als die im verflossenen Jahre. Die Unterhandlungen wurden gänzlich aufgehoben und Frankreich schien am Rande des Verderbens zu sein.

Zu dieser Zeit schrieb auch Fenelon einen bewundernswerthen Brief an die Herzoge von Beauvilliers und Chevreuse, in welchem er mit den düstersten Farben die tiefen Regungen seiner Seele und die

Qualen seiner von den drohenden Gefahren geschreckten Einbildungskraft, die sich nach allen möglichen Rettungsmitteln umsieht, an Tag legt. Er mußte tief von dem bevorstehenden Verderben überzeugt sein, und wie man Alles aufbieten müsse, um wenigstens noch einige Trümmer aus einem so großen Schiffbruche zu retten.

Die klägliche Lage Frankreichs erhellt kurz aus einer Stelle jenes Briefes: „Frankreich ist wie ein „in Belagerung versetzter Platz; die Zurückweisung „einer Uebergabe reizt Volk und Besatzung; man „strengt sich auf ein Neues vier oder fünf Tage lang „an, hierauf schreit das ausgehungerte Volk und die „Besatzung „Uebergabe! Uebergabe!“ und nehmen „die schmählichsten Bedingungen an. Alles ist kriegs„gefangen, eine schimpfliche Capitulation das Ende!“

Nachdem er die Mittel angedeutet, die ihm zur Rettungaus den gegenwärtigen Drangsalen unumgänglich nothwendig schienen, fügt er hinzu: „Sie wollen „mir sagen, Gott wird Frankreich schützen! Ja wo „ist diese Verheißung? Wer ist Bürge für Wunder? „— Ich will es zweifellos hoffen, daß Gott Frank„reich rette, daß Er Barmherzigkeit übe mit dem „Hause des heiligen Ludwig, und weil Frankreich ein „großer Träger der Kirche ist. Allein Alles dies zu„gegeben, — schmeicheln wir uns nicht! Gott be„darf Niemandes, und Er wird ohne diesen schwa„chen Arm Seine Kirche zu erhalten wissen. Gott „weiß, was für mich verschlossen ist, Er sieht in „den Schätzen Seiner Vorsehung, was meine schwache „Vernunft nicht entdeckt. Ich bete an, was Er immer „thun wird, ohne daß ich es zu ergründen vermag;

„ich erwarte Seinen Rathschluß. — Er weiß, mit „welcher Innigkeit ich mein Vaterland liebe; — mit „welch' ehrfurchtsvoller Hingebung ich für die Person „des Königs mein Leben opfern würde; — mit wel- „cher Liebe ich dem königlichen Hause, besonders dem „Herzoge von Burgund anhange; aber ich kann Ihnen „mein Herz nicht verbergen: aus inniger, zärtlicher „und unveränderlicher Liebe wünsche ich, daß unsere „äußeren Drangsale die Vorbereitung zu wahrer Hei- „lung, und diese gewaltsame Umwandlung der Dinge „nicht fruchtlos seien. — Habe ich unbesonnen ge- „sprochen, so verzeihen Sie es mir; liebte ich Frank- „reich, den König, das königliche Haus minder, so „würde ich nicht auf diese Weise sprechen; doch ich „weiß, mit Wem ich rede."

Doch ward Frankreich in Folge von Begebenheiten gerettet, die weder Menschen vorhersehen noch vorbereiten konnten: Einfache Hofränke brachen in einem Augenblicke die Macht des Herzogs Marlborough in England und stimmten das Herz der Königin Anna zu Friedensgedanken. Kaiser Joseph starb in Folge hohen Alters, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, und sein Bruder, der Erzherzog Karl, folgte ihm in der Regierung, und man glaubte schon auf seinem Haupte alle Kronen Karl's V. und Ferdinand's I. glänzen zu sehen. Bei dieser Veränderung des politischen Horizonts nahmen auch alle Befürchtnisse, alle Hoffnungen, alle Cabinets-Ränke eine andere Richtung. Nicht Frankreich's Macht mehr, sondern die Oesterreich's schien man fürchten zu müssen.

Auch dem französischen Hofe gab zur selben Zeit ein ebenfalls unerwartetes Ereigniß eine neue Ge-

staltung. Der Thronfolger, Sohn Ludwig's XIV., und Vater des Herzogs von Burgund starb den 14. April 1711 an den Blattern, drei Tage früher, als dieselbe Krankheit auch Kaiser Joseph hinweggerafft. Mit dem Tode jenes Prinzen, der weder Ansehen noch Einfluß besaß, veränderte sich der Lauf der Angelegenheiten weder nach Außen noch nach Innen; allein Aller Blick war auf eine nicht ferne Zukunft hingerichtet, in welcher der Herzog von Burgund als unmittelbarer Nachfolger eines dreiundsiebzigjährigen Königs erschien.

St. Simon malte mit den lebhaftesten und treffendsten Zügen alle Regungen des Hofes in diesem Augenblicke. Wir wollen nur einige Auszüge geben, die sich mehr oder weniger auf Fenelon beziehen.

„Bei dieser großen Umwandlung der Dinge „glaubte man besonders zwei Personen zunächst im „Vortheile: den Herzog von Beauvilliers und „durch ihn den Herzog von Chevreuse; mehr in „der Ferne: den Erzbischof von Cambrai. Alles „beugte sich nun wie mit Einem Schlage vor beiden „Ersteren, Alles drängte sich um sie, und Jeder war „deren Freund seit undenklichen Zeiten her.

„Man vermuthet wohl mit Recht, daß die er„wähnten beiden Herzoge ihre innigste Zuneigung „zum Erzbischofe von Cambrai im Herzen des „neuen Thronfolgers nicht erkalten ließen.

„Ihre erste Sorge war, den jungen Prinzen immer „mehr anzueifern, daß er seine Unterwürfigkeit, seine „Ehrfurcht, seine Dienstfertigkeit gegen den König, so „wie seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt für Frau von

„Maintenon verdopple. Freier in seinen Bewegungen
„faßte nun der neue Thronfolger Muth den Men-
„schen gegenüber, die er bei Lebzeiten seines Vaters
„fürchtete, da er deren Spott und Stichelreden zu
„ertragen hatte. Das machte ihn furchtsam, ja scheu,
„und entfremdete ihn vollends der Gesellschaft.

„Aber plötzlich verscheucht der Tod seines Vaters,
„dessen Stelle er einnimmt, die unverschämte Cabale,
„hält die Welt in Ehrfurcht, in Aufmerksamkeit, in
„lebendigem Diensteifer, die frechsten Gegner in knech-
„tischer Unterwürfigkeit, ja die Hauptpersonen am
„Hofe in Gehorsam und Furcht. — Man sieht diesen
„furchtsamen, scheuen, entmuthigten Prinzen, diesen
„versteckten Menschen, der im eignen Hause fremd
„war und in Allem gezwungen erschien; — man sieht
„ihn, wie er nach und nach auftritt, sich entfaltet, sich
„der Welt mit Bedacht, Freiheit, Majestät, Heiterkeit
„und Anmuth zeigt; wie er in dem um ihn versam-
„melten Kreise das Wort führt. Eine ungezwungene,
„aber belehrende Unterhaltung, gewählt mit richtigem
„Tacte, ein Durchschimmern von Wissen und Kennt-
„nissen öffneten plötzlich Aller Auge, Ohr und Herz.

„Man freute sich zum Voraus des so nothwen-
„digen und heißersehnten Trostes, künftig einem Herrn
„zu dienen, der nicht nur die Fähigkeit in sich trug,
„ein solcher zu sein, sondern der sich bereits nach
„Außen hin als solcher erwies.

„Freundlich, wie er sich überall zeigte, voll Auf-
„merksamkeit für Rang, Alter, Geburt, Verdienst eines
„Jeden: ernst, ohne das Gesicht in Falten zu ziehen,
„ja zugleich heiter und ungezwungen erscheinend, —
„ist es kaum glaublich, mit welch' staunenswerther

„Schnelligkeit er sich die Bewunderung der Geister „und die Zuneigung der Herzen erwarb; wie schnell „die über ihn gefaßten Vorurtheile zerstäubten, welch' „ein Drängen und Treiben um seinetwillen entstand! „Die Freude war so allgemein, daß man gar nicht „von ihm schweigen konnte und Einer den Andern „fragte, ob dies wohl derselbe Mensch, oder ob dies „Traum oder Wirklichkeit sei."

Dieses bewunderswerthe Benehmen des jungen Prinzen brachte selbst plötzlich im Charakter Ludwig's XIV., in der Unbeugsamkeit seiner politischen Grundsätze, und in seiner Eifersucht für die höchste Gewalt, die durch fünfzigjährige Gewohnheit tief gewurzelt war, eine völlige Umwandlung hervor. Der König beschloß, den Prinzen zu den Regierungsgeschäften beizuziehen. Wohl erregte noch nie ein königlicher Beschluß solch' allgemeines Staunen am Hofe! Es war ein Donnerschlag für die Minister, als sie den Auftrag vom König erhielten, beim neuen Thronfolger zu arbeiten und ihm Rechenschaft in allen Angelegenheiten abzulegen.

„Welch' ein Schlag," bemerkt der Zeitgenosse St. Simon, „welch' ein Schlag für solche Leute, mit „einem Prinzen arbeiten und ihm Rechenschaft geben „zu müssen, der so viel wie als auf dem Throne saß, „der Fähigkeit, Thätigkeit, klaren Verstand und gebildeten, Andere weit überragenden Geist an Tag „legte, der mit diesen Eigenschaften Güte des Herzens, Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe verband; „der durch Unterscheidungsgabe, Aufmerksamkeit und „Fleiß Alles zu verfolgen und aufzufassen vermochte; „der sich nicht mit Worten, sondern nur durch Thaten

„zufrieden stellte; der entschieden das allgemeine Beste „wollte; der Alles nach seinem Gewissen abwog; der „leicht Zugang zu sich gewährte und durch schätzens„werthe Wißbegierde von Allem wissen wollte; der „die Dinge zu vergleichen und zu schätzen verstand; „der endlich nach Umständen traute oder mißtraute."

So war und so erschien auf einmal der Zögling Fenelon's; Jener aber, der ihn so beurtheilte, kann nicht des Eigennutzes oder der Schmeichelei beschuldigt werden, da er erst nach des Prinzen Tode schrieb.

Sobald Fenelon den Hingang des Dauphin und die frühzeitige Erhebung erfuhr, deren der Herzog von Burgund durch Beiziehung zu den Regierungsgeschäften gewürdigt ward, hielt er es für seine Pflicht, ihm zu diesem neuen Amte angemessene Weisungen zu ertheilen. Es ist nicht mehr Mentor, dessen sanftes und väterliches Wort den jungen Telemach über die wilden Felsen der kleinen Insel Ithaka zu herrschen lehrt: es ist ein Oberpriester, mit der Macht und der Majestät der Religion ausgerüstet, der im Namen des Himmels dem Erben eines großen Reiches die ihm auferlegten furchtbaren Pflichten auseinandersetzt; und während schmeichelnde Höflinge und zitternde Minister nur von der Macht und der Glorie einer so hohen Stelle mit dem Herzoge von Burgund sprachen, legt ihm Fenelon in erhabenen und ernsten Unterweisungen die großen Gefahren und die großen Verpflichtungen vor Augen. Man kann dies aus einigen Stellen eines Briefes beurtheilen, den er an den Herzog von Beauvilliers sendete, damit er denselben dem neuen Thronfolger vorlege.

„Gott ließ uns von einem harten Schlage treffen; „aber Seine Hand ist oft barmherzig selbst bei den „empfindlichsten Schlägen. Der Tod ist eine Gnade, „insofern er das Ende aller Versuchungen ist. Glück„lich Jene, die wie der heilige Ludwig ihre Macht nicht „gebrauchten, bloß ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, „sondern die sie als ein von Oben anvertrautes Gut „zur Wohlfahrt der Völker betrachteten. Bereits ist „es Zeit, sich Liebe, Furcht und Achtung zu erwer„ben. Sie müssen sich immer mehr und mehr be„mühen, dem König zu gefallen, sich in seine Gunst „zu setzen suchen, ihm eine unbegrenzte Anhänglichkeit „zu zeigen, ihn zu schonen und ihn durch Dienstbe„flissenheit und Zuvorkommenheit zu unterstützen. Sie „müssen der Rath Seiner Majestät, der Vater der „Völker, der Trost der Betrübten, die Zuflucht der „Armen, die Stütze der Nation, der Vertheidiger „der Kirche werden. Sie müssen Schmeichlern miß„trauen und sie bei Seite schaffen. Sie müssen das „Verdienst auszeichnen, es aufsuchen, auf dasselbe „aufmerksam sein, und es in Thätigkeit zu setzen „suchen; Alles anhören, aber ohne vorliegenden Be„weis Nichts glauben, sich allen Andern gegenüber „höher stellen, wenn man sich wirklich über Alle höher „findet. Derjenige, der David vom Hirtenstabe „zum königlichen Scepter gelangen ließ, wird Wort „und Weisheit geben, der Niemand widerstehen kann, „vorausgesetzt, daß man in Einfalt sich selbst miß„traut und nur allein auf den Höchsten baut. Man „muß Vater und nicht Herr sein wollen. Alle sollen „nicht für Einen, sondern dieser Eine für Alle, „für die Wohlfahrt Aller sein.“

St. Simon läßt es uns auch erkennen, ob der Zögling Fenelon's von den in diesem Schreiben enthaltenen Rathschlägen Gebrauch gemacht habe.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Fenelon nicht ohne die süßeste Herzensfreude den glücklichen Erfolg des Herzogs von Burgund, dessen er sich bei Hofe und beim Volke erfreute, vernahm, und wie der Prinz eine Art Ansehen genieße, das er sich bereits durch seine klugen Rathschläge bei der Regierung und beim Volke erwarb, und wie sich ihm plötzlich Geist und Herz der Menschen zuneigte. Fenelon wendete nun seine vollste Aufmerksamkeit der Leitung aller Schritte des Prinzen auf dieser neuen Laufbahn zu, und blieb vermittelst des Herzogs von Chevreuse in ununterbrochener Verbindung mit ihm.

Schon drang der glänzende Ruf des neuen Dauphin mit aller Schnelligkeit von Versailles und Paris bis an die äußersten Grenzen Frankreich's, und Fenelon begann sich über den glücklichen Erfolg seiner Sorgfalt und die Erfüllung seiner Wünsche zu freuen. Schon setzten sich Ehrsüchtige um ihn herum in Bewegung, und suchten bei Zeiten Stimme und Wohlwollen eines Prälaten für sich zu gewinnen, dessen baldige Rückkehr an den Hof und in die Gunst desselben gar klar vor Augen zu liegen schien.

Im Frühjahre von 1711 reiseten alle Hofleute, die bei der Armee Dienst hatten, so wie alle Generäle und eine große Anzahl minder bekannter Officiere durch Cambrai, und hielten sich daselbst so lang als möglich auf, um dem Erzbischofe aufzuwarten.

Dieser benützte diese Zusammenkunft so vieler Generäle, die durch Beweise von Vertrauen und Erge-

benheit sein Wohlgefallen zu gewinnen strebten, um sich einen genauen Begriff vom Zustande der Armee zu verschaffen, so wie von den Vortheilen oder den Gefahren, die aus der Stimmung der Soldaten und dem Eigendünkel der Generäle erwachsen konnten. Dies war aber von Seite Fenelon's keine eitle Neugierde, sondern er wollte sich nur in Stand setzen, dem Dauphin über einen Gegenstand, der ihm nicht ganz bekannt war, sicherere und umständlichere Rathschläge ertheilen zu können. Doch theilt er nur mit Zurückhaltung und Bescheidenheit seine schwachen Gedanken, -- wie er sie nennt, — mit: „Ich „stammle nur," sagt er, „aber was liegt daran; ich „will gern aus zu großem Eifer zur rechten Zeit „schlecht zu sprechen scheinen." Was waren dies für schwache Gedanken? Man solle in gegenwärtigen Umständen, wo man eben mit dem Londoner-Cabinette Unterhandlungen angeknüpft habe, den klügsten Ausweg einschlagen, nämlich abwarten und eine Schlacht vermeiden, die den siegreichen Feind bis vor die Thore von Paris bringen, und jede günstige Stimmung, nach welcher das neue englische Ministerium sich dem Frieden hold zeigte, zerstören könnte; außerdem besorgte er, daß die Muthlosigkeit, die sich wegen der vielen auf einander folgenden Unfälle im Heere verbreitet hatte, die schwache und letzte Schutzwehr bloßstellen würde, in welcher noch das Innere des Reiches die einzige Vertheidigung gefunden hätte.

Inmitten dieser beunruhigenden Krise fand Fenelon nur darin noch Vertrauen und Trost, daß sein früherer Zögling Dauphin und Thronfolger geworden und dadurch in Stand gesetzt worden sei, Frankreich

jenen innern Wohlstand wieder zu schaffen, dessen es nach so vielen zwar glänzenden, dann aber unglücklichen Kriegen so sehr bedurfte. Nach diesem wichtigen Gegenstande richteten sich nun alle seine Gedanken und er glaubte dem Herzoge von Burgund einen allgemeinen Plan zur Regierung vorzeichnen zu müssen. Man hat die Skizze dieses Planes, von Fenelon's Hand geschrieben, aufbewahrt; er umfaßt das Ganze der Regierung und alle Zweige der Verwaltung, und beweis't das Interesse und die Aufmerksamkeit, mit welcher sich Fenelon mit dieser großartigen Arbeit beschäftigt hatte. Dieser Plan war in allen einzelnen Theilen eben so bestimmt als lichtvoll.

Er deutet hin auf Reformen in der Armee, in der Politik nach Außen, in den Ausgaben des Hofes, in der innern Verwaltung und in der Gerechtigkeitspflege. Er stellt seine Ansichten auf über das System der Auflagen, über die Stände, den Adel, die Geistlichkeit, den Handel, die Manufacturen, die Marine u. s. w.

Aber während Fenelon im Geiste an dem Wohle eines neuen Geschlechtes arbeitete, traf des Todes Hand, die nicht selten in diesem vergänglichen Leben die Hoffnungen der Tugend eben so, wie die thörichten Gedanken der Ehrsucht zu Schanden macht, — den Herzog von Burgund.

Kaum waren drei Monate seit Verfassung jenes Regierungsplanes verflossen, ergriff eine schreckliche, unvorhergesehene und unerklärbare Krankheit den Dauphin, seine Gemahlin und seinen ältesten Sohn, den Herzog von Bretagne, und raffte sie in dem kurzen Zeitraume weniger Tage dahin.

So starb in der Blüthe seines Alters ein Fürst, um den ganz Frankreich Thränen vergoß und dessen Namen bis auf den heutigen Tag nur mit dem Ausdrucke des Schmerzes, der Liebe und der Verehrung ausgesprochen wird.

Die Herzogin von Burgund ging den 12. Februar 1712 mit Tod ab; dieselben Briefe, durch die Fenelon dies betrübende Ereigniß erfuhr, berichteten auch, daß das Leben des Prinzen selbst bedroht sei; es scheint, daß Fenelon vom ersten Augenblicke an Alles befürchten zu müssen glaubte; denn er kannte das so empfindsame Herz und das zur Melancholie geneigte Gemüth des Prinzen, welches den eitlen Zerstreuungen einer Welt, die er geringschätzte, unzugänglich war. —

Fenelon läßt in folgendem kurzen Schreiben seine lebhafte Besorgniß durchblicken: „Ich bin über „die Krankheit des Dauphin bestürzt; und ich befürchte „bereits seit geraumer Zeit einen verhängnißvollen „Ausgang. Zürnt Gott nicht mehr über Frankreich, „so wird Er genesen; ist aber Gottes Zorn noch nicht „besänftigt, so ist Alles für sein Leben zu fürchten. „Geben Sie mir vom Verlaufe der Krankheit Nach„richt; Sie kennen ja meine so innige Theilnahme. „Ach Herr! sieh uns mit barmherzigem Auge an!"

Indeß ließen minder beunruhigende Anzeichen einen Schimmer von Hoffnung in Fenelon's Herz fallen. Eilends benützte er diesen Augenblick zur Absendung eines Schreibens an den Herzog von Chevreuse mit der Bitte, dasselbe dem Prinzen vorzulegen, falls er im Stande sein sollte, die sanfte und mächtige Stimme der Religion zu vernehmen.

In der That, was nur immer die Religion Rührendes und Ueberzeugendes eingeben, — was nur immer die innigste Anhänglichkeit bei dergleichen Umständen Zärtliches sprechen kann, hatte Fenelon in diesem Schreiben vereint, um einigen Trost in die äußerst betrübte Seele seines Zöglings zu senken.

Aber in demselben Augenblicke, als Fenelon diese Zeilen an den Prinzen schrieb, hauchte dieser seine Seele aus. Dieser Brief ist vom 18. Februar 1712 datirt, und der Prinz starb an demselben Tage Vormittags um neun Uhr. Bei der Nachricht dieses schrecklichen Ereignisses entfuhren Fenelon's Lippen nur diese Worte: „Alle meine Bande sind zerrissen, Nichts „fesselt mich mehr an diese Erde!" — Einige Tage befand er sich in einem Zustande von Niedergeschlagenheit und Ueberdruß des Lebens, daß seine Freunde nicht wenig beunruhigt waren. Nach Verlauf dieser Zeit fühlte sich Fenelon wieder so gekräftigt, daß er an den Herzog von Chevreuse einen Brief, freilich einen herzzerreißenden Brief, in welchem er den ganzen Schmerz seiner Seele ausdrückt, zu schreiben vermochte. „Ach, guter Herzog! Gott hat uns unsere „Hoffnung für Kirche und Staat entrissen! Er hat „diesen jungen Prinzen gebildet; Er hat ihn geschmückt, „Er hat ihn der Welt gezeigt, aber auch sogleich da„hinschwinden lassen. Ich bin von Schreck ergriffen „und krank von diesem Ergriffensein — ohne Krank„heit. Indem ich den todten Prinzen beweine, der „mir das Herz zerreißt, bin ich für die Lebenden „mit Besorgniß erfüllt."

Aber mitten in diesem Schmerze, also zu einer Zeit, wo man Fenelon nicht mehr eines persön-

lichen Interesses oder Eigennutzes beschuldigen kann, richtet er mit demselben Eifer mit derselben Besorgtheit seinen Blick auf das öffentliche Wohl. Dieses sein edles Streben selbst unter dem drückendsten Schmerze erscheint uns als die heldenmüthigste Hingabe eines Herzens, das nur für Religion und Vaterland athmet.

In einem Briefe an den Herzog von Chevreuse, den er drei Wochen nach dem Absterben des Herzogs von Burgund geschrieben, blickt er mit unruhigem Auge in eine Schrecken verkündende Zukunft, die der Zustand des Hofes, der königlichen Familie und des Reiches für Frankreich ahnen ließ. Besonders fürchtet er die Gefahren während einer Minderjährigkeit und hält es deßhalb, diesen zuvorzukommen, von der höchsten Wichtigkeit, alsogleich einen Regierungsrath oder vielmehr eine Regierung und Erziehung des jungen Prinzen, der schon stark genug wäre, festzusetzen, sollte unglücklicher Weise der König mit Tod abgehen. Seine Ehre, sein Ruhm, seine Liebe für das königliche Haus und für seine Völker; endlich sein Gewissen forderten ernst von ihm, alle Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen, welche menschliche Weisheit nur immer eingeben können. Er wünscht, daß man Frau von Maintenon und alle Minister vermöge, alle ihre Bemühungen beim König anzuwenden. Er fordert den Herzog von Beauvilliers auf, in diesem Umstande ein Herz zu fassen, und seinen Widerwillen, in einer so heiligen und wichtigen Sache mit Frau von Maintenon zu sprechen, zu besiegen.

Die Gelegenheit schien günstig, denn Frau von

Maintenon schien sich dem Herzoge von Beauvilliers, dessen Einfluß auf den Herzog von Burgund sie nicht mehr beunruhigte, nähern zu wollen. Man kann dies aus einem Briefe ersehen, den sie als Antwort auf ein Schreiben Beauvilliers' gab, worin dieser seine und Fenelon's Schriften, die sich unter den Papieren des verstorbenen Prinzen vorfinden mußten, in Anspruch nahm: „Ich würde Ihnen „gern Ihre und des Erzbischofes Schriften übersendet haben; allein der König wollte sie mit eigner „Hand verbrennen. Ich gestehe Ihnen, daß es mir „um dieselben sehr leid thut, denn man kann wohl „nie Schöneres und Besseres schreiben. Hatte der „Prinz, den wir beweinen, einige Fehler an sich, so „sind weder befangene Rathschläge, die er erhalten, „noch Schmeicheleien, die man ihm erwiesen, schuld. „Man kann in Wahrheit sagen, daß Jene, die „stets den geraden Weg gehen, nie zu Schanden werden."

So läßt also Frau von Maintenon, freilich nur zu spät, dem Erzbischofe von Cambrai Gerechtigkeit widerfahren.

Beauvilliers hatte eine besondere Unterredung mit Frau von Maintenon und schien über ihre Geneigtheit, mit ihm in Verbindung dem König die für die Umstände geeignetsten Maßregeln vorzuschlagen, ganz zufrieden gestellt. Der Herzog von Chevreuse setzte sogleich Fenelon über diese so glückliche Einleitung in Kenntniß, und forderte ihn im Namen Beauvilliers' zur Mittheilung seiner Gedanken auf, um einen zusammenhängenden Plan zu entwerfen.

Fenelon verfaßte sogleich mehrere Denkschriften

die aber heutzutage Einiges von ihrem Interesse verloren haben, und deren Rathschläge nicht in Ausführung gebracht wurden, sei es, daß sie an vielen Stellen den Ansichten der Frau von Maintenon und des Königs entgegen waren, sei es, daß sie durch den eintretenden Tod der Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers unberücksichtigt blieben.

Unter diesen Denkschriften ist besonders eine bemerkenswerth, die den Titel führt: „Untersuchung über —" Fenelon wagt es nicht auszuschreiben; er befürchtet seine Feder zu beflecken, wenn er die Natur des Verbrechens anzeigte, dessen man den ersten Prinzen von Geblüt — den Herzog von Orleans — bezichtigte.

Ganz Frankreich, — bestürzt über den schnellen und unvorhergesehenen Tod eines jungen Prinzen, der die Wonne der Nation geworden war, — einer Prinzessin, dahingerafft in der Blüthe ihres Alters und theuer dem ganzen Hofe durch ihre Güte, Anmuth und liebliches Wesen, — eines Söhnchens, zur selben Zeit wie Vater und Mutter dem Grabe verfallen, — ganz Frankreich beschuldigte den Herzog von Orleans, er habe dieses grausenvolle Schicksal bereitet, das zwischen dem Throne und ihm nur ein bald verathmendes Kind gelassen. Wohl wurde diese Anklage nie bewiesen, ja man kann sagen, er habe sich gewissermaßen gerechtfertigt, da er sich nach des Königs Tode wenig anstrengte, um das geringe Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das ihn vom Throne zurückhielt. Wurde er aber solchen Verbrechens unschuldig angeklagt, so hatte er es sich selbst zuzuschreiben, denn man beurtheilte ihn nur nach dem,

wie er sich im Aeußern zeigte; er hielt Tugend und Rechtschaffenheit für ein Hirngespinnst, — also verdiente er, daß man an seiner Tugend und Rechtschaffenheit Zweifel hegte, er machte Das, was man nur sehr schwer glaubt, für sich glaubwürdig.

Fenelon hatte ursprünglich keinen Argwohn gegen den Herzog von Orleans, der selbst mit ihm über die erhabensten Fragen der Religion und Philosophie im Briefwechsel stand. Er hatte sich also so zu sagen vom allgemeinen Geschrei mit fortreißen lassen, um ihn für schuldig zu halten. Aus Fenelon's Denkschrift tritt die quälende Aengstlichkeit eines Geistes hervor, der weder an die Unschuld, noch an das Verbrechen glauben will, und der vor der Nothwendigkeit zurückschaudert, dieses furchtbare Geheimniß zu erforschen.

„Es wäre eine große Ungerechtigkeit," sagt Fenelon, „und ein großes Unglück, ohne feste Grundlage bloß auf die Meinung des Volkes hin Argwohn „zu schöpfen. Ist er nicht schuldig, so bereitet man „umsonst einen Bürgerkrieg, indem man ihn im Verdachte hält und ihn (vom Regierungsrathe, den Fe„nelon vorschlug,) ausschließt. Ist er schuldig, so ist „es das Erste, das Leben des Königs und des jun„gen Prinzen, das jeden Augenblick gefährdet erscheint, „in Sicherheit zu bringen."

Hierauf zeigt er die Gefahr, die mit einem mit Aufsehen eingeleiteten gerichtlichen Verfahren verbunden sein würde, und hält es für's Beste, wenn sich schon Indicien vorfänden, die Untersuchungen möglichst geheim zu bewerkstelligen.

Welch' schmerzvolles Staunen mußte sich nicht

des Königs Seele bemächtigen, als des empörten Volkes Unwillen bis zu den Stufen seines Thrones drang, als er alle diese Beschuldigungen vernahm, als selbst die Berichte der Aerzte, denen er unbedingtes Vertrauen schenkte, das Verbrechen bestätigten, und jede Zunge den Schuldigen nannte. Welch' eine Lage für einen König, dem bisher stets das Glück lächelte! Er sah sich in seinem Palaste einsam und verlassen; die zahlreiche Nachkommenschaft, die ihn umgeben hatte, war verschwunden, und in seinen weiten Gemächern bewegte sich nur ein schwächliches Kind, das mehr dem Tode als dem Leben glich — der Herzog von Berry, der weder seiner Krone eine Stütze, noch irgend einen Trost seinem Herzen bot.

Ludwig XIV. vermochte es nicht zu glauben, daß ein Glied seiner Familie sich mit solch' schwerem Verbrechen belastet habe; er wußte wohl, daß der Herzog von Orleans Etwas darin suche, sich selbst schlechter zu schildern, als er war; er hielt dafür, daß sein Neffe an solche Verbrechen wohl denken, aber sie nicht ausführen könne. Nicht einmal einen Verdacht wollte er in seinem Herzen aufkommen lassen, und veränderte daher weder in Gegenwart des Hofes noch in geschlossener Gesellschaft seine Handlungsweise gegen ihn.

Fünftes Kapitel.

Fenelon als Mitglied der französischen Akademie. — Seine Correspondenz mit dem Herzoge von Orleans.

Inmitten solch' ernster Beschäftigungen, solch' wichtiger Pflichten ward Fenelon's Thätigkeit auch noch für Beschäftigung und Erfüllung von Pflichten ganz anderer Art in Anspruch genommen. Die französische Akademie arbeitete an der Herausgabe eines Wörterbuches und beauftragte Dacier, ihren Secretär, Fenelon's Ansichten und Gedanken über den zu befolgenden Plan einzuholen. Dieser hielt es nicht angemessen, sich dem Ansinnen einer so berühmten Gesellschaft, deren Mitglied er selbst war, zu entziehen; ja er glaubte vielmehr dadurch Gelegenheit zu finden, die Ansichten der Akademie zu erweitern, indem er derselben einen zur Förderung nützlicher Studien angemessenen und dem wissenschaftlichen Ruhme der Nation würdigen Plan vorlegte.

Es war also zur Unterstützuug des Muthes seiner Collegen bei einer eben so trockenen als schwierigen Arbeit, wie die eines Wörterbuches ist, und zur Eröffnung eines noch weiteren und nützlicheren Feldes für ihren Eifer, wenn Fenelon der Akademie einen Plan vorlegte, dessen Ausführung gewiß das Zeugniß von der wahren Auffassung ihrer Aufgabe gegeben, — ja zur Verhütung der Mißbräuche und der Ausartung, die man der Literatur des achtzehnten und noch mehr des neunzehnten Jahrhunderts vorwirft, gedient haben würde. Dieser Plan ist in der Schrift, die unter dem Titel: „Brief an die französische Akademie“ herauskam, enthalten.

Dieser „Brief" ist noch immer eines der besten classischen Werke geblieben, und erscheint durch die Richtigkeit der Grundsätze, die Wahl der Beispiele und die glückliche Anwendung aller in letztern enthaltenen Regeln als ganz geeignet zur Bildung des Geschmacks.

Fenelon fühlte es wohl, daß ein Wörterbuch, mit der Eigenschaft unveränderlich und bleibend zu sein, etwas an sich ganz Unmögliches sei. Denn der Gebrauch, welcher das einzige Gesetz für lebende Sprachen ist, verändert von Zeit zu Zeit diese Sprachen, folglich ihre Wörterbücher. — Und in der That ist die Akademie stets mit derselben Arbeit beschäftigt, und diese wird wohl so lange als sie selbst besteht, fortdauern. Jede neue Ausgabe unterscheidet sich mehr oder weniger von der vorhergehenden, so zwar, daß das neueste Wörterbuch wohl nur sehr wenig Aehnlichkeit mit jenem hat, mit welchem sich die Collegen Fenelon's beschäftigten.

Er drückte daher seinen Wunsch aus, die Akademie möchte sich nicht mit einem eben so beschränkten als veränderbaren Werke, wie ein Wörterbuch sei, begnügen, und forderte sie auf, eine französische Sprachlehre beizugeben, um die Regeln, Ausnahmen, Etymologien, die figürliche Bedeutung, das Kunstgebäude der ganzen Sprache und deren Veränderungen anzugeben, — eben so eine Rhetorik, jedoch frei von einem Systeme von Regeln und willkürlicher und trockener Vorschriften, — endlich eine Poëtik und eine Abhandlung über Geschichte, — ein Vorschlag, der eine aus so ausgezeichneten Mitgliedern bestehende Gesellschaft hinlänglich beschäftigen konnte.

Es ist ohne Zweifel zu bedauern, daß die französische Akademie zur Ausführung eines so angemessenen und nützlichen Planes nicht geschritten ist, den doch Fenelon selbst nur auf gegebene Aufforderung entworfen hatte. Allein der Augenblick war nicht günstig, die Akademie war damals durch einen wissenschaftlichen Kampf entzweit, nämlich den Streit zwischen den Alten und den Neuern, der leider sehr leidenschaftliche Schriften und wirkliche Feindseligkeiten zur Folge hatte.

Beide Parteien suchten sich auf gleiche Weise auf das Ansehen und die Stimme des Erzbischofs von Cambrai zu stützen; dieser aber beschränkte sich auf die unparteiische Auseinandersetzung Dessen, was zum Ruhme der Alten und der Neuern gereichte, und zwar ohne Verhehlung der gerechten Vorwürfe, die sowohl die Einen wie die Andern verdienten. Sein Brief endete mit solch' richtigen und einleuchtenden Bemerkungen, daß sie eine Annäherung beider Parteien hätten bewirken müssen, wenn anders je der Parteigeist eine Empfänglichkeit für die Sprache der Vernunft und Wahrheit gezeigt hätte.

Zur selben Zeit, als die Akademie Fenelon's Meinung in erwähnter Frage einholte, mußte dieser auch dem Herzoge von Orleans über die wichtigsten Fragen der Philosophie Aufschluß geben. Die besondere Art und Weise, mit welcher Fenelon mehrere derselben behandelte, z. B. über das Sein Gottes; die allgemeine Achtung, deren sich Fenelon erfreute, und eine besondere Neigung zu dessen Charakter, erregten in diesem Prinzen das Verlangen, sich mit ihm in eine unmittelbare Correspondenz zu setzen und

Gegenstände zu besprechen, die der Betrachtung jedes denkenden Geistes die würdigsten sind. Die unseligen Vorurtheile, die sich beim Tode des Herzogs und der Herzogin von Burgund erhoben hatten, zerstreuten sich, und die tugendhaftesten Freunde des Hingeschiedenen machten sich nun bittere Vorwürfe, einen allgemeinen Irrthum getheilt zu haben, der freilich in dem gerechten Schmerze seine Nahrung fand.

Dieser Prinz, dessen Geist so umfassend, und Charakter so schwach war; — der alle Gefühle einer edlen Seele und alle Leidenschaften eines verderbten Herzens in sich schloß; der nach jeder Art Ruhm, nur nicht nach dem der Tugend geizte; dieser Fürst, ein wunderbares Gemisch von den entgegengesetztesten Eigenschaften, sah sich endlich gezwungen, der Tugend zu huldigen, indem er an Fenelon Alles fand, was nur immer die Tugend verehrungs- und liebenswürdig macht. Der Herzog trug auch kein Bedenken, dem Erzbischofe Fragen und Zweifel über die Verehrung Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und den freien Willen vorzulegen.

Diese Fragen, die beinahe eben so alt sind als die Welt, haben fast zu jeder Zeit die ängstliche Neugierde der Menschen erregt; sie waren der Gegenstand des Denkens für die Weisen; sie haben die religiöse Hingebung jener reinen und in ihrer Einfachheit so erhabenen Seelen bewirkt, die mit geringschätzendem Blicke auf diese vergängliche Welt schauten und alle ihre Gedanken und Hoffnungen gegen jene überirdische ewigwährende Heimath trugen, wo jeder Schleier gelüftet, wo jedes Räthsel seine Lösung finden wird.

Ein leider oft nur zu thörichtes und anmaßendes

Geschlecht hat auch heutzutage alle diese Fragen von Neuem zu Sprache gebracht und über dieselben nicht selten ohne Prüfung und tieferes Ergründen ein Urtheil gewagt, da doch in früherer Zeit die größten Geister nur mit heiliger Scheu an deren Untersuchung gingen. Wie sollte es nun jenem Geschlechte gelingen, bei solch' oberflächlichem und ungestümem Treiben der Wahrheit zu begegnen?

Es kann wohl Niemand gleichgültig sein, zu wissen, was Fenelon über diese allen Sterblichen so wichtigen Gegenstand dachte. Sein Name ist allen Freunden der Religion werth und gebietet selbst Jenen Ehrfurcht, welche das vermeintliche Joch der Religion abzuschütteln sich anstellen. Aus diesem Grunde tragen wir kein Bedenken, seine Untersuchungen mit einiger Ausführlichkeit mitzutheilen.

Fenelon betrachtet die Gottesverehrung in zweifacher Beziehung: auf Gott und den Menschen.

Gott sprach: „Ich theile meine Herrlich„keit mit Niemand. Alles kommt von ihm, Alles „muß zu Ihm zurückkehren. Er kann vernünftige „Geschöpfe nur geschaffen haben, daß sie ihre Ver„nunft — Ihn zu erkennen und zu bewundern — „ihren Willen aber gebrauchen, Ihn zu lieben, Ihm „gehorsam zu sein. Wir gehören nicht uns, sondern „Dem an, der uns geschaffen hat. Als Gott den „Menschen schuf, so hatte Er wohl bei diesem Werke „keinen andern Zweck, als daß Er als unendliche „Wahrheit erkannt, — als Allgüte geliebt werde. „Nimmt man einmal an, daß Gott als Urheber un„sers Seins, folglich als unser erster Wohlthäter, „unsere ganze Liebe besitzen soll, so bleibt wohl keine

„Frage mehr wegen Gottesverehrung; es giebt „keine andere Verehrung als durch Liebe, wie auch „der heilige Augustin sagt; es ist eine Anbetung „im Geiste und in der Wahrheit; aus diesem einzigen „Grunde hat uns Gott geschaffen; Er hat uns nur „Liebe gegeben, auf daß wir Ihn wieder lieben. „Wären die Menschen von der Liebe durchdrungen, „die sie Gott, ihrem Schöpfer und Erhalter, schuldig „sind, wie wären alle Zweifel zerstreut, alle Em„pörungen des menschlichen Herzens unterdrückt, alle „Vorwände zu Irreligion und Gottlosigkeit verschwun„den! Ich vernünftle nicht; ich verlange Nichts vom „Menschen; ich überlasse ihn seiner Liebe; er liebe „Den von seinem ganzen Herzen, dem er Alles „schuldig ist und er thue, was Ihm wohlgefällig ist; „was Ihm aber wohlgefällig ist, das ist die reinste „Religion, also diese die vollkommene Gottesver„ehrung; er wird nur lieben und gehorchen.

„Diese Liebe“ — wird man aber sagen — „ist „eine innere Verehrung, wo findet man aber die „äußere, — und wird Gott diese auch verlan„gen? — Wer sieht nicht ein, daß die äußere Got„tesverehrung nur eine nothwendige Folge der innern „sei! Man denke sich eine Gesellschaft Menschen, „die sich alle mitsammen nur als Eine Familie auf „Erden betrachten, deren Vater im Himmel ist; wird „wohl nicht der Mund dieser Menschen übergehen, „wovon das Herz voll ist? Sie werden unabläßig „den Urheber ihres Seins bewundern; sie werden „Seine Güte lieben, die über sie wie über Seine „Kinder wacht; sie werden Ihm Loblieder singen; sie „werden Ihn für alle Seine Wohlthaten preisen; es

„wird sich ein edler Wettstreit zur Verherrlichung „Seines Ruhmes erheben und ein zartes Mitleid „gegen Jene zeigen, welche die Pflichten verkennen, „die ihnen die Dankbarkeit auferlegt! — Was nen„nen Sie aber äußere Gottesverehrung, wenn es „Dieses nicht ist?

„Man müsse aber auch beweisen“ — sagt man ferner — „ob der Mensch außer der Liebe und der „Tugend, die von einander unzertrennlich sind, Gott „auch noch geregelte und öffentliche Ceremonien „schuldig sei? — Diese Ceremonien sind nicht das „Wesen der Religion, die in der Liebe und in den „Tugenden besteht; diese Ceremonien sind eingeführt, „nicht als ob sie der wesentliche Ausdruck der Reli„gion seien, sondern nur die Zeichen zu sein, diese zu „zeigen, diese in sich zu nähren und Andern mitzu„theilen. Diese Ceremonien sind in Beziehung auf „Gott, was die Ehrfurchtsbezeigung gegen einen „Vater, was äußere Ehrenerweisung und Huldigung „für einen König sind. Wer sieht nicht ein, daß der „an die Sinne gebannte und noch dazu mit geschwäch„ter Vernunft begabte Mensch nicht noch mehr äußerer „Anschauung bedarf, um sich stets in schuldiger Ehr„furcht vor der unsichtbaren Majestät zu erhalten, die „allen unsern Leidenschaften entgegentritt? Dieses „Gefühl ist dem Menschen so natürlich, daß alle „Völker, die noch irgend eine Gottheit verehrt haben, „ihren Cult an äußere Handlungen knüpften, die man „Ceremonien nennt. Ist das Innere vorhanden, „so muß es sich auch nach Außen hin zeigen und „sich der ganzen Gesellschaft mittheilen. Das Men„schengeschlecht brachte bis auf Moses Gaben und

„Opfer; Moses hat deren in der jüdischen „Kirche eingeführt, die christliche Kirche hat ein „Opfer durch Jesus Christus empfangen. So „lange Gott durch geschriebene Gesetze diese Cere- „monien nicht festgesetzt hatte, folgten die Men- „schen von Anbeginn des Menschengeschlechts der „Ueberlieferung, hatte sie aber Gott einmal „festgesetzt, so mußten sie die Menschen unverletzbar „befolgen; selbst die getrennten Glaubensbrüder, die „Protestanten, die keine Freunde unserer Ceremonien „sind, konnten doch nicht umhin, deren viele beizu- „behalten: so wahr ist es, daß die Menschen deren „bedürfen.

„Jetzt wollen wir zwei verschiedene Plane „zur Vergleichung vorlegen. Nach dem einen er- „kennt Jeder den wahren Gott, verehrt Ihn innerlich „nach seiner Art und Weise, aber ohne den übrigen „Menschen irgend ein Zeichen davon zu geben. — „Nach dem anderen besteht ein gemeinschaftlicher „Cult, durch welchen Jeder sich sammelt, seine Liebe „nährt, seine Mitbrüder erbaut, der Gott den Menschen „verkündet, die Ihn nicht kennen oder Ihn vergessen, „durch welchen Cult Jeder in der Lust zu allen Tu- „genden sowie in einer Nächstenliebe erhalten wird, die „thätiger ist als gewöhnlicher Wohlthätigkeitssinn, — „endlich welcher zur Wohlfahrt und Ordnung der Ge- „sellschaft und zur Erleichterung jedes menschlichen „Elends antreibt. Wer wollte nicht erkennen, daß der „zweite Plan des Wohlgefallens des Urhebers der „Natur tausendmal würdiger — und dem Bedürf- „nisse der Menschen angemessener sei als der erste?

„Man entgegnet, Gott sei über den Menschen

„unendlich erhaben, ja es sei zwischen Gott und den „Menschen gar kein Verhältniß; Gott bedürfe nicht „unsers Cultes; dieser Cult endlich eines beschränkten „Willens sei des an Vollkommenheit unendlichen We„sens sogar unwürdig. — Wahr ist es, daß Gott „unsers Cultes nicht bedarf; aber er kann diesen „Cult wollen, der, wenn auch unvollkommen, doch „Seiner nicht unwürdig ist, ja Er kann um dieses „Cultes willen uns geschaffen haben.

„Wenn es sich darum handelt, zu wissen, was „dem unendlichen Wesen angemessen, — was unan„gemessen sei, so sollen wir dies doch nicht durch „unsere schwache und kurzsichtige Vernunft ergründen „wollen. Wir fühlen es ja doch selbst, daß Gott „bei unserer Schöpfung keinen edleren, höhern Zweck „haben konnte, als Sich von uns erkennen und „lieben zu lassen. Diese Erkenntniß und Liebe Gottes „ist wohl die vollkommenste Handlung, die Gott Sei„nem Geschöpfe entlocken, also auch als Zweck seines „Werkes sich vorsetzen kann. Könnte Gott nur unter „der Bedingung ein Geschöpf aus dem Nichts her„ausziehn, daß es die Fähigkeit habe, eben so voll„kommen als die Gottheit selbst zu handeln, so könnte „Er wohl nie einem Geschöpfe das Sein verleihen; „da es überhaupt keines giebt, welches irgend eine „eben so vollkommene Handlung wie Gott zu bewir„ken vermag. Die vollkommenste und edelste Hand„lung, welche die beschränkte und unvollkommene „Natur des Menschen hervorzubringen vermag, ist „die Erkenntniß und Liebe Gottes. Was also Gott „dem Menschen entlocken kann, kann auch nur so „unvollkommen sein als der Mensch selbst ist;

„übrigens lockt Gott aus dem Menschen, was dieser „nur immer Vollkommenes hervorzubringen vermag, „und es genügt zur Erfüllung der eingesetzten Ord= „nung, daß Gott Seinem Geschöpfe entlockt, was „es nur immer Gutes in der ihm gesetzten Gränze „hervorzubringen vermag; so ist Er auch zufrieden „mit Seinem Werke; Seine Macht hat gethan, was „Seine Weisheit fordert.

„Wir dürfen es wohl nicht bezweifeln, daß die „Menschen Gott erkennen, ja mehrere unter ihnen Ihn „auch lieben, oder wenigstens Ihn zu lieben wün= „schen; dies deutet genugsam auf die Wahrheit, daß „Gott Sich erkennen und lieben zu lassen auch ge= „wollt hat, denn hätte Gott Seine Erkenntniß und „Liebe nicht mittheilen wollen, so würden wir es „gewiß nie vermocht haben, Ihn zu erkennen und „zu lieben. Aber das gestehe ich, daß wir die un= „endliche Vollkommenheit nicht unendlich erkennen „und lieben können. Unsere höchste Erkenntniß wird „in Bezug auf das unendlich vollkommene Wesen „stets unendlich unvollkommen bleiben. Mit einem „Worte, obschon wir Gott erkennen, so vermögen „wir Ihn nicht zu begreifen; aber wir erkennen Ihn „wenigstens auf solche Weise, daß wir sagen können „was Er nicht sei, und wir Ihm Eigenschaften bei= „legen, die Ihm — ohne Furcht uns zu täuschen — „angemessen sind. Es giebt kein Wesen in der Natur, „das wir mit Gott verwechselten. Nichts ist so stau= „nenswerth als die Idee Gottes, die ich im Inner= „sten meines Selbst trage, es ist ein unendlicher „Inhalt im Endlichen. Ich begreife nicht, wie ich „Ihn in meinem Geiste haben kann, und doch habe

„ich Ihn nichtsdestoweniger. Es ist wohl unnütz „zu untersuchen, wie ich Ihn haben kann, da ich „Ihn habe; diese Thatsache ist klar und entschieden. „Der Mensch, der Gott erkennt und liebt nach seinem „ganzen Maße von Erkennen und Lieben, ist ungleich „würdiger dieses vollkommenen Wesens, als der „Mensch, der ohne Gott in dieser Welt wäre, auch „nicht daran dächte, Ihn zu erkennen und zu „lieben.

„Dies sind die zwei verschiedenen Plane in Be- „ziehung auf das Werk Gottes. Der eine ist Seiner „Weisheit und Güte eben so angemessen, als man „ihn auch begreifen kann; der andere enthält keine „Würde und keinen vernünftigen Zweck; — wie wird „nun noch ein Zweifel sein, welchem Plane Gott „gefolgt ist?

„Es giebt Menschen, welche aus übelverstandener „oder heuchlerischer Demuth ihre Niedrigkeit, ihr „Nichts und die unendliche Ungleichheit, die zwischen „Gott und dem Menschen herrscht, übertreiben, um „das Joch der Gottheit abzuschütteln und allen ihren „ungeregelten Leidenschaften zu fröhnen. Sie denken „sich Gott von der Erde so entfernt, so hoch, und „in Seiner Höhe so gleichgültig, daß Er sich wohl „einer Ueberwachung der Menschen nicht würdige, „und daß Jeder, ohne sich durch Seine Blicke irre „machen lassen zu dürfen, ohne Gesetz nur nach sei- „nem Stolze und seinen Leidenschaften leben könne. „Indem man sich also anstellt, Gott zu erhöhen, zieht „man Ihn herab; denn man macht aus Ihm einen „Gott, der gleichgültig ist gegen Gutes und Böses, „gegen Laster und Tugend seiner Geschöpfe, gegen

„Ordnung und Unordnung der Welt, die er ge„bildet hat. —

„Doch vergleichen Sie diese beiden Plane: in „dem einen stellt man uns Gott dar als weise, gut, „wachend, der anordnet, der bessert, der belohnt, der „erkannt, geliebt sein und Gehorsam haben will; in „dem andern bietet man uns einen gegen unser „Betragen gefühllosen Gott, den weder Tugend noch „Laster rührt; der den Menschen seinem unsinnigen „Stolze und seinen schmachvollen Leidenschaften über„läßt; der sich um ihn nach der Schöpfung nicht „mehr bekümmert und dem auch gar Nichts daran „liegt, ob Er erkannt oder geliebt werde, obwohl „Er ihm Vernunft, Ihn zu erkennen, und eine Seele, „Ihn zu lieben gegeben hat. — Vergleichen Sie „diese beiden Plane mit Ruhe der Vernunft, beim „Schweigen der Leidenschaften, bei tugendhafter und „aufrichtiger Gesinnung, und ich fordere Sie auf, „nicht den ersten, sondern den zweiten Plan zu „wählen!"

Mit demselben klaren Ideengange, in derselben einfachen Sprache behandelt Fenelon die Frage über die Unsterblichkeit der Seele.

„Es ist sehr wahr, daß die Seele eine noth„wendige Existenz nicht in sich schließe. Gott be„dürfte wohl keiner Handlung, um die Seele des „Menschen zu vernichten; Er dürfte ja nur einen „Moment jene Handlung zurückhalten, vermöge wel„cher Er Seine Schöpfung jeden Augenblick fortsetzt, „um sie in den Abgrund des Nichts zu senken, aus „dem Er sie hervorgezogen.

„Aber es handelt sich darum, zu wissen, ob die

„Seele an sich natürliche Ursachen einer Zerstörung „enthalte, welche ihr Dasein nach einem gewissen „Zeitraume zu Ende führten, — und ob man philo„sophisch beweisen könne, daß die Seele keine Ur„sachen derart in sich enthalte.

„Hier zuerst der negative Beweis. Hat man „den gewiß wirklichen Unterschied zwischen Leib und „Seele einmal angenommen, so wundert man sich „über ihre Verbindung, und man kann nur vermit„telst der Allmacht Gottes allein begreifen, wie Er „diese beiden an sich so ungleichartigen Wesen ver„binden und in Uebereinstimmung wirken lassen konnte. „Der Leib denkt nicht, die Seele ist weder theilbar, „noch ausgedehnt, noch mit einer Gestalt oder kör„perlichen Eigenthümlichkeiten versehen. Ist der wirk„liche Unterschied und die gänzliche Ungleichartigkeit „dieser beiden Wesen auf diese Weise festgesetzt, so „darf man sich gewiß nicht wundern, daß ihre Ver„bindung, die nur in einer Art Wechselwirkung oder „gegenseitigem Verhältniß zwischen den Gedanken des „einen und den Bewegungen des andern besteht, „aufhören könne, ohne daß eines dieser beiden „Wesen seine Existenz verliere. Im Gegentheile, „man muß sich darüber wundern, daß zwei von Na„tur aus so ungleichartige Wesen einige Zeit in solch' „einer Wechselwirkung verbleiben können. Worauf „würde also das Urtheil fußen, daß eines dieser „beiden Wesen, — würde ihre Verbindung, die ohne„dies so unnatürlich ist, aufhören, — auch seine Exi„stenz verliere? Ja noch mehr; stellen wir uns „zwei von Natur ganz gleichartige Wesen vor, — „theilen wir sie, und wir werden weder das eine

„noch das andere zerstören. Selbst die Existenz des „einen kann nie die Existenz des andern, — und „die Vernichtung des zweiten kann nie die Vernich„tung des ersten beweisen; obwohl man sie in Allem „gleichartig annimmt, so genügt doch ihr wirklicher „Unterschied zum Beweise, daß keines von beiden „für das andere eine Ursache zur Existenz oder Ver„nichtung sei.

„Wenn man schon so urtheilen muß von zwei „Wesen, die man trennt und die ganz derselben Na„tur sind, mit welch' triftigerem Grunde muß man „nicht eben so urtheilen von einem Geiste und einem „Körper, deren Verbindung gar nicht natürlich ist, „zumal ihre Naturen ganz und gar von einander „verschieden sind.

„Da die Verbindung der Seele und des Leibes „nur in einer Wechselwirkung oder gegenseitigem „Verhältnisse zwischen den Gedanken des einen und „den Bewegungen des andern besteht: so ist unschwer „einzusehen, was das Aufhören dieser Wechselwirkung „zur Folge haben muß. Diese Wechselwirkung ist „diesen beiden so ungleichartigen und von einander „so unabhängigen Wesen unnatürlich. Es ist auch „nur Gott, der vermöge Seines Willens und Seiner „Allmacht zwei an Natur und Wirkungsweise so ver„schiedene Wesen zu einer derartigen Wechselwirkung „zu bringen vermochte. Man lasse den Willen und „die Allmacht Gottes aufhören, so hört diese — so „zu sagen erzwungene — Wechselwirkung also„gleich auf, gleichwie ein Stein durch sein eigenes „Gewicht zu Boden fällt, wenn eine Hand auf„hört, ihn zu halten. Jeder dieser beiden Theile

„tritt in seine natürliche Unabhängigkeit zu wirken in „Absicht auf den andern. Daher muß es geschehen, „daß die Seele, weit entfernt, durch diese Trennung, „die sie nur in ihren natürlichen Stand versetzt, ver„nichtet zu werden, vielmehr frei ist, unabhängig von „den Bewegungen des Körpers zu denken. Die Folge „dieser Trennung ist nur eine Loslösung und eine „Freiheit, so wie die Verbindung nur ein Gebunden„sein und Zwang ist. Dann also muß die Seele „unabhängig von dem Körper denken, so wie man „in der christlichen Religion glaubt, daß die Engel, „die nie mit Leibern verbunden waren, im Reiche „der Himmel denken.

„Aber auch der Körper wird seinerseits nicht „vernichtet; ja nicht das geringste Atom geht zu „Grunde. Das, was man Tod nennt, ist nichts „Anderes als eine Zerrüttung der Organe. Die fein„sten Körperchen verflüchtigen sich, die Maschine „löſ't sich auf und geräth in Unordnung; aber alle „Philosophen kommen in der Annahme überein, daß „im Universum nicht die Vernichtung selbst des „geringsten und unwahrnehmbarsten Atomes vor „sich gehe.

„Mit welchem Rechte könnte man die Vernich„tung dieses andern edlen und denkenden Wesens, „das wir „Seele" nennen, befürchten? Wie könnte „man annehmen, daß der Leib, der nicht in Nichts „zerfällt, die Seele vernichte, die edler als er, die „ihm fremd — und vollkommen unabhängig von „ihm ist?

„Wahr ist es, daß Gott der Allmächtige in jedem „Augenblicke die Seele zu vernichten vermag, doch

„was bietet einen Grund zu glauben, daß er dies „eher zur Zeit der Trennung vom Leibe als zur „Zeit ihrer Verbindung thun wolle? Nimmt man „einmal den Unterschied zwischen Leib und Seele an, „so muß man ohne Bedenken schließen, daß letztere „weder eine Zusammensetzung, noch eine Theilbar„keit, noch eine Gestalt, noch eine Lage von Theilen, „und folglich auch keine Anordnung von Organen „in sich enthalte. Was den Leib betrifft, der mit „Organen versehen ist, kann er allerdings diese Anord„nung der Theile verlieren; er kann seine Gestalt „ändern und in Unordnung gebracht werden; allein „die Seele kann ja eine solche Anordnung von „Theilen nicht verlieren, da sie keine solche hat und „auch ihrem Wesen gar nicht entspricht.

„Man könnte wohl auch sagen, die Seele sei nur „zur Verbindung mit dem Leibe geschaffen, sie sei „nur auf diese Vereinigung beschränkt, so zwar, daß „ihre Existenz durch Lösung dieser Vereinigung ver„loren gehe. — Allein diese Annahme, daß die „Seele nur eine — auf eine Zeit der Verbindung mit „dem Leibe — beschränkte Existenz habe, wäre eine „auf gar keinen Beweis gestützte Annahme. Mit „welchem Rechte nimmt man dies an, ohne es zu „beweisen? Man weiß es, und alle Weltweisen „kommen überein, daß die Existenz des Leibes nicht „bloß auf die Dauer seiner Verbindung mit der „Seele beschränkt sei, sondern daß er nach seiner „Trennung von der Seele selbst in seinen kleinsten „Theilchen fortdauere. Man erkennt nur zwei „Dinge: das Eine, daß der Leib sich auflös't und „in Zerrüttung geräth, — was aber mit der Seele

„nicht geschehen kann, da sie einfach, untheilbar und „ohne Zusammensetzung ist; — das Andere, daß „der Leib ohne Abhängigkeit von den Gedanken der „Seele sich nicht mehr bewege. — Muß man hieraus nicht schließen, daß die Seele fortfährt, ihrerseits zu sein, ja fortfährt, unabhängig von den „Wirkungen des Leibes zu denken? Die Wirkung „ist dem Wesen angemessen, wie alle Weltweisen „übereinstimmen; die Natur der Seele und die des „Leibes sind unabhängig von einander sowohl ihrem „Wesen als ihren Wirkungen nach. Das Ende ihrer „zeitlichen Vereinigung läßt sie frei wirken, jedes „nach seiner Natur, die mit der andern in keinem „Verhältnisse steht.

„Endlich handelt es sich nur darum, zu wissen, „ob Gott, der Sein und Nichtsein der Seele in Seiner Hand trägt, ihre Vernichtung oder Forterhaltung haben wolle. Wo ist aber nur ein Schein „zu glauben, daß Er die Seelen vernichten wolle, „Er, der nicht den geringsten Atom des Universums vernichtet?

„Indeß müssen wir bekennen, daß wir diese so „außerordentliche und so schwer begreifliche Vernichtung glauben müßten, wenn sie uns Gott selbst „durch Sein Wort gelehrt hätte. Was nur von „Seinem Willen abhängt, kann uns auch nur durch „Ihn bekannt gemacht werden. Die also gegen alle „Wahrscheinlichkeit die Sterblichkeit der Seele glauben wollen, müssen uns beweisen, daß wir dessen „durch Gottes Wort versichert seien. An uns ist es „nicht, ihnen zu beweisen, daß Gott diese Vernichtung nicht wolle; uns genügt die Annahme, daß die

„menschliche Seele als das vollkommenste Wesen,
„das wir nach Gott kennen, ohne Zweifel viel we-
„niger ihre Existenz verlieren solle, als alle uns um-
„gebenden Wesen, die weit unter der Seele sind.
„Dies ist eine vernünftige, allgemein giltige, entschie-
„dene Meinung; die Gegner mögen uns also durch
„klare und entscheidende Beweise dieselbe benehmen.
„Dies könnten sie aber nur durch einen positiven
„Ausspruch von Seite Gottes selbst. Man schweige
„also oder man führe uns einen solchen Ausspruch
„auf, durch welchen Gott uns mit einer Ausnahme
„vom allgemeinen Gesetze bekannt macht, das Er selbst
„für physische Wesen festgesetzt hat.

„Doch wir legen ein Buch vor Augen, das alle
„Kennzeichen der Göttlichkeit an sich trägt, denn es
„lehrt uns den wahren Gott erkennen und über Alles
„lieben. In diesem Buche spricht Gott, wie nur
„Gott sprechen kann: „Ich bin Der, Der Ich
„bin." Kein anderes Buch hat Gott so auf eine
„Seiner würdige Weise dargestellt. Nachdem uns das
„Buch, das wir in Händen haben, Gott gezeigt hat
„wie Er ist, lehrt es uns die einzige Seiner wür-
„dige Verehrung. Es handelt sich nicht darum,
„Ihn durch das Blut der Opfer zu besänftigen: man
„soll Ihn mehr lieben als sich selbst; man soll sich
„Seinetwegen selbst verläugnen und Seinen Willen
„dem unsrigen vorziehen; Seine Liebe in uns soll
„alle Tugenden wirken und kein Gebrechen dulden.
„Es ist jene gänzliche Umwandlung des menschlichen
„Herzens, an die der Mensch nie würde haben den-
„ken können. Er hätte auch nie an eine Religion
„gedacht, die ihm Nichts läßt, nicht einmal seinen Ge-

„danken und seinen Willen; ja wenn man ihm diese „Religion selbst mit dem Stempel der höchsten Auc„torität vor Augen legt: sein Geist kann sie nicht er„gründen, sein Wille sträubt sich dagegen und sein „innerstes Wesen ist in Aufregung. Man darf sich „auch hierüber nicht wundern, da es sich darum han„delt, den ganzen Menschen umzuwandeln, das liebe „Ich herabzustimmen, dieses Götzenbild zu brechen, „einen neuen Menschen zu bilden und an die Stelle „dieses Ich Gott zu setzen. — So oft der Mensch „eine Religion erfindet, o da fällt sie ganz anders „aus: die Eigenliebe dictirt sie ja; er wird sie ganz „für sich machen, — da jene hingegen ihm gar „Nichts läßt, und doch ist sie nichtsdestoweniger so „wahr, daß Das, was uns am meisten gegen sie er„hebt, uns gerade noch mehr von ihrer Wahrheit „überzeugen muß. Gott ist Alles, Ihm schulden „wir Alles, und das Geschöpf ist Nichts, ihm soll „Nichts bleiben als in Gott und für Gott. Jede „Religion, die nicht dahin gelangt ist, ist Gottes un„würdig, zeigt dem Menschen nicht den rechten Weg „und trägt ganz offenbar den Charakter der Falsch„heit an sich. — Es giebt nur ein einziges Buch „auf Erden, das die Religion darein setzt, Gott mehr „als sich zu lieben und sich um Seinetwillen zu ver„läugnen. Die andern, die diese große Wahrheit „wiederholen, haben sie nur aus diesem gezogen. „Das Buch, das auf diese Weise der Welt die „Größe Gottes, das Elend der Menschen und einen „auf Liebe gegründeten Cultus kennen gelehrt, kann „nur göttlichen Ursprungs sein. Entweder giebt es „keine Religion, oder jene ist die einzig wahre. Und

„in diesem Buche erklärt uns Gott eine an und für „sich schon annehmbare Wahrheit, Er, der Allgütige „und Allmächtige, der allein uns das ewige Leben „entziehen könnte, verheißt es uns; und die Erwar„tung dieses ewigen Lebens hat so viele Blutzeugen „dieses kurze, gebrechliche und elende Leben verachten „gelehrt. Ist es nicht natürlich, daß Gott, der jeden „Menschen in diesem kurzen Leben zu Laster und „Tugend prüft und nicht selten die Gottlosen mitten „im Glücke ihre Laufbahn vollenden — und die Ge„rechten in Verachtung und Trübsal leben und ster„ben läßt, — ist es nicht natürlich, daß Gott die „Züchtigung der Einen und die Belohnung der An„dern für ein künftiges Leben aufbewahrt? Und dies „ist es auch, was uns jenes Buch lehrt. Wunder„bare und trostreiche Uebereinstimmung zwischen den „Aussprüchen der Schrift und der Wahrheit, „die wir tief unserm Innern eingeprägt auch stets „mit uns tragen!" —

Man wundert sich nicht mit Unrecht, den Herzog von Orleans vom Bedürfnisse ergriffen zu sehen, sich mit Fenelon über die Existenz des freien Willens zu unterreden. Dieser Fürst, der in der That ein klägliches Beispiel von jener niedrigen Knechtschaft bietet, welcher man — seinen Leidenschaften fröhnend — anheimfällt, dieser Fürst wollte vielleicht sich selbst täuschen, oder für seine Verirrungen Entschuldigung finden, indem er den Schein annahm, als habe er an eine Art Verhängniß oder an die Gewalt eines Wesens geglaubt, das mächtiger als seine Vernunft und sein Wille sei und das ihn mit sich fortgerissen habe.

Die Antwort Fenelon's sollte aber einer solch' erbärmlichen Ausflucht von Geistern, die sich selbst zu täuschen, — und von Herzen, die vergebens ihre Gewissensbisse zu ersticken suchen, keine Geltung verschaffen.

„Es handelt sich nicht darum," — schrieb ihm Fenelon — „zu untersuchen, ob Gott den Menschen „ohne Freiheit habe schaffen können, und nur mit „der Nöthigung, stets das Gute zu ergreifen. „Wer kann wohl zweifeln, daß Gott unumschränkter „Herr gewesen, den Menschen vom Anfange an in „diesem Zustande zu schaffen, und ihn darin zu er„halten?

„Aber was entscheidet, ist die innigste Ueber„zeugung, in der wir selbst ohne Unterlaß von „unserer Freiheit sind. Unsere Vernunft besteht nur „in unsern klaren Ideen; wir dürfen diese nur auf„merksam zu Rathe ziehen, um zu urtheilen, daß „ein aufgestellter Satz wahr oder falsch sei. Es hängt „nicht von uns ab, das Ja zu einem Nein zu stem„peln oder zu glauben, daß ein Kreis ein Dreieck „sei. Wo liegt der Grund, daß uns die Verwechs„lung dieser Dinge durchaus unmöglich ist? Darin, „weil die Thätigkeit der Vernunft sich darauf be„schränkt, unsere Ideen zu Rathe zu ziehen, und „weil die Idee eines Kreises durchaus verschieden ist „von der eines Dreiecks. Vernünfteln Sie wie Sie „wollen, ich fordere Sie auf, je einen ernsten Zwei„fel gegen irgend eine klare Idee zu erheben. Sie „urtheilen nie über irgend eine derselben, sondern „durch diese urtheilen Sie, diese sind die unwandel„bare Richtschnur aller Ihrer Urtheile; Sie ge-

„rathen nur in Irrthum, wenn Sie diese nicht mit „gehöriger Genauigkeit zu Rathe ziehen. Bejaheten „Sie nur, was diese bieten, und verneinten Sie, „was diese mit Klarheit ausschließen, nie würden „Sie in den geringsten Irrthum fallen; Sie würden „nur Ihr Urtheil in der Schwebe halten, wenn „Ihnen die Idee, die Sie berathen wollen, nicht klar „genug erscheint und sich erst einer unläugbaren „Klarheit ergeben. Jene, welche in ihrer Specula-„tion diese Richtschnur verlassen, verstehen sich selbst „nicht und folgen stets, freilich ohne Folgerichtigkeit, „aber durch die Nothwendigkeit gedrängt, im prak-„tischen Leben Dem, das sie in der Speculation „verwerfen.

„Ist der Hauptgrundsatz jeder Vernunft einmal „gelegt, so behaupte ich, daß unser freier Wille „eine jener Wahrheiten ist, von welcher jeder Mensch, „der nicht faselt, eine so klare Idee besitzt, daß ihre „Gewißheit unbestreitbar erscheint. Jeder Mensch, „der sich zu Rathe zieht und sich selbst hört, trägt „in seinem Innern eine unbestreitbare Bestimmtheit „zu Gunsten seiner Freiheit. Diese Idee stellt uns „auf, daß ein Mensch nur dann als schuldig er-„scheint, wenn er thut, was er zu thun hindern „kann, d. h. was er durch Wahl seines Wil-„lens thut, ohne hierzu durch irgend eine von sei-„nem Willen verschiedene Ursache unvermeidlich und „unbesiegbar bestimmt zu sein.

„Der Zweifel an die Freiheit könnte nicht „mehr wahrhaft und ernst sein, als die an die Existenz „der Körper, die Sie umgeben. Vernünfteln Sie „so viel Sie wollen über Ihre klaren Ideen, Sie

„müssen ihnen ohne Furcht sich zu täuschen ent-
„weder folgen oder ein Pyrrhonist werden, der Alles
„in Zweifel zieht. Aber die Pyrrhonisten waren, wie
„man mit Recht sagen kann, eine Secte von Lüg-
„nern, nicht aber von Philosophen; sie setzten Etwas
„darein, Alles zu bezweifeln, obwohl dies nicht
„mehr in ihrer Macht stand, als in der eines
„jeden Andern, klare Ideen zu bezweifeln. Ueb-
„rigens ist der allgemeine Zweifel unhaltbar; würden
„uns selbst unsere klaren Ideen täuschen, dann wäre
„wohl jede Ueberlegung unnütz, ob wir ihnen folgen
„oder nicht folgen sollen; aber ihre Gewißheit ist
„unbestreitbar, diese bestimmt unwiderstehlich unser
„Urtheil; sollten uns aber diese Ideen doch täuschen,
„nun dann wären wir in eine unvermeidliche Noth-
„wendigkeit versetzt, getäuscht zu werden; in
„diesem Falle würden wir uns selbst nicht täuschen,
„denn es ist ja eine der unsrigen überlegene Macht,
„die täuscht und uns dem Irrsale weiht. Wir kön-
„nen wohl unser Urtheil in der Schwebe halten,
„wenn die Ideen dunkel sind; sind sie aber so klar
„wie die Wahrheit: daß zweimal zwei vier
„sind, dann wäre der Zweifel nicht Folge des Ver-
„nunftgebrauches, sondern des Wahnsinnes.

„Uebrigens wäre es unnütz, mit Leuten, welche
„den freien Willen in Abrede stellen, zu streiten; man
„darf sie nur in die gewöhnlichsten Verhältnisse des
„Lebens versetzen, in welchen ihr persönliches In-
„teresse betheiligt ist, um sie durch sich selbst zu be-
„schämen.

„Es ist wahr, es giebt gewisse Handlungen, bei
„denen es nicht in unserer Freiheit steht, sie auszu-

„führen, sondern die wir durch Nothwendigkeit vermei-
„den. Allein dann fehlt es an jedem Beweggrunde,
„der unsere Beurtheilungskraft berührte, und zum
„Ueberlegen antriebe. So steht es z. B. nicht in der
„Freiheit eines Menschen, der gesund an Körper und
„Geist, tugendhaft und religiös ist, zum Fenster hin-
„auszuspringen, nackend durch die Straßen zu laufen
„und seine Kinder zu tödten. Solchen Handlungen
„könnte höchstens Wahnsinn zu Grunde liegen. Aber
„wie wir in uns ein wahres Unvermögen fühlen,
„dergleichen unsinnige Handlungen beim Gebrauche un-
„serer Vernunft zu begehen, so fühlen wir uns im
„Gegentheile frei in Absicht auf alle Richtungen, in
„denen uns mit Ernst ein Ueberlegen zukommt.

„Ferner muß man gestehen, daß der Mensch
„weder frei sei in Rücksicht des Guten, wenn man es
„im Allgemeinen nimmt, noch in Rücksicht des höch-
„sten Gutes, wenn man es klar erkennt. Die Frei-
„heit besteht in einer Art Gleichgewicht des Willens
„zwischen zwei Richtungen; der Mensch kann nur
„zwischen zwei Gegenständen wählen, die irgend einer
„Wahl und irgend einer Neigung an und für sich
„würdig sind und eine Art Gegengewicht zwischen
„sich hervorbringen. Es werden von der einen wie
„von der andern Seite wahre oder scheinbare Gründe
„erfordert, um zu wollen; — dies nennt man eben
„Beweggründe; — ferner giebt es nur wahre oder
„scheinbare Güter, die den Willen in Bewegung setzen.

„Würde sich plötzlich das höchste Gut mit
„Gewißheit, mit seinem unendlichen und allmächtigen
„Zauber zeigen, es würde sich sogleich der ganzen
„Liebe des Willens bemächtigen, und alles andere

„Gut verschwinden machen, wie der hohe Tag die „Schatten der Nacht zerstreut.

„Man kann leicht erkennen, daß die meisten „Güter, die sich im Laufe dieses Lebens darbieten, „entweder mittelmäßig an sich, oder doch so verschleiert „erscheinen, daß sie einen Zustand der Vergleichung „in uns bewirken; und eben vergleichend überlegen „wir die Wahl, und indem wir überlegen, fühlen wir „es im innersten Bewußtsein, daß wir Herren „der Wahl seien. In diesem Gegengewichte der „entgegengesetzten Güter tritt die Freiheit hervor.

„Man nehme diese Freiheit hinweg, und das „ganze menschliche Leben ist ein Wirrwar, keine Spur „von Ordnung in der Gesellschaft mehr! Sind die „Menschen nicht frei in Dem, was sie Gutes oder „Böses thun, so ist das Gute nicht mehr gut, das „Böse nicht mehr böse. Man nehme die Freiheit „hinweg, und man läßt auf Erden weder Laster, „noch Tugend, noch Verdienst. Belohnungen sind „lächerlich und Strafen sind ungerecht oder hassens„werth. Es thut ja nur Jeder, was er muß, er „handelt nach Nothwendigkeit.

„Wie kommt es aber doch, — frägt man, — „daß das unendlich vollkommene Wesen, dessen Ab„sicht schon seiner Natur gemäß auf die höchste Voll„kommenheit seines Werkes zielen muß, freie Willen „schaffen mochte, nämlich überlassen ihrer eignen „Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen Ordnung „und Unordnung? Warum sollte die Gottheit den „Willen der Sterblichen seiner eignen Schwäche „überlassen haben, ja selbst mit der Voraussicht, daß „sie von demselben einen Gebrauch machen würden,

„wodurch sie ihrem Verderben entgegengingen und „das ganze göttliche Werk zerstörten?

„Ich antworte erstens, daß Das, was man „läugnen will, unumstößlich ist. Einerseits gesteht „man, es gebe ein unendlich vollkommenes Wesen, „das die Menschen geschaffen hat, andererseits ver„kündet laut unsere ganze Natur, daß wir frei „sind. Vermag der beschränkte Mensch nicht zu be„greifen, wie diese Freiheit, die Quelle aller Unord„nung — sich mit der höchsten Ordnung im Werke „Gottes vereinen lasse, so hat er nur demüthig zu „glauben, was er nicht begreift. Und würde er selbst „nach ihrem innern Grunde eine Wahrheit nicht „begreifen, deren innerer Grund sich aber gar nicht „bezweifeln läßt: so müßte man diese Wahrheit wie „so viele andere in der Ordnung der Natur betrach„ten, die man auch weder aufklären noch ernstlich „in Zweifel ziehen kann.

„Zweitens kann nur Gott allein unendlich voll„kommen sein, Nichts kann Ihm gleichen, Alles muß „vielmehr unendlich unter Ihm sein. Daher muß „man schließen, daß Er ungeachtet Seiner Allmacht „Nichts hervorzubringen vermag, das unendlich voll„kommen sei. Um zu begreifen, was Gott hervor„zubringen vermag, muß man Ihn sich vorstellen, „wie Er unzählige Abstufungen von Vollkommenheit „unter sich sieht. Auf welcher Abstufung Er inne „hält, so findet Er deren unzählige, Er mag gegen „Sich hinauf- oder unter Sich hinabsteigen. So „kann Er auch Sein Werk nicht auf irgend eine „Stufe stellen, die nicht in Bezug auf Ihn weit „unter Ihm wäre. Wahr ist es, Gott hätte den

„Menschen — der Sünde nicht ausgesetzt — glück-
„selig und im Zustande himmlischer Geister schaffen
„können; in diesem Zustande würde er auch, das
„ist nicht zu läugnen, vollkommener und der höchsten
„Ordnung mehr theilhaftig gewesen sein. Allein die
„Entgegnung bliebe noch immer in ihrer Kraft, da
„es noch über die himmlischen Geister, die beschränkt
„sind, gegen Gott hinauf unzählige Abstufungen von
„Vollkommenheit giebt, in welchen der Schöpfer über
„die Engel erhabenere Wesen hätte schaffen können.
„Gott hat den Menschen nicht vollkommener — näm-
„lich ohne Fähigkeit zu sündigen — geschaffen: so
„hat Er ihn eben nicht anders gewollt; Seine un-
„endliche Vollkommenheit zwingt Ihn nicht, einen
„Grad von Vollkommenheit zu ertheilen, daß es
„nicht über diesen in Bezug auf Gott nothwendig
„beschränkten Grad noch andere Abstufungen in's
„Unendliche gäbe. Jede Abstufung hat eine Ordnung
„und eine des Schöpfers würdige Vollkommenheit,
„je höher die Stufe, desto höher die Vollkommenheit.
„Der *freie* Mensch ist gut an sich, angemessen der
„Ordnung und Gottes würdig, obwohl der Mensch
„unfähig zu sündigen, noch besser wäre.

„*Drittens*, indem Gott den *freien* Menschen
„schuf, überließ er ihn nicht sich selbst; er erhellt ihn
„durch die *Vernunft*; er läßt *Seine Stimme*
„im Innern des Menschen ertönen, um ihn für's
„Gute zu gewinnen, ihn vom geringsten Bösen ab-
„zuziehen, ihn durch Seine Verheißungen aufzumun-
„tern, ihn durch Seine Drohungen zurückzuhalten,
„sein Herz durch Liebe zu erweichen. Er verzeiht
„uns, Er weis't uns auf den rechten Weg zurück,

„Er harret unser, Er duldet unsere Undankbarkeit und „unsere Geringschätzung, Er ermüdet nicht, uns bis „zum letzten Augenblicke zu Sich zu laden, ja unser „Leben ist eine beständige Gnade. Ich gestehe, daß, „wenn man sich Menschen ohne Freiheit zum Gu„ten vorstellt, wozu doch Gott Tugend verlangt, die „ihnen unmöglich ist, dies Schauder erregen muß; „es ist Seiner Ordnung und Güte entgegen. Nicht „entgegen aber ist es der Ordnung, daß es Gott „der Wahl des Menschen, dem Er mit Seiner Gnade „zu Hülfe kommt, überläßt, sich durch Tugend glück„lich oder durch die Sünde unglücklich zu machen. „In diesem Zustande erleidet der Mensch kein anderes „Uebel, als das er sich selbst zuzieht, da es ja voll„kommen in seiner Macht steht, sich das größte Gut „zu erwerben.

„Viertens hat Gott dem Menschen, als er ihn „schuf, einen bewundernswerthen Zug von Aehn„lichkeit mit Sich Selbst verliehen, Er hat ihn „zu Seinem Bilde geschaffen. Es ist gewiß wun„derbar an einem abhängigen und geschaffenen We„sen, daß diese Abhängigkeit seiner Freiheit nicht im „Wege steht und es einen beliebigen Weg einschlagen „kann; es macht sich gut oder böse durch seine Wahl, „es wendet seinen Willen dem Guten oder Bösen zu, „es ist — wie Gott — Herr seiner innern Handlung. „Es hat selbst wie Gott ein Gemisch von Freiheit „für gewisse Güter und Nothwendigkeit für andere. „Kein Gut, welches immer der Mensch hiernieden „kennen lernt, übt eine unbezwingbare Macht über „ihn aus, keines bestimmt ihn unwiderstehlich, alle „unterliegen seiner eignen Bestimmung; es gehört ihm

„an, er überlegt, er unterscheidet, und er übt die „höchste Gewalt über sein eigenes Wollen. Wer könnte „läugnen, daß in dieser Herrschaft über sich selbst eine „Gottähnlichkeit gefunden werde, die in Staunen „setzt?

„Ist es fünftens nicht Gottes würdig, daß Er „den Menschen durch diese Freiheit in den Stand „des Verdienstes setzt? Was giebt es Größeres „für ein Geschöpf als das Verdienst? Das Verdienst „ist ein Gut, das man sich durch eigene Wahl ver„schafft und das den Menschen Güter höherer Ord„nung würdig macht. Durch das Verdienst erhebt „sich der Mensch, er wird groß, er vervollkommnet „sich, ja er veranlaßt Gott, daß Er ihm neue ver„hältnißmäßige Güter ertheilt, die man Belohnung „nennt. Ist es nicht der Idee von Ordnung und „Gerechtigkeit angemessen, daß Gott keinem Menschen „die Seligkeit zu Theil werden läßt, er hätte sie „denn auch verdient? Es ist wahr, der Mensch „kann nicht des Verdienstes fähig sein, ohne nicht zu„gleich der Verschuldung ausgesetzt zu sein; aber „Gott hat nicht die Freiheit dem Menschen verliehen, „daß er sich eine Schuld zuziehe, sondern Er ertheilt „sie zu Gunsten des Verdienstes, und nur um des „Verdienstes willen, das sein einziger Zweck ist, läßt „Er die Schuld zu, welcher die Freiheit den Men„schen aussetzt. Es ist gegen die Absicht Gottes und „wider Seine Hülfe, daß der Mensch von einer so „ausgezeichneten und ihn zu vervollkommnen so fähigen „Gabe einen schlechten Gebrauch mache.

„Indem sechstens Gott dem Menschen Frei-

„heit verlieh, wollte Er Seine Güte, Seine Herr„lichkeit und Seine Liebe an Tag legen, so daß Gott „den Menschen, wenn er wider Seine Absicht diese „Freiheit mißbrauchte, indem er durch Sündigen aus „der Ordnung heraustäte, wieder durch Züchtigung „der Sünde zur selben zurückführe. Auf solche Weise „sind alle Willen der Ordnung unterworfen; die „einen, indem sie diese lieben und in dieser Liebe „verharren; die andern, indem sie durch Bereuung „ihrer Verirrungen oder durch gerechte Züchtigung „ihrer beharrlichen Unbußfertigkeit zur selben zurück„kehren. So beherrscht die Ordnung alle Willen. „Sie ist unverletzt erhalten bei den Unschuldigen, „wiederhergestellt bei bekehrten Sündern und gerächt „durch eine ewige Gerechtigkeit, die selbst die höchste „Ordnung ist, an unbußfertigen Sündern. Indem „Gott das Böse zuläßt, thut Er es nicht. Alles, was „von Ihm in Sein Werk gelegt ist, ist Seiner wür„dig. Wenn man die Tiefe des Rathes Gottes in „Zulassung der Sünde betrachtet, so findet man „darin keine Ungerechtigkeit gegen den Menschen, da „dieser mit aller Hülfe ausgerüstet ist, um nicht vom „rechten Wege abzuirren. Betrachtet man diese Zu„lassung in Bezug auf Gott Selbst, so schadet sie „weder Seiner Ordnung noch Seiner Güte, denn „Er läßt ja nur zu, Er thut weder das Böse noch „giebt Er hierzu Vorschub; Er setzt vielmehr der „Sünde alle Hülfe von Seite der Vernunft und der „Gnade entgegen; nur mit Seiner Allmacht wider„steht Er nicht dem Bösen, weil Er den dem Men„schen zu Gunsten des Verdienstes gelassenen freien „Willen nicht verletzen kann. — — —“

Dies ist der kurzgefaßte Inhalt der Correspondenz Fenelon's mit dem Herzog von Orleans. Der Gegenstand einer solchen Correspondenz allein läßt den Geist des Jahrhunderts erkennen, in dem diese beiden Männer lebten, besonders wenn man den so außerordentlichen Gegensatz, den ihre Sitten, ihre Benehmensweise und ihre Grundsätze bieten, in's Auge faßt. Aber es herrschte eine gewisse Haltung von Anstand und Rücksicht, daß selbst Leute, die in ihrem sonstigen Privatleben alle Schranken des Sittengesetzes durchbrachen, dennoch gewisse Grundsätze achten und sie besprechen zu müssen glaubten.

Sechstes Kapitel.

Fenelon's letzte Lebensjahre und Tod.

Fenelon hatte noch vor seinem Tode den Trost, ein schon im Beginne seines Episkopates gefaßtes Vorhaben auszuführen, nämlich die Leitung seines Seminars der Congregation von St. Sulpice anzuvertrauen. Zarte Rücksichten hatten ihn von dieser Gesellschaft, in der er selbst seine Erziehung empfangen hatte, und in der er nur Freunde besaß, sich zurückziehen geheißen, — weil er vermeinte, es könnte wohl auch sie die Ungunst seiner mächtigen Gegner, nämlich Bossuet's und des Cardinals Noailles treffen, mit denen er im bereits bekannten Streite lag. Ludwig XIV. ließ aber Fenelon kurz vor dessen

Tode einen Geheimbrief zustellen, vermöge dessen oben genannte Congregation mit Uebernahme des Seminars von Cambrai beauftragt wurde. Doch hatte der Erzbischof nicht die Freude, diese Anstalt in ihrer ganzen Vollkommenheit noch zu sehen, und daher gingen seine einzigen Wünsche auf dem letzten Krankenlager dahin, Ludwig XIV. zu bitten, daß er das für die Diöcese von Cambrai so hochwichtige Werk vollenden möchte.

Die Gesundheit Fenelon's nahm sichtbar ab, und seine Kräfte vermochten den mit seinem Amte nothwendig verbundenen Pflichten nicht mehr zu genügen, daher erwachte in ihm der Gedanke, sich nach einem Coadjutor umzusehen, der ihn in seinen beschwerlichen Functionen unterstützete. Nach gewissenhaftester Ueberlegung fiel seine Wahl auf den jungen Abbé Tavanes, nachmaligem Bischofe von Chalons-sur-Marne, Erzbischofe von Rouen und Cardinale. Fenelon beobachtete aber bei seinen Schritten eine solche Geheimhaltung, daß der Abbé Tavanes erst lange Zeit nach Fenelon's Tode den ehrenvollen Wunsch erfuhr, den Letzterer gegen ihn gehegt hatte.

Doch die Vorsehung wollte, daß Fenelon weder den Ausgang der kirchlichen Wirren, noch den Beginn einer Regierung erlebte, deren Grundsätze mit den seinigen, seinem Charakter, seinen Tugenden und Sitten im heftigsten Widerspruche standen. Nur alle seine Freunde überlebte er, die das Glück und den Trost seines Lebens ausgemacht hatten. In dem kurzen Zeitraume von einigen Jahren hatte Fenelon den Tod seiner theuersten Freunde zu beweinen.

Der erste Schlag, der sein Herz traf, war der Hingang des Abbé Langeron. Sie hatten ja die glücklichen und friedlichen Tage ihrer ersten Jugend mitsammen verlebt, Eifer für Religion und Liebe zum Studium aber hatte sie auch in einem mehr vorgerückten Alter zu denselben Arbeiten vereint; der Eine wie der Andere zur Erziehung des Herzogs von Burgund an den Hof berufen, sahen sie ihre Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Als Fenelon hohe Ungnade traf, folgte ihm Langeron in die Zurückgezogenheit und theilte mit ihm vollkommen sein Geschick; glücklicher als Fenelon traf ihn nicht das Schicksal, diesen zu überleben, ja er entschlief in dessen Armen. Religion allein vermochte Fenelon's Schmerz bei solch' herbem Verluste zu lindern, aber ungeachtet der vollkommensten Ergebung schwebte doch das Andenken an einen so werthen Freund nicht ohne Rührung stets vor seinen Augen.

Noch waren die schmerzlichen Thränen in Fenelon's Antlitz wegen des Todes Langeron's nicht vertrocknet, als sich auch das Grab für seinen geliebten Zögling, den Herzog von Burgund, öffnete. Wir haben Fenelon's bittern Schmerz aus den Worten, die ihm die Nachricht von diesem furchtbaren Schlage erpreßte, erkannt, wie ihm alle Bande zerrissen schienen, die ihn noch an diese Erde fesselten.

Neun Monate nach des Herzogs Tode hatte er abermals den Verlust eines sehr theuren Freundes zu beklagen. Der Herzog von Chevreuse starb den 5. November 1712. Fenelon war für ihn Freund, Vater und Rathgeber gewesen; des Herzogs Gefühle, Gedanken und Wünsche lagen stets offen vor ihm;

der Herzog berieth ihn sowohl in Betreff häuslicher als öffentlicher Angelegenheiten, so wie seiner Beziehungen zur Gesellschaft als der religiösen Streitigkeiten; nicht minder stand er im beständigen Briefwechsel mit Fenelon und war nothwendiger Mittelsmann zwischen dem Herzog von Burgund und Beauvilliers.

Noch blieb dem Erzbischofe ein Freund, nämlich der, welcher zu seinem Namen, seinem Range, seinen Würden und seinem Ruhme nicht wenig beigetragen: der Herzog von Beauvilliers. Doch ein geheimes Vorgefühl verkündete Fenelon, daß er auch Den bald verlieren werde, der seit dem Verluste des Theuersten, was er besaß, der Mittelpunkt seiner Gefühle geworden war.

Fenelon's Befürchtnisse waren leider nur zu sehr begründet! Der Herzog unterlag einer auszehrenden Krankheit, wozu theils häusliches Mißgeschick, theils der so schnelle und unvorhergesehene Tod des Herzogs von Burgund das Ihrige beigetragen, am 31. August 1714 im siebenundsechzigsten Lebensjahre; — Fenelon sollte dies für ihn so schmerzliche Ereigniß nur vier Monate überleben!

Beauvillier's Tod war der letzte Schlag, dem Fenelon's so zartfühlende Seele vollends unterlag; sein schwächlicher Körper konnte dem Eindrucke solch' schmerzhaften Verlustes keine Kraft mehr entgegensetzen. Er sah und wollte in diesen betrübenden Vorfällen nur die Anordnung der Vorsehung erkennen, die alle seine Bande lös'te, um ihm Nichts mehr, was wünschenswerth wäre, zu lassen, und ihm den Fingerzeig gäbe, alle seine Gedanken der Ewigkeit

zuzuwenden. Er sammelte noch die wenigen ihm übrigen Kräfte, um der Gemahlin des Herzogs den letzten traurigen Freundschaftsdienst zu erweisen; doch gelang es ihm wenig, ihr einen Muth einzuflößen, dessen er selbst so sehr bedurfte. In allen seinen Tröstungen, durch die er ihren Schmerz zu lindern sucht, läßt er das Vorgefühl seines nahen Endes durchblicken.

„Möchte Gott“ — so schrieb er unter Anderm — „in Ihr so tief verwundetes Herz Tröstung träufeln! „Wohl ist die Wunde fürchterlich, aber die Hand des „Trösters hat eine allvermögende Kraft. Nein, es „ist nur das sinnliche Auge, es ist nur die Einbild- „ungskraft, die ihren Gegenstand verloren. Den „wir jetzt sinnlicher Weise nicht zu schauen vermögen, „o er ist mehr als je uns nahe; wir finden ihn ohne „Unterlaß in unserm gemeinschaftlichen Kreise; er „sieht uns daselbst, er verschafft uns wahre Hülfe. „Was mich betrifft, der so viele Jahre hindurch sei- „nes Anblickes beraubt war, ich spreche mit ihm, ich „öffne ihm mein Herz, ich glaube ihn vor Gott zu „finden.“ — Hierauf fügte er die merkwürdigen „Worte hinzu, die seinen nahen Tod anzukünden schienen: Bald werden wir Den wieder finden, den wir ja nicht verloren haben; wir nahen uns ihm täglich mit Riesenschritten; nur noch kurze Zeit, und wir werden keine Thränen mehr zu vergießen haben. Drei Tage nach diesem Briefe, den 1. Jänner 1715, ward Fenelon auf's Krankenlager geworfen, von dem er nie wieder aufstand.

Der tiefe Schmerz, der Fenelon seit dem Tode

Beauvilliers' darniederdrückte, vermochte dennoch nicht, ihn nur einen Augenblick von seinem oberhirtlichen Amte zurückzuhalten. Einige Wochen vor seiner Krankheit machte er noch eine Rundreise in seinem Kirchsprengel. Sein Wagen stürzte an einer gefährlichen Stelle, Niemand hatte eine Beschädigung zu beklagen, der Erzbischof aber erlitt eine Erschütterung, die ihn nach Cambrai zurückzukehren zwang. Am Abende des 1. Jänners 1715 brach ein Fieber, von äußerst heftigen Schmerzen begleitet, aus. Fenelon fühlte, daß seine Stunde gekommen sei. Während der sechs Tage seiner Krankheit erbaute er sich nur an der Lesung der heiligen Schrift. Besonders ließ er sich oft das vierte und fünfte Kapitel des zweiten Briefes an die Korinther vorlesen. Die letzten zwei Tage und Nächte seiner Krankheit bat er dringend, die für seinen Zustand angemessensten Stellen aus der heiligen Schrift ihm vorzulesen: „Wiederholt mir, wiederholt mir," — sagte er von Zeit zu Zeit, — „wiederholt mir diese göttlichen Worte;" und dann sprach er sie, je nachdem es seine Kräfte zuließen, mit den Umstehenden nach. Aus seinen Augen wie aus seinem ganzen Antlitze konnte man erkennen, mit welch' lebhaftem Gefühle er in den Sinn der vorgelesenen Stellen eindrang, die von Glaube, Hoffnung, Liebe, Ergebung, von der Vereinigung mit Gott und von der Gleichförmigkeit mit Christus handelten. Als er sich am dritten Tage seiner Krankheit nach der heiligen Wegzehrung sehnte und man ihm vorstellen wollte, daß die Gefahr nicht so drängend sei, erwiederte er: „In dem Zustande, in welchem „ich mich fühle, habe ich kein dringenderes Geschäft"

Er ließ sich auch sogleich aus dem kleinen Gemache, das er gewöhnlich bewohnte, in ein großes Zimmer bringen, wo sich alle Glieder seines Kapitels versammeln und bei dieser heiligen Handlung gegenwärtig sein könnten; vor dem Empfange des heiligen Abendmahles sprach er einige Worte der Erbauung zu allen Umstehenden.

Den Tag vor seinem Hingange empfing Fenelon die letzte Oelung und unmittelbar darauf dictirte er seinem Almosenier einen Brief, mit dem Auftrage an den P. Le Tellier, denselben dem König vorzulegen. Der Inhalt desselben lautete also:

„Soeben habe ich die letzte Oelung empfangen. „In diesem Zustande, wo ich mich zum Hintritte „vor Gott bereite, ersuche ich Sie inständig, meine „wahre Gesinnung dem Könige bekannt zu geben.

„Ich hatte nur Gelehrigkeit für die Kirche und „Abscheu vor den Neuerungen, die man mir zur Last „legte. Ich empfing die Verurtheilung meines Bu„ches mit unbedingtester Hingabe.

„Es gab für mich keinen Augenblick des Lebens, „in dem ich für die Person des Königs nicht die in„nigste Dankbarkeit, den aufrichtigsten Eifer, die „tiefste Ehrfurcht und unverletzbarste Anhänglichkeit „gehabt hätte.

„Ich nehme mir die Freiheit, Se. Majestät um „zwei Gnaden zu bitten, die sich aber weder auf „meine Person noch auf irgend Eine meiner Ange„hörigen beziehen sollen.

„Die erste ist, daß Se. Majestät die Güte habe, „mir einen frommen und regelmäßig lebenden Nach„folger zu geben, der zugleich wohlunterrichtet ist,

„und fest steht gegen den Jansenismus, der an dieser „Gränze ungemein viele Anhänger findet.

„Die andere Gnade ist, daß Se. Majestät die „Güte habe, mit meinem Nachfolger zu vollenden, „was nicht mehr mit mir in Betreff der Congrega- „tion von St. Sulpice vollendet werden konnte. Ich „verdanke Sr. Majestät die Hülfe, die ich von ihr „(der Congregation) empfange. Es giebt Nichts, was „apostolischer oder ehrwürdiger wäre. Wollte Seine „Majestät meinem Nachfolger zu verstehen geben, daß „es das Beste wäre, mit der Congregation das be- „reits so weit Vorgerückte zu beschließen, so wird die „Angelegenheit bald zu Ende sein.

„Ich wünsche Sr. Majestät ein langes Leben; „Kirche und Staat bedürfen desselben außerordent- „lich. Komm' ich vor Gottes Angesicht, werde ich „oft diese Gnaden erflehen. Sie wissen, mit welcher „Verehrung u. s. w.

„Unterzeichnet Franz, Erzbischof von Cambrai."

Wir wissen nicht, welchen Eindruck dieser Brief auf Ludwig XIV. hervorbrachte, als Le Tellier ihm denselben vorlegte. Er sollte ohne Zweifel dem Kö- nige einige Reue über solch' langen und tiefen Groll einflößen, den er gegen einen Bischof genährt hatte, dessen letzte Worte mit solcher Wahrheit „Dankbar- keit, Anhänglichkeit und Treue" ausdrückten.

Nie hat man wohl rührendere Scenen gesehen, als in der Nacht vor Fenelon's Tode. Alle Glieder seiner Familie waren zu Cambrai versammelt und Einer nach dem Andern erbat und empfing seinen Segen. Auch mehrere Personen aus der Stadt, de- ren Gewissensrath er war, stellten sich deßgleichen

ein, seinen letzten Segen zu empfangen. In derselben Absicht erschien zuletzt seine Dienerschaft und ward unter lautem Schluchzen gesegnet. Der Abbé Le Bayer, Vorstand des Seminars, betete hierauf die Gebete für Sterbende und mischte von Zeit zu Zeit kurze und rührende Worte aus der heiligen Schrift ein; der Kranke gab ungefähr eine halbe Stunde lang gar kein Zeichen des Bewußtseins, hierauf hauchte er um ein Viertel nach 5 Uhr des Morgens sanft seine Seele aus. (Den 7. Jänner 1715.)

Fenelon's Tod bewirkte aufrichtige und allgemeine Trauer in ganz Frankreich. Seine Freunde fielen nach dem Ausdrucke des Herzogs St. Simon in die tiefste und bitterste Trauer. Als sich diese Todesnachricht im Auslande verbreitete, ward sie vielleicht mit noch lebhafterer Theilnahme vernommen, als in Frankreich selbst, wo alle Geister gereizt und getheilt waren. Ganz Europa empfand den Verlust eines Mannes, der sein Jahrhundert durch einen großartigen Charakter, durch glänzende Tugenden und Werke verherrlichte, die so lang währen werden, als die Sprache, in der sie geschrieben wurden.

Papst Clemens XI. vergoß aufrichtige Thränen bei der Todeskunde, und schien betrübt, einen solchen Mann nur aus Besorgniß, dem Könige zu mißfallen, nicht mit der Cardinalswürde geschmückt zu haben. Dieselbe Besorgniß hielt auch das Kapitel von Cambrai ab, eine Lobrede halten zu lassen, wie es doch bei jedem Prälaten der Fall war, der zur Verherrlichung der Kirche diente; auch die französische Akademie wagte es aus demselben Beweg-

grunde nicht, bei ihrer Lobrede auf Fenelon des Namens „Telemach“ Erwähnung zu thun.

So also geschah es, daß Fenelon der einzige Erzbischof von Cambrai gewesen, dem man zu Cambrai keine Lobrede hielt; und die erste literarische Gesellschaft des Königreichs verdammte sich zu einem Stillschweigen über eines der schönsten Werke der französischen Literatur. Doch die Rührung, welche der Namen Fenelon's allein, selbst nach einem Jahrhunderte, in Aller Herzen hervorbringt, wird stets die schönste und dauerhafteste aller Lobreden verbleiben!

In den verhängnißvollen Zeiten der furchtbaren Revolution, wo man Alles, was heilig und ehrwürdig war, mit Füßen trat, wo man Gotteshäuser niederriß oder in Tempel der Gottlosigkeit verkehrte, wo man Altäre umstürzte und gottesräuberische Hände auch der Gräber nicht schonten, blieb auch das Fenelon's nicht unangetastet. Sobald aber auf diese Anarchie eine regelmäßige Regierung gefolgt war, erging der Befehl, in der Stadt Cambrai ein Denkmal zu errichten, das die Asche des unsterblichen Fenelon aufnehmen sollte. In diesem Befehle hieß es unter Anderm: „daß die Asche Fenelon's, welche „durch die thätige Sorgfalt der Behörden von Cambrai gesammelt worden sei, während der Errichtung „des Denkmals in der Kathedrale beigesetzt werde „und zwar mit jener Pracht, jener Würde und Ehrfurcht als es die Natur dieser Ceremonie mit sich „bringe, und als die Talente und Tugenden eines „hochberühmten Prälaten erforderten, dessen Andenken bei dieser Veranlassung geehrt werden soll.“

Da sich aber im Umfange der Kathedrale kein

Platz zur Aufnahme von Fenelon's Sarge ermitteln ließ, so trug man ihn in die Hauscapelle eines gewissen Vauderbach, wo er auch bis zur Vollendung des Monumentes beigesetzt blieb.

Der Herzog von St. Simon giebt von Fenelon folgende Zeichnung:

„Dieser Prälat war groß von Statur, hager, „doch wohl gebaut; hatte eine große Nase; Feuer „und Geist strömten aus seinen Augen, und seine „Physiognomie war derart, daß ich noch keine ihr „ähnliche gefunden, und hatte man die seinige nur ein„mal gesehen, so konnte man sie nicht mehr vergessen. „Sie vereinigte Alles in sich, selbst Widersprechendes „hob sich in derselben nicht auf, denn Ernst paarte „sich mit Anmuth und Heiterkeit; es sprach aus ihr „auf gleiche Weise der Doctor, der Bischof und der „große Herr. Was sich aber gleichsam über sein „ganzes Wesen ausgoß, war Feinheit, Geist, An„stand, Würde und besonders Adel. Es kostete An„strengung, das Auge einmal auf ihn gerichtet, von „ihm wieder abzuwenden. Alle seine Porträte sind „sprechend, ohne daß gerade die richtige Harmonie, „die im Originale herrschte, und die Zartheit jedes „Charakters, den dieses Antlitz vereinte, getroffen „werden konnte. Sein Benehmen entsprach in dem„selben Verhältnisse mit einer Ungezwungenheit, die „sich Andern mittheilte, und einem solchen äußern „Anstande, den man nur im Umgange mit der besten „Gesellschaft und der großen Welt sich eigen macht."

„Fenelon zählte erst vier und sechzig Jahre; „aber unausgesetzte Arbeiten verschiedener Art; eine „vielleicht zu weit getriebene Mäßigkeit; die großen „Widerwärtigkeiten, die ihm in seinem Leben begeg„neten, und besonders der Schmerz, innerhalb weni„ger Jahre alle seine theuersten Freunde verloren zu „haben, untergruben gänzlich seine Gesundheit."

9. **Glaubrecht, J., Roland von Rolandseck.** Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Carls des Großen. In neuen Rahmen gefaßt. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
10. **Castel, H. du, Regina,** oder die Perle am Strande. Eine Erzählung für die Jugend. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
11. **Ayzac, F. v., Erinnerungen aus vergangenen Zeiten.** Für Jung und Alt erzählt. Aus dem Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
12. **Gransard, A., Unter der Laubhütte.** Erzählungen für Volk und Jugend. Aus dem Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

III. Reihenfolge.

1. **Wannenmacher, Fr. X., in der Fremde.** Eine Erzählung für die christliche Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
2. **Horst, J. J., van der, aus Geschichte und Sage.** Erzählungen. Aus dem Holländ. von W. Thiele. Autoris. Uebers. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
3. **Kammerer, W., Ferdinand,** der **taubstumme Knabe.** Erzählung für die Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
4. **Wannenmacher, Fr. X., Leiden und Freuden** des **Lagerlebens.** Eine Erzählung aus den Jahren 1870 und 1871. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
5. **Schnettler, Fr., Kinder werden Leute.** Eine Erzählung aus dem westfälischen Volksleben. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
6. **Thompson, der Jude von Wien.** Eine historische Erzählung aus dem Revolutionsjahre 1848 für Volk und Jugend. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Steinbach. Autorisirte Uebersetzung. Mit 4 Stahlst. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
7. **Glaubrecht, J.,** das **Mädchen von Grenoble.** Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des neu zehnten Jahrhunderts. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
8. **Thiele, W.,** der **Triumph des Glaubens,** oder: Bilder aus dem Leben einer amerikanischen Pflanzerfamilie. Aus dem Holländischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
9. **Steinbach, A.,** die **Störche.** Eine Dorfgeschichte. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
10. **Schnettler, Fr., Ehre Vater und Mutter.** I. Der Sohn des Trunkenbolds. Erzählung. Mit vier Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.
11. — — **Ehre Vater und Mutter.** II. Die Tochter der Waschfrau. Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 30 kr. od. 10 sgr.

Neue katholische Volksbibliothek.

Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für katholische Christen.

Von

A. Hungari.

Ir bis 9r Band, jeder für sich selbstständig unter den Titeln:

Heils-Wege.	Vorzeit und Gegenwart.
In ehrbarer Gesellschaft.	Fern dem Weltgeräusch.
Frommer Wandel.	Erbauliches und Beschauliches.
Herzerquickung.	Brosamen für die Seele.
	Im stillen Kämmerlein.

Jeder Band mit 1 Stahlst. 8. à 30 kr. od. 10 sgr.

Heils -

In ehrbarer Ge

Frommer Wan

Herzerquickung.

Jeder Band mit 1 Sta